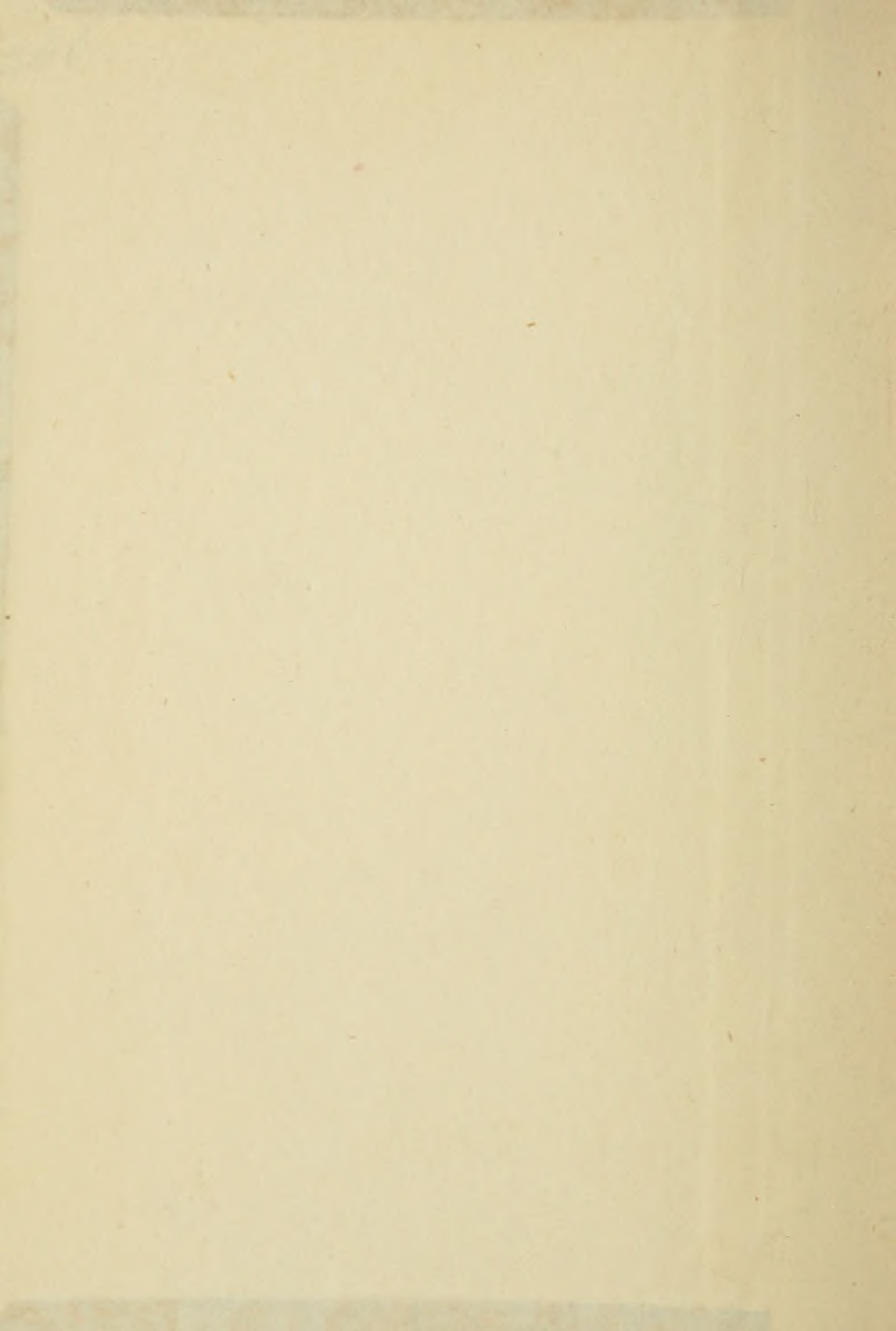
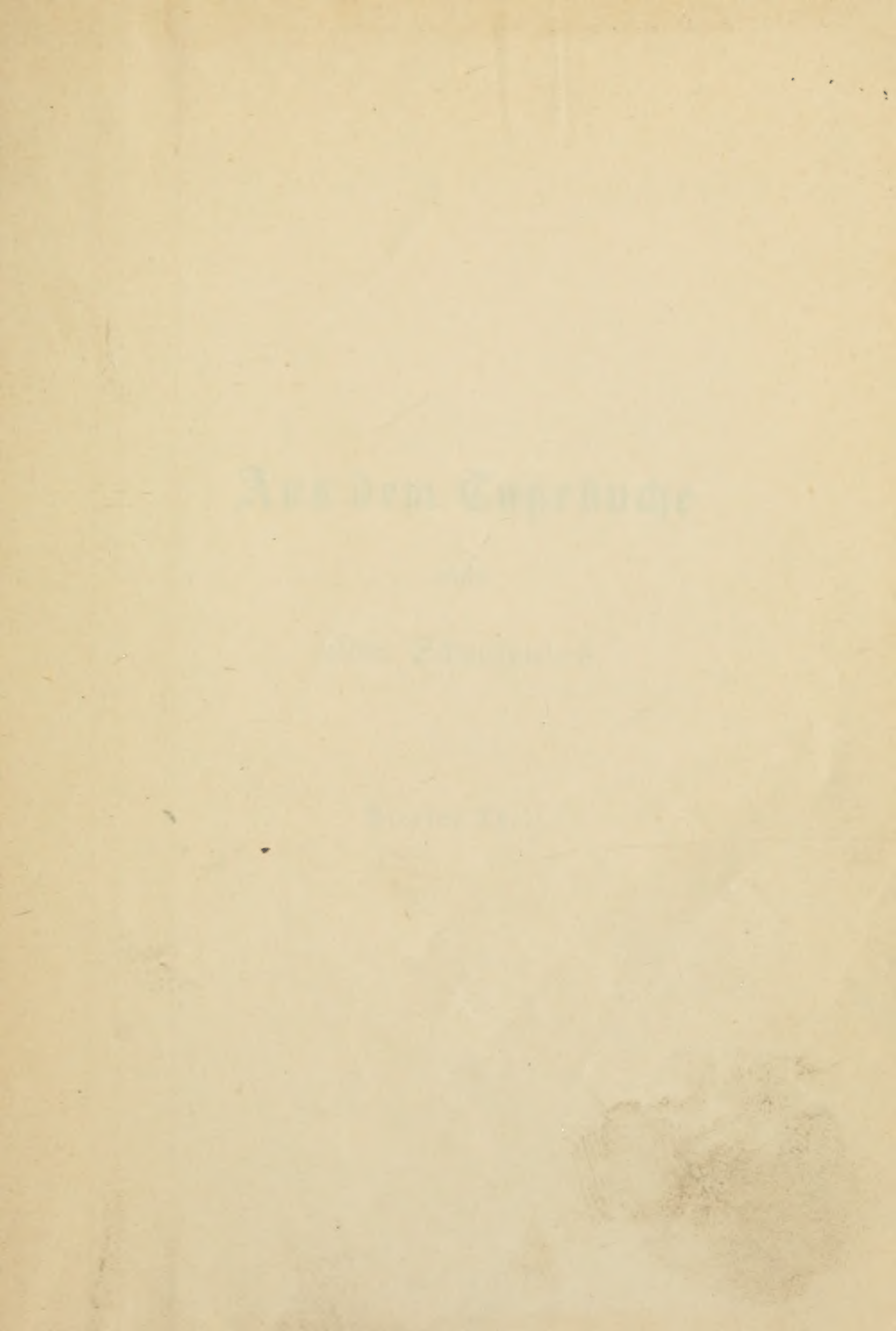
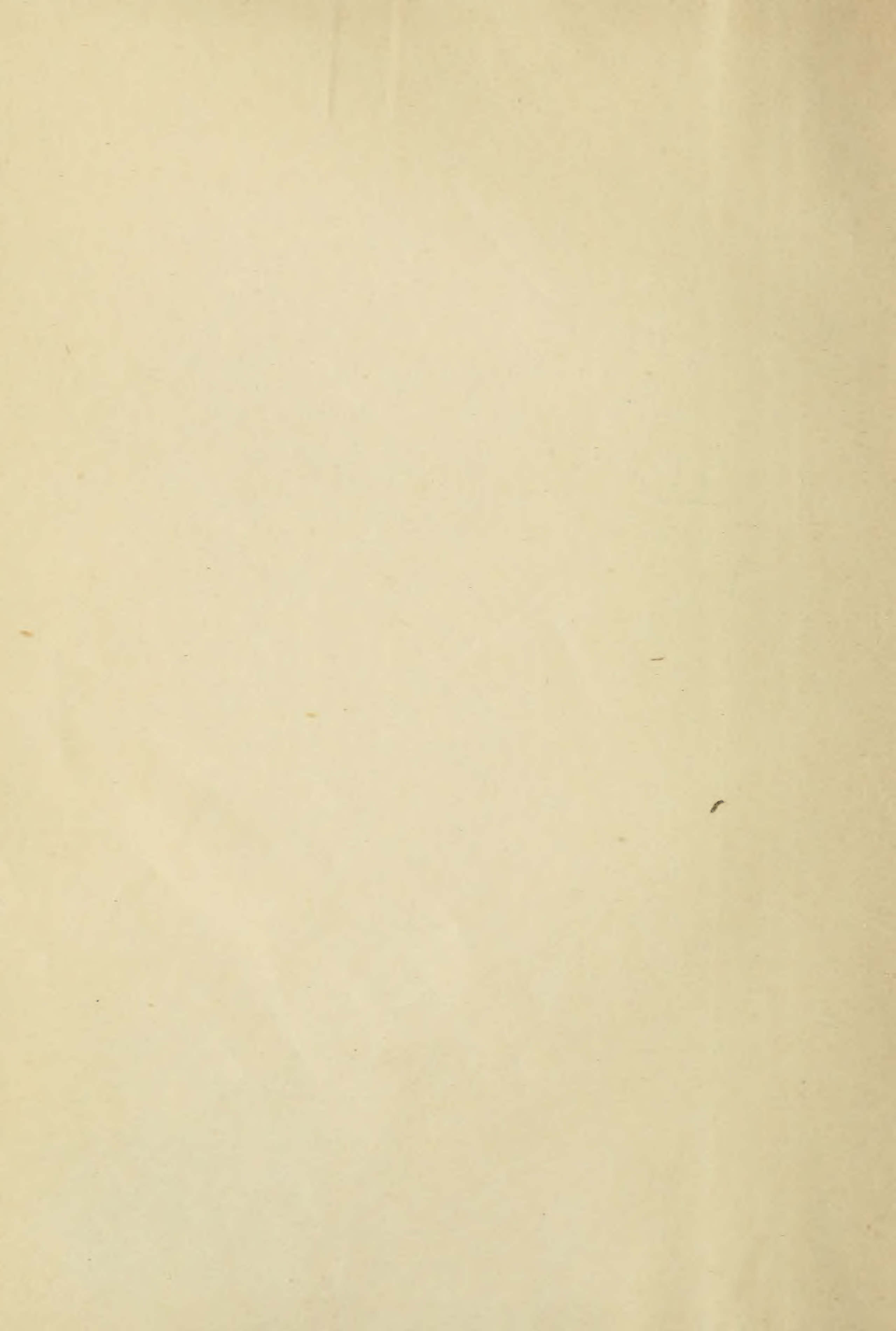


UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01641199 3
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Vierter Theil.



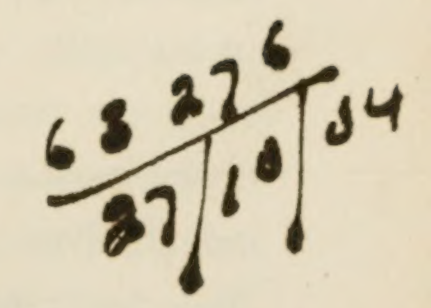
Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.
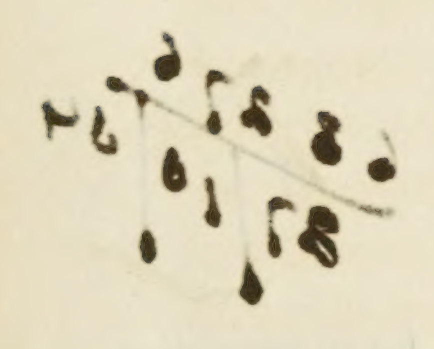
Von

Eduard Genast.



Vierter Theil.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.



Erstes Kapitel.

Rücktritt des Herrn von Spiegel. — Kammerherr von Ziegesar. — Gastspiel in Wien, Breslau und Leipzig.

Herr von Spiegel hatte mit Umsicht neunzehn Jahre der weimarischen Bühne vorgestanden und sich nach und nach auch Fachkenntniß erworben, wo diese aber nach seiner Ueberzeugung nicht ausreichend war, stets den Rath seiner Regisseure in Anspruch genommen. Man konnte ihm das als ein Verdienst anrechnen, denn nur selten zeigen die Herren, welche zu Theaterintendanten bestellt werden, die nothwendige Bescheidenheit; meist glauben sie die Sache besser zu verstehen als Männer vom Fach. Außerdem hatte Herr von Spiegel manche schätzenswerthe Eigenschaft; er achtete die Kunstanstalt und vertrat bei jeder Gelegenheit deren Angehörige nach oben. Bei großen Hoffesten wurden stets die ersten Kräfte des Theaters hinzugezogen, wodurch seine Untergebenen dem Publikum gegenüber eine geachtete Stellung gewannen. Er

war gerecht gegen Jeden und hielt strenge Ordnung auf der Bühne, wie sie zu Goethe's Zeiten üblich gewesen war. Bei jeder Probe war er anwesend, wodurch die Würde der Anstalt aufrecht erhalten und das Ganze künstlerisch gehandhabt wurde.

Leider ließ sein Eifer in den letzten Jahren seiner Administration nach. Lücken entstanden im Personale, die nur ungenügend oder gar nicht ausgefüllt wurden. Mit der Aufstellung des Repertoires war man nicht ohne Grund unzufrieden, kurz, man sah aus Allem, daß ihn die Mühe und Last seines Amtes drückte. Am 1. Juli 1847 legte er die Intendanz nieder, und Herr von Ziegesar trat an seine Stelle. Dieser, ein weimarisches Landeskind, war preußischer Lieutenant gewesen und später als Kammerherr bei dem erbgroßherzoglichen Hofe angestellt worden. Der junge Mann spielte sehr hübsch Klavier, ohne gerade Musiker zu sein, hatte oft das Theater besucht und brachte viel Eifer und Liebe für dasselbe mit. Man hielt ihn demnach befähigt, die Leitung des Theaters zu übernehmen. Er trat mit Anspruchslosigkeit sein Amt an, da er wohl selbst fühlen mochte, daß ihm zu demselben noch die nöthigen Kenntnisse fehlten. Die Mitglieder kamen ihm mit williger Freundlichkeit entgegen und seine Regisseure standen ihm mit Rath und That treulich zur Seite.

Man war vor allem darauf bedacht, eine junge dramatische Sängerin und einen ersten Liebhaber zu gewinnen, da die bisherige Besetzung dieser Fächer nicht genügte.

Wie ich bereits erwähnte, hatte mich Graf Dietrichstein zu einem Gastspiel nach Wien eingeladen, und Anfang Mai 1847 reiste ich dahin ab.

Ich nahm diesmal meinen Weg über Dresden, Prag und Olmütz. Nachdem ich in ersterer Stadt übernachtet hatte, bestieg ich am andern Morgen ein bequemes, wohleingerichtetes Dampfboot. So fuhr ich an den mit Reben bepflanzten Hügeln, an den Schluchten und Höhen, die mein Fuß als Jüngling durchwandert und erstiegen, dahin, und manches liebliche Bild der Vergangenheit wurde in mir wach. Da stand sie ja über Pillnitz, die alte Ruine, an deren epheuumrankten Mauern ich mit Julie so glückliche Stunden verlebt; da sah mein Geist in stiller Einsamkeit ein verliebtes Pärchen sitzen, das siebzehnjährige Mädchen mit unschuldsvollen Augen und reinem Herzen sich an den zwanzigjährigen Jüngling schmiegend, der die Heißgeliebte an sein jubelndes Herz zog. Der fünfzigjährige Mann vergaß in diesem Augenblicke die Gegenwart und weihte dem süßen, seelenvollen Wesen, das der Tod in dem blühenden Alter von sechsundzwanzig Jahren von der Seite eines geliebten Gat-

ten und dreier lieben Kinder gerissen hatte, eine Thräne tiefster Wehmuth.

Bevor wir noch die östreichische Grenze erreichten, brachte mir ein Passagier einen nicht geringen Schrecken bei; derselbe behauptete nämlich, daß man nirgends strenger auf Tabak fahnde als auf dieser Station. Ich hatte, da ich nun einmal dem Laster des Schnupfens ergeben war und das galizische Kraut mir durchaus nicht zusagte, von Dresden ein Pfund meiner Sorte in zwei Paqueten mitgenommen, die ich in aller Gemüthlichkeit in meiner Rocktasche trug. Der wohlmeinende Herr versicherte mir aber, daß sie auch da nicht ganz sicher wären. Ich steckte sie daher in aller Eile in meine weiten Stiefelschäfte. Hätte der visitirende Cerberus den untern Theil meines Körpers schärfer ins Auge gefaßt, so würde er ob meiner Säbelbeine Argwohn geschöpft haben; da er das aber nicht that, so ging die Visitation glücklich vorüber und ich brachte mein Nasenlabsal ohne weitere Gefährdung mit nach Wien.

In Prag hielt ich einen Rasttag. Obgleich sich mein Gastspiel im Jahre 1818 dort gegen sechs Wochen ausgedehnt, so waren mir doch zwei Merkwürdigkeiten entgangen, auf die mich später erst meine Frau aufmerksam machte: die reichen, mit Edelsteinen und Perlen gestickten Meßgewänder, welche die Kapuziner in Verwahrung

haben, und das Karmeliterkloster, worin die unverweschliche heilige Maria Electa seit zweihundert Jahren ihren Thron aufgeschlagen hat. Was kümmerten mich zu jener Zeit alle Perlen der Welt, da die schönsten meine Elise unter ihren Korallenlippen trug, was ein unverweslicher Leichnam, da ich eine lebende Heilige in meine Arme schließen durfte! Diesmal aber wollte ich doch Beides in Augenschein nehmen und begab mich zunächst zu den Kapuzinern. Aber ein freudiges Staunen bei den überreichen Schätzen, die ich allerdings vorfand, wollte bei mir nicht aufkommen, vielmehr erfaßte mich ein förmlicher Zorn, wenn ich bedachte, wie viel Millionen heißer Thränen der Noth und Armuth mit dem enormen Reichthum getrocknet werden könnten, der hier an Diamanten und Perlen aufgespeichert liegt, wahrlich nicht im Geiste der Religion der Liebe und Demuth, sondern nur im Sinne des fanatischen Aberglaubens, der zu Ehren Gottes solche Kleinodien anzusammeln wähnt, anstatt dieselben zum Frommen der Mitmenschen zu verwerthen.

Darauf ging ich zum Kloster der Karmeliterinnen und ließ mich durch den Lohndiener mit dem Bemerken, ich wünsche meine Ehrfurcht der heiligen Electa zu bezeigen, melden. Mein Führer machte mich mit den strengen Regeln, denen die Schwestern dieses Ordens unterworfen sind, bekannt, daß sie ein grobes härenes Gewand auf

dem bloßen Leibe trügen, barfuß gingen, sich nur von Fischen und Hülsenfrüchten nährten und des Nachts in ihren Särgen auf Stroh schliefen. Man öffnete und ich trat in eine einfache Kirche. Zur Seite des Altars befand sich eine mit einem Kreuzgitter verschlossene Vertiefung, die einen großen Schrank mit Fenstern enthielt, in welchem eine tiefverhüllte Nonne stand. Dicht an das Gitter herantretend begrüßte mich die Nonne mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ!" — „In Ewigkeit!" erwiderte ich, mich verbeugend. Sie trug ein braunes härenes Gewand, das eine Schnur mit Rosenkranz über den Hüften zusammenhielt, wodurch die schöne schlanke Gestalt, mehr groß als klein, sich hervorhob. Ihr Haupt bedeckte ein dichter schwarzwollener Schleier, in dem sich zwei Oeffnungen befanden, die mich schwärmerische rehfarbene Augen sehen ließen. Diese konnten freilich auch einer Alten angehören, doch widersprachen dem die schönen weißen Hände und der jugendliche Klang ihrer Stimme. Die Heilige trug dasselbe Gewand wie die Nonne, nur war der Schleier, den ein glänzender Kranz auf dem Kopfe festhielt, zurückgeschlagen, um außer den Händen auch das Gesicht sehen zu lassen. Das alte gelbe Pergamentgesicht interessirte mich viel weniger als das arme junge Wesen mit seinen rehfarbenen Augen, welches mir dieses medicinische Kunststück zeigte. Ob diese beweglichen

Arme und Hände einer Gliederpuppe angehören, könnten, wenn sie dürften, nur die Nonnen verrathen. Ein profanes Auge wird nie in dies Geheimniß dringen. Meine Ehrfurcht gegen die Heilige bewies ich dadurch, daß ich scheinbar der jungen Nonne Alles, was sie mir über Maria Electa mittheilte, glaubte, obgleich ich im Stillen über solchen frommen Kinderglauben lächeln mußte, den diese gewiß mit voller Ueberzeugung aussprach, denn ihr Auge begeisterte sich mehr und mehr bei ihrer Erzählung. Ich hätte mich nun füglich empfehlen können, aber ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die weiche, schöne Stimme noch länger zu hören und dabei in die schönen Augen zu blicken. Ich fragte:

„Wie lange, fromme Schwester, gehören Sie diesem Orden an?“

„In meinem neunzehnten Jahre bin ich als Novize eingetreten, habe drei Jahre lang alle Regeln streng erfüllt, und endlich hat man mich gewürdigt, noch vor der Zeit meine Gelübde abzulegen.“

„Und wie lange ist das her?“

„Zwei Jahre.“

„Ist es wahr, fromme Jungfrau, daß die Ordensregel den Schwestern gebietet, in einem Sarge auf Stroh zu schlafen?“

„So ist es, mein Herr.“

„Und graust Ihnen bei Ihrer Jugend nicht vor dem unheimlichen Lager?“

„Anfänglich wohl, jetzt nicht mehr! Es ist ja das Bett, das uns einst alle erwartet, in welchem unser müder Leib Ruhe und Frieden finden wird, wenn unsere Seele zum ewigen Heil in das Himmelreich eingegangen ist. Dort werde ich meinen Bräutigam wiederfinden, vor dessen Bild ich hier auf Erden nur unter Thränen beten kann. Dort werde ich ihn nicht mehr gekreuzigt, sondern an der Seite seines himmlischen Vaters sehen, und die heilige Jungfrau Maria wird unsern keuschen Bund auch im Himmel segnen.“

Das Mädchen interessirte mich immer mehr, denn solche Sprache konnte nur aus dem Munde einer Gebildeten kommen.

„Man hat mir gesagt, daß Sie Tag und Nacht nur dieses härene Gewand auf dem bloßen Körper tragen?“

Sie schlug verschämt die Augen nieder und neigte ihr Haupt. Ich selbst schämte mich meiner ungehörigen Frage und fuhr schnell fort: „Und daß Sie sich nur von Fischen und Hülsenfrüchten nähren?“

„So ist es, mein Herr! Und auch daran mangelt es zuweilen, so arm sind wir! Dann freilich müssen wir die Nothglocke läuten, damit uns gute Menschen mit dem Erlaubten zu Hülfe kommen.“

„Fromme, ich möchte sagen, heilige Schwester, Sie könnten mich sehr glücklich machen, wenn Sie nur für einen Augenblick den Schleier lüfteten, damit ich Ihr Antlitz mir auf immer ins Gedächtniß präge.“ Sie trat einen Schritt zurück, schüttelte das Haupt und sah mich mit sehr ernsten Augen an.

„Zürnen Sie mir nicht“, fuhr ich fort, „ob dieser kecken Bitte, aber wenn uns Männern ein weibliches Wesen solche Verehrung und Hochachtung einflößt, so ist sie ganz natürlich. Leben Sie wohl! Gott und Ihr himmlischer Bräutigam beschütze Sie auch ferner! Möge diese himmlische Liebe Sie auf Ihrem rauhen Lebenspfade bis zum Tode begleiten und bei Ihrer Jugend die irdische nie in Ihrem Herzen wach werden!“ Der Lohndiener hatte mir einen Gulden als Geschenk genannt, ich schob die vierfache Summe durch das Gitter. Ein wisperndes „Ich danke!“ und „Gott segne Sie!“ waren die letzten Worte dieses frommen Wesens. Tiefes Mitleid für die lebendig Begrabene verfolgte mich den ganzen Tag.

Dies war also das Kloster, in welches Nina Sontag, die jüngere Schwester der berühmten Henriette, Schwärmerei getrieben hatte. Ihr zarter Körper konnte die Qualen der Entsagung nur kurze Zeit ertragen, und auf Verlangen der Priorin mußte die Mutter sie zurückneh-

men. Sie wurde dann im Kloster Mariaschein aufgenommen. Dort wird sie nun am Sarge ihrer verklärten Schwester, der Gräfin Rossi, beten, deren letzter Wille gewesen sein soll, in dem Kloster, wo Nina Nonne sei, beigesetzt zu werden.

Ganz gegen meine Gewohnheit wollte ich diese Reise als guter Oekonom zurücklegen, was mir früher trotz aller Bestrebungen nie hatte gelingen wollen. Die trefflichen Waggons der thüringer und der sächsischen Eisenbahnen im Auge habend, nahm ich unbesorgt einen Platz dritter Klasse. Ein tückischer Dämon hatte mir diesen Gedanken eingeflüstert. Erstens hatte ich die weite Entfernung von Prag nach Wien nicht bedacht, zweitens die Construction des Wagens, der aus einem langen Gange bestand, zu beiden Seiten mit Sitzplätzen, die höchstens 1¼ Fuß von einander entfernt waren, vorher nicht in Augenschein genommen. Als ich die Arche Noah's, wo wohl hundert Personen sitzen und stehen können, wenn sie sich wie Heringe zusammenschichten, betrat, wählte ich mir zunächst einen Eckplatz, um zu erproben, ob meine Kniee nicht mit meinem künftigen vis-à-vis in unangenehme Berührung kommen würden. Das Resultat war eben kein günstiges zu nennen, denn meine Kniee, und wenn ich mich auch bis zur äußersten Grenze des Sitzes zurückzog, stießen an die Kante der gegenüber befindlichen hölzernen Bank.

Solange der Waggon noch nicht überfüllt war, machte ich vom Sitzen, Gehen und Stehen Gebrauch; da aber auf jeder Station die Flut der Menschenkinder immer höher stieg, eilte ich auf meinen früher occupirten Platz, den mein hingelegter Nachtsack mir gesichert hatte, zurück. Aber o Schrecken! eine alte dicke Böhmin hatte mir gegenüber Platz genommen und verengte den Raum in unleidlicher Weise. Eine Zeit lang fügte ich mich als demüthiger Christ in meine Lage, aber endlich, da die Dame ihren Beinen immer mehr Spielraum gewährte, wurde mir's zu arg, ich sprang auf und legte, da der Gang ziemlich unbesetzt geblieben war, die übrige Strecke bis Olmütz theils stehend, theils gehend zurück, wobei meine gequetschten und steifen Gliedmaßen wieder in Ordnung kamen. In Olmütz erquickten mich ein treffliches Abendbrod und eine Flasche Melniker. Der Conducteur war so freundlich, mir für die Nacht einen Eckplatz zu reserviren. Als ich ihn eingenommen, kamen zwei hübsche Mädchen, eine Brünette und eine Blondine, herein und setzten sich mir gegenüber. Aus ihrer Unterhaltung konnte ich schließen, daß sie dem wiener Ballet angehörten. Es waren allerliebste muntere Dinger, die ihr Wienerisch höchst ergötzlich sprachen. Ich suchte mein erlerntes Wienerisch hervor und mischte mich in ihr Gespräch mit dem Bemerken, daß ich mich freue, mit so liebenswürdigen Lands-

männinen zu fahren. „Sein Se a aus Wien?" fragte die Brünette. „Na, und ob! Das hörn's doch!" sagte ich. „Geheng's weg! Se sein ka Wiener! Sagen's mal: Backhändl!" Damit war meine Weisheit am Ende, denn kein Nordländer ist im Stande, dies Wort richtig in wienerischer Mundart auszusprechen. Aus dem schallenden Gelächter der Mädchen entnahm ich, daß ich die Probe schlecht bestanden. Dies hinderte mich aber nicht, die Unterhaltung mit den heitern Geschöpfen fortzusetzen, und die Nachtfahrt wurde amüsanter verlebt, als ich mir gedacht. Die Mädchen waren als Figurantinnen beim Ballet der großen Oper am Kärntnerthor angestellt. Nachdem sie mir das mitgetheilt, rief ich voll Emphase aus: „Ei, da sind wir ja Collegen, wenn auch meine Kunst nicht in der Gelenkigkeit der Beine besteht." Ich sagte ihnen, daß ich Schauspieler sei und nach Wien reise, um am Burgtheater Gastrollen zu geben, und wenn sie mich sehen wollten, möchten sie nur beim Theaterdiener, da ich noch nicht wüßte, in welchem Hotel ich Unterkommen finden würde, meine Wohnung erfragen, ich würde ihnen dann Billets geben.

Kurz vor Wien, wenn ich nicht irre, unweit Wagram, wo die Bahn erst fällt und dann steigt, stand der Zug, der aus achtundzwanzig Waggons bestand, still. Alle Versuche, ihn wieder in Gang zu bringen, blieben fruchtlos, folglich

mußte an der Locomotive etwas nicht in Ordnung sein. Diese wurde abgehängt und fuhr nach Wien, um Hülfe zu requiriren. Während der Zeit des Aufenthalts ging der größte Theil der Passagiere spazieren, um nach der nächtlichen Fahrt die steifen Glieder wieder etwas gelenk zu machen. Endlich kam die sehnlichst erwartete Hülfe, die Conducteure schrieen: „Einsteigen!“ und Alles eilte nach den Waggons. Aber kaum waren wir einige Hundert Schritte fortgeschleppt worden, als der Zug abermals still stand. Da rief eine mächtige Stimme aus einem Coupé erster Klasse: „Oberconducteur! Kommen's her!“ Dieser kam mit tiefster Devotion dahergesprungen; es mußte also ein sehr vornehmer Herr sein, vielleicht der Director selbst. „Was is denn das für ane verfluchte Wirthschaft?“ schnauzte er den Conducteur an. „Seheng's nach! Am Ende haben die andern Sakermenter gar vergessen aufzubremsen!“ Und so war es, denn kaum war das Donnerwort ausgesprochen, so hörten wir das Knarren und Knirschen der Räder an den Hemmmaschinen. Die ganze Gesellschaft brach über diese Naivetät in ein schallendes Gelächter aus, und im Fluge ging es nun nach Wien.

Da lag sie zum zweiten Mal vor mir, die große mächtige Kaiserstadt, aber so stumpf hatte mich die vierundzwanzigstündige Fahrt gemacht, daß ich ihr nur wenig Aufmerksamkeit schenkte; mein ganzes Streben ging nur

dahin, so bald wie möglich ein Unterkommen zu finden, wo ich mein Haupt niederlegen und meine müden Glieder ausstrecken konnte. Nach langem Suchen fand ich endlich diese Wohlthat im Matschakerhof, die freilich nur aus einem Stübchen im dritten Stock nach dem Hof hinaus bestand. Das beste Möbel darin war ein vortreffliches Bett, das ich sofort benutzte; dem Kellner befahl ich, mich erst nach sechs Stunden zu wecken. Der gute Junge, der mir meine Erschöpfung ansehen mochte, gab eine Stunde zu. Ich fühlte mich nach diesem siebenstündigen Schlaf vollkommen gekräftigt.

Die erste Vorstellung, der ich noch an demselben Abend meiner Ankunft im Burgtheater beiwohnte, war „Kabale und Liebe", worin Joseph Wagner aus Leipzig als Gast in der Rolle des Ferdinand auftrat. Mein Leib war durch Schlaf und Speise erfrischt, hier sollte es auch mein Geist werden, denn es war eine fast in allen Theilen vollendete Darstellung. Altmeister Anschütz spielte den Stadtmusikus Miller. Das war ein lebenswarmes, frisches Bild eines handwerksmäßigen Musikanten aus dem vorigen Jahrhundert. Wenn man selbst eine Rolle oft und gern gespielt hat, so fühlt man ein höheres Interesse, wenn man sie von einem Andern darstellen sieht; die Anforderungen steigern sich, namentlich einem solchen Meister gegenüber; man achtet auf Alles, nicht die kleinste

Nüancirung geht verloren, kurz, man spielt in Gedanken mit. Soweit ich mich selbst beurtheilen kann, blieb meine Leistung hinter der von Anschütz in den beiden ersten Acten zurück. Nur das Verdienst durfte ich, ohne anmaßend zu sein, mir zuschreiben, daß ich auch im fünften Act versuchte, der schlichte Bürger zu bleiben, während Anschütz zum tragischen Heldenvater überging. Der Dichter selbst kann wohl einen Schauspieler durch die poetischen Phrasen, die er seinen alten Miller aussprechen läßt, zu solcher Auffassung verleiten; denn wie passen die Worte: „Du kannst Dich mit einer Schnur Perlen erwürgen!" in den Mund eines Musikanten! Darum ist es Sache des Schauspielers, solche Abnormitäten, die der Dichter sich zu Schulden kommen läßt, in das richtige psychologische Gleis zurückzuführen. Dieser Ausspruch einem Schiller gegenüber mag Vielen kühn erscheinen, er ist aber doch richtig.

Frau Peche, obgleich über das vorgeschriebene Alter der Louise schon lange hinaus, gefiel mir außerordentlich. Was nützen mir alle jungen Louisen, denen die Künstlerschaft zu dieser Aufgabe mangelt, die den sentimentalen, schwärmerischen Charakter der Musikantentochter aus dem achtzehnten Jahrhundert noch schwärmerischer und sentimentaler hinstellen, als es schon der Dichter gethan! Die Peche war eine Louise, wie ich sie nie besser gesehen,

denn sie wußte das rechte Maß zu treffen. Ihre Erscheinung war jugendlich frisch, und wo so Treffliches geleistet wird, braucht man nicht nach dem Taufschein der Künstlerin zu fragen.

Laroche gab den Wurm, soweit die Intention des Dichters es zuließ, menschlich. Er verschmähte alle die Faxen, die so manche Darsteller dieser Rolle anbringen, indem sie womöglich vor dem moralischen Auge des Publikums mit zwei Pferdefüßen und doppelter Hahnenfeder erscheinen. Seine Haltung dem Präsidenten gegenüber war voll Unterwürfigkeit, ohne in widerliche und gemeine Kriecherei auszuarten, während er im Miller'schen Hause eine vornehme Protectormiene annahm. Mit einem Worte, seine Leistung war vortrefflich. Die Krone aber des Abends gebührte nach meiner Ansicht Wilhelmi als Präsident. Persönlichkeit, Organ, Geberde, Rede, Alles bildete ein harmonisches Ganzes. Ich hatte in diesem Genre noch nichts Besseres gesehen; dem Manne konnte man glauben, wenn er sagt: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum!" Der Präsident ist nach meiner Ansicht der naturwüchsigste Charakter im ganzen Stück, und Wilhelmi wußte ihn meisterhaft zur vollsten Geltung zu bringen.

Die Erwartungen, die ich von Frau Hebbel-Enghaus als Lady Milford gehegt, wurden nicht erfüllt. Ich sah

sie zum ersten Male, und obgleich ihre Erscheinung von imposanter Schönheit war, so lag doch in ihrem Spiel eine Kälte, in ihrer Rhetorik eine Monotonie, die mir förmlich peinlich wurden.

Wagner, den ich schon von Leipzig her kannte, brachte zur Rolle des Ferdinand alle Erfordernisse mit: Jugend, schlanke Gestalt, edles Gesicht und ein schönes Organ. Seine Leistung hätte man höchst gelungen nennen können, wäre er nicht in den großen Fehler verfallen, den ich schon in Leipzig an ihm bemerkt. Sobald er nämlich eine Rede geendet hatte, schien er keinen Theil mehr an der Handlung zu nehmen. Aus dem vorher so lebenswarmen Menschen wurde fast eine leblose Statue.

Außer dieser Vorstellung sah ich noch vor meinem Auftreten den „Sohn der Wildniß". So viel wurde mir daraus klar, daß ich hier den Tell, in welcher Rolle ich auftrat, noch einfacher spielen müsse, als ich es in Berlin gethan, wollte ich in dem einfachen, schlichten Rahmen nicht als eine fremde Gestalt erscheinen. Ich schloß mich daher, soweit es mir möglich war, dem raschern Tempo meiner Mitspieler an, ohne zu verleugnen, daß ich ein Goethe'scher und nicht ein Schröder'scher Schüler war, fand auch in Laroche (Attinghausen) und der trefflichen Rettich (Hedwig) zwei Gleichgesinnte, die Schiller'sche Jamben in gleicher Weise sprachen. So mochte es

denn kommen, daß das Publikum meine Leistung freundlich und ehrenvoll aufnahm.

Ich bin nie ein Anhänger des allzu ausgeprägten Pathos gewesen, wie er bei einigen Mitgliedern der Goethe'schen Schule zuweilen vorgekommen sein mag, noch weniger des widerlichen Bombastes, den ich im rhythmischen Drama bei einigen Mitgliedern der berliner Bühne fand. Mein Streben ist immer dahin gegangen, die Natur mit dem Idealismus zu verbinden. Diesem Princip bin ich namentlich bei der Darstellung des Tell gefolgt, wo ich mehr den schlichten Landmann, als den Helden hervorhob, das Pathos nur da anwendend, wo es hingehörte. In dem schwierigen Monologe, den schon mein Vater die Klippe für die Darsteller dieser Rolle nennt (Bd. I, S. 148), habe ich es, soweit es der Seelenzustand des aufgeregten Mannes zuläßt, soviel wie möglich zu vermeiden gesucht. Ich werde noch Gelegenheit haben, mich über einige Charaktere der Schiller'schen Dramen, die ich dargestellt, weiter auszusprechen. Daß man in Wien den ganzen fünften Act wegläßt und nach der Ermordung des Landvogts die Scene vor Tell's Haus versetzt und mit dem Zujauchzen seiner Landsleute das Stück schließt, ist unverantwortlich dem Dichter und dem Publikum gegenüber.

Meine zweite Rolle war der Oberförster in Iffland's „Jägern". Sehr bedauerte ich, daß die Rolle der Ober-

försterin im Besitze der Frau Brede und nicht der treff=
lichen Haitzinger=Neumann war. Erstere hatte ich im
Jahre 1822 in Stuttgart auf und außer dem Theater
kennen lernen; sie war eine herzensgute Frau, aber eine
mittelmäßige Schauspielerin mit hohem, dünnem Organ.
Da die Haitzinger selbst gegen mich den Wunsch aus=
sprach, mit mir die Oberförsterin zu spielen, so machte
ich einen Versuch, dies herbeizuführen, aber umsonst, denn
das eiserne Rollenmonopol am Burgtheater stand noch in
schönster Blüte. Zum Glück und Vortheil der Kunst ist diese
alberne Pietät größtentheils jetzt abgeschafft. Mag es
auch vorkommen, daß ein urtheilsloser Intendant, deren
es ja auch zuweilen gibt, einem Schauspieler, dessen Kräfte
noch vollkommen zu einer Rolle ausreichen, dieselbe ab=
nimmt und sie einem minder befähigten überträgt, es ist
nicht so schlimm, als wenn er zuläßt, daß ein gebrechli=
cher Greis, seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen, auf der
Bühne hin und her wankt, denn so ein alter Schauspie=
ler, der nur sich und selten die Kunst im Auge hat, hält
eine dankbare Rolle fester als der Teufel eine arme Seele.

Ich erlaubte mir den Wunsch gegen den Grafen
Dietrichstein auszusprechen, in meiner dritten Rolle als
Wallenstein oder Götz von Berlichingen aufzutreten, aber
Se. Excellenz bestimmte hierzu den Oliver in „Cromwell's
Ende", der, wie ich von allen Seiten hörte, eine ganz vor=

treffliche Leistung von Laroche war. Wollte Se. Excellenz mich aufs Glatteis führen? Ich bat ihn, mich von diesem Wagniß zu dispensiren, aber er bemerkte, daß er sehr wünsche, einen Vergleich zwischen mir und Laroche anzustellen. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts und ich mußte in den sauern Apfel beißen. Die Sache ging besser, als ich nach solchem Vorgänger erwarten durfte; man rief mich nach dem ersten, dritten, vierten und fünften Acte hervor.

Erst später fand ich Gelegenheit, Laroche in dieser Rolle zu sehen. Seine Auffassung dieses Charakters war freilich eine ganz andere als die meine. Zumeist kehrte er den zärtlichen Familienvater heraus, während ich den großen Staatsmann, den Reformator und Helden in erste Reihe stellte, ohne die schwärmerische Liebe für seine Betty zu verleugnen. In der Scene im dritten Acte mit Betty brach er über das unkindliche Verlangen der geliebten Tochter in Thränen aus, ich ließ den Zorn die Oberhand gewinnen. Cromwell ist nicht mehr der Heuchler, wie ihn der Dichter in den „Royalisten" erscheinen läßt; hier hat er diese Maske gänzlich abgeworfen und steht als ein Koloß da, der Staat und Menschheit unter seinen Füßen hält und seine kühnsten Hoffnungen verwirklicht sieht. Ob diese Ansicht die richtige ist, darüber mögen zunächst der Autor und der Geschichtschreiber urtheilen.

Die Gespräche, die ich mit Raupach über sein Meisterwerk geführt, haben mich in meiner Ansicht bestärkt und sicher gemacht.

Der Gebrauch, einen Theaterwagen zu halten, was für den Gast eine große Annehmlichkeit ist, existirte am Burgtheater; in Berlin mußte ich mich auf eigene Kosten ins Theater fahren lassen. Das Wetter war an dem Tage, an welchem „Cromwell's Ende" aufgeführt wurde, so ausnehmend schön, daß ein herrlicher Abend zu erwarten stand, und so beschloß ich, ihn nach der Vorstellung mit meinen Freunden zu genießen. Zum Versammlungsort war der Lothringer bestimmt, eine Restauration, die kaum zweihundert Schritte vom Burgtheater entfernt ist. Während der Vorstellung fragte mich der Theaterdiener: „Fahrn mer z' Haus, Ew. Gnaden?" — „Nein, ich gehe noch zum Lothringer!" — „Ah gut." Als ich aber nach der Vorstellung in die Vorhalle des Theaters trat, strömte ein so furchtbarer Regen vom Himmel herab, als ob die lieben Englein daselbst alle Wascheimer der 11000 Jungfrauen mit einem Mal ausschütteten, denn Dächer und Straßen waren mit Schaum bedeckt. Ein einziger Fiaker trotzte diesem Wolkenbruche und hielt etwa zwanzig Schritte vom Portale. „He", schrie ich ihm zu, „Fiaker! Was wolln's haben bis zum Matschaker Hof?" Ich legte den Weg zu Fuß in zehn Minuten zurück.

„Fünf Gulden Münz, Ew. Gnaden!“

„Was! Fünf Gulden Münz!“ rief ich, entrüstet über die Unverschämtheit des Burschen, und im wiener Dialekt fuhr ich fort: „Du bist wohl nit g'scheidt, die klane Strecke!“

„Und der grausige Regen! Den rechnen Ew. Gnaden wohl für nicks? I thu's net anders! Fünf Gulden Münz!“

„Na, dos is g'spaßig! Wie is denn dei Nummer?“ (Er schweigt.) „Dei Nummer will i wissen, du Sakermenter! Du willst's net sagen? Na, da muß i schon selber schaun.“ Aber kaum hatte ich einen Schritt vorwärts gethan, so hieb der Bursche auf seine Pferde und jagte davon.

Der Regen hatte nachgelassen und ich ging zum Lethringer, wo ich meine Freunde versammelt fand und ihnen mein Abenteuer lachend mittheilte. „Dos Wienrisch möcht' i mit ang'hört hab'n, wos Genast g'plauscht hab'n mag“, sagte der Lokaldichter K. Ich sprach meine Verwunderung über das schnelle Davonjagen des Kerls aus. K. erzählte mir folgende Polizeigeschichte, woraus mir klar wurde, warum diese Burschen einen so riesigen Respect vor diesem Institute haben. Ob der Thatbestand sich ganz so verhalten hat, will ich dahingestellt sein lassen, denn K. hatte eine lebhafte Phantasie und wußte

eine Anekdote ganz vortrefflich zu erzählen, wie er überhaupt ein liebenswürdiger Gesellschafter war.

Ein vornehmer Herr kommt aufs Polizeibureau und verklagt den Fiaker Nr. 241, der ihn gröblich behandelt und übertheuert habe. Der Commissar klingelt und befiehlt den Fiaker Nr. 241 herbeizuschaffen. Unterdessen beginnt der Polizeirath mit dem Fremden, der sogar ein Ordensband im Knopfloch trägt — damals noch eine Seltenheit in Wien — ein Gespräch und beide bemerken nicht, daß endlich der Angeklagte erschienen ist. Der Commissar wagt die eifrige Unterhaltung der hohen Herren nicht zu stören und fängt sein Examen mit dem Burschen an.

Commissar. Was hast'n für Geschichten gemacht, du Sakermenter?

Fiaker. Gar nicks, Ew. Gnaden! I hab' ganz ruhig an meinem Platz g'halten.

Commissar. So? An Deinem Platz hast g'halten?

Fiaker. Ja, Ew. Gnaden!

Commissar. Wo is denn Dei Platz?

Fiaker. Am Stephansthurme.

Commissar. Ah! Dann is schon recht. Abführen! (Es geschieht; nach kurzer Zeit tritt der Mensch mit Thränen in den Augen wieder ein.)

Commissar (zu dem Fremden). Woll'n Ew. Gnaden

die Gnade haben, den Menschen anzuschauen? (zum Fiaker) Kennst Du diesen Herrn?

Fiaker (schluchzend). Na! I hab' den Herrn mei Lebtag nit g'seng'n.

Fremder. Auch ich habe den Menschen nie gesehen. Ach! Jetzt fällt mir ein! Nicht 241, sondern 142 war die Nummer.

Commissar (bedauernd den Kopf schüttelnd). Ah! Ew. Gnaden, das is freili a schlimmer Irrthum für den armen Teufel! (zum Fiaker) Wie viel hast denn kriegt?

Fremder (erschrocken). Was! Der Mensch ist geschlagen worden? (Zieht die Börse und gibt ihm ein Goldstück.)

Commissar (heimlich zum Fremden). A Gulden wär' a g'nug g'wesen. (laut) Also wie viel hast kriegt?

Fiaker. Zehn, Ew. Gnaden.

Commissar. Na! Se soll'n der gut geschrieben werden.

Solch harmloses Justizverfahren mag wohl nach dem Jahre 1848 nicht mehr vorgekommen sein.

Meine letzte Rolle war der alte Busch im „Räuschchen" von Bretzner. Obgleich der Hofschauspieler Lembert die Handlung in das neunzehnte Jahrhundert verlegt, den geckenhaften Rath Brand in einen misanthropischen, alternden Buchhalter verwandelt und das heirathslustige

elfjährige Julchen weggestrichen und somit dem Charakterbilde aus dem vorigen Jahrhundert die Spitze abgebrochen hat, so bleibt das Stück auch noch in diesem modernen Gewande von großer Wirkung. Das Lustspiel in seiner neuen Form hatte vor meiner Mitwirkung wohl schon zwanzig Wiederholungen erlebt, dennoch war das Haus fast in allen Räumen gefüllt, ein Beweis, welch komische, auf originelle Charaktere und nicht nur auf komische Situationen gegründete Kraft dem Ganzen innewohnt.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Wien dehnte sich ziemlich auf drei Wochen aus, und ich hatte Gelegenheit, mehreren höchst gelungenen Darstellungen im Burgtheater beizuwohnen. Als unübertrefflich möchte ich zwei Lustspiele bezeichnen: „Die Frau im Hause" und „Peter und Paul". Im erstern gab die Haitzinger-Neumann die Tittelrolle und Fichtner den pedantischen Doctor. Beide stellten ein paar Charakterbilder auf, die den Stempel der höchsten Meisterschaft trugen. Mit ihnen bildeten die Damen Louise Neumann und Wildauer, die Herren Korn und Herzfeld ein so harmonisches Ganzes, daß man sofort um eine Wiederholung hätte bitten mögen.

Nicht minder vollendet war die Darstellung von „Peter und Paul", worin Löwe den Paul und die Neumann die Lisbeth gaben. Bekanntlich spielte Löwe im Beginn seiner

theatralischen Laufbahn das Fach der Naturburschen und hatte darin nur einen Rivalen auf der deutschen Bühne, Karl Unzelmann in Weimar. Wer hätte damals (1814) gedacht, daß Ludwig Löwe nach wenigen Jahren in nicht minderer Vortrefflichkeit sich zum ersten tragischen Liebhaber und jugendlichen Helden emporschwingen würde? Außer dem wundervollen Organ und den schönen, lebhaften blauen Augen hatte ihn die Natur zu diesem Fach nicht mit besonderer Körperschönheit ausgestattet, denn seine Gestalt war von mittler Größe und gedrungen, und doch entzückte er auch in diesem Fach das Publikum durch seinen hinreißenden Vortrag, sein Feuer und seine frische Natürlichkeit. Die letztere brachte er in der Rolle des Paul zur vollsten Geltung und entwickelte darin eine solche liebenswürdige Naivetät, besonders in dem kleinen Monolog, wo Paul überlegt, wie er den Kaiser ansprechen will, daß ich tausend Hände hätte haben mögen, um mein Entzücken an den Tag zu legen. Nicht minder groß war die liebliche Neumann als Lisbeth. Da war auch Alles Natur! Sie hätte unbesorgt wagen dürfen, die Naivetät bis auf die höchste Spitze zu treiben, und wäre doch, wie Doris Böhler, selbst bei dem kühnsten Unterfangen graziös geblieben. Das Einzige, was ich hier und da in ihrer Darstellung vermißte, war die Schalkhaftigkeit, die Doris gerade in dieser Rolle in so reichem Maße entfaltete.

Es wird den deutschen Schauspielern von ihren Landsleuten, die in Paris gewesen oder den Vorstellungen einer französischen Truppe in unserem Vaterlande beigewohnt haben, gesagt: „Auf diese Höhe des leichten Conversationstons werdet ihr Euch nie schwingen. Lustspiele kann man nur von Franzosen aufführen sehen. Ein solches Ensemble werdet Ihr bei Eurer Schwerfälligkeit nie erreichen.“ Der Ausspruch ist nicht so ungerecht, als er scheint, das wird jeder ehrliche Schauspieler selbst zugeben. Woher aber kommt das? Bringt der Deutsche weniger Talent zum Schauspiel mit als der Franzose? O nein! Die Directoren tragen hauptsächlich die Schuld, die den Schauspielern kaum Zeit lassen, ihre Rollen nothdürftig auswendig zu lernen. Dann werden drei bis vier Proben abgehalten, und erst bei der Hauptprobe lernt der Schauspieler Decorationen und Requisiten kennen. Die Darstellung muß an dem Tage stattfinden, für den sie bestimmt war, denn der Director hat die Kasse im Auge und der Hoftheater-Intendant will seine Anordnungen befolgt wissen. Kann bei solchem Verfahren ein vollkommenes Ganzes erzielt werden? Erst nach mehreren Wiederholungen rundet sich bei uns eine Darstellung ab und tritt auf die Stufe der Vollkommenheit, wie ich sie in Wien bei der Darstellung der obengenannten Lustspiele bewundert habe. Wie ganz anders verfahren die Fran-

zosen! Sie bringen keine Novität vor das Auge des Publikums, bevor nicht jeder Mitwirkende seine Aufgabe bis ins Kleinste ausgearbeitet hat und das Ensemble ein vollkommenes ist, und wären auch zwanzig bis dreißig Proben dazu erforderlich. Darin können sie den deutschen Schauspielern und Directoren unbedingt als Muster dienen.

Nachdem ich die Meisterleistungen eines Wilhelmi, Anschütz, Löwe, Laroche, Fichtner, einer Haitzinger-Neumann und Peche erwähnt habe, komme ich noch auf eine Persönlichkeit zurück, die ich oben nur flüchtig genannt habe, Julie Rettich, damals nach meiner Ueberzeugung die erste Tragödin der deutschen Bühne. Sie war die Einzige, die mich im Organ, in Rhetorik, Plastik und Mimik an die große Sophie Schröder aufs lebendigste erinnerte, und wußte ihre Mittel wie jene im schönsten Einklang zu gebrauchen, wodurch sie stets ein vollendetes Ganzes zur Anschauung brachte.

Mein geselliges Leben war nicht minder erfreulich, da meine Freunde sich bemühten, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und manche werthvolle neue Bekanntschaft wurde mir zu Theil. So erinnere ich mich noch jetzt mit Vergnügen eines heitern, genußreichen Tages, den ich auf Rettich's Landgute verlebte, wo ich den Dichter der „Griseldis“ kennen lernte. Halm

trägt die Poesie, mit der er uns in seinen Werken erfreut, auch in das gesellige Leben über. Der große, schöne Mann übte durch seine geistreiche Unterhaltung eine gewaltige Anziehungskraft auf mich aus. Grillparzer, den ich schon im Jahre 1820 in Leipzig hatte kennen lernen, suchte ich gleich nach meiner Ankunft auf, um meine Persönlichkeit in sein Gedächtniß zurückzurufen. Damals war er ein Mann von dreißig Jahren; dunkle Locken schmückten sein edles Haupt. Jetzt stand in etwas gebeugter Haltung ein Greis mit gebleichtem Haar und schmalen Wangen vor mir, aber noch strahlte aus den feurigen Augen die hohe Poesie und Begeisterung, mit der er lange Jahre das deutsche Volk erbaut und erquickt. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß die jetzigen Bühnenlenker seine trefflichen dramatischen Werke mit Ausnahme der „Medea" gänzlich vom Repertoire verschwinden lassen. Ich war hochbeglückt, daß er mich als alten Bekannten freundlich begrüßte und der Zeit gedachte, wo wir mit mehreren Mitgliedern der leipziger Bühne, unter denen sich auch meine Frau befand, einen fröhlichen Abend im Hotel de Russie verlebten.

Die „Sappho" war zu jener Zeit in Wien bereits mehrere Male mit außerordentlichem Beifall gegeben worden. Kurze Zeit darauf erschien sie auch mit großem Erfolge auf unserer leipziger Bühne, und Christine Böh-

ler, die damals zwanzig Jahre alt war, gab die Titelrolle. An jenem Abend sagte Grillparzer zu ihr, die nun meine Frau war: „Ich habe mit Erstaunen gehört, daß Sie meine Sappho spielen! Da wäre mein Phaon ja a Dalk, wann er sich in ane Andere verliebte." Die Noth hatte den Hofrath Küstner zu dieser Besetzung veranlaßt, da seine tragische Heldin, Frau Steinau, vom Schlage getroffen unheilbar darniederlag. Erst nach einiger Zeit gewann er eine tüchtige Künstlerin, Frau Mietke, für dieses Fach.

Ich bitte den geehrten Leser, mich nicht mit dem Schüler im „Faust" zu vergleichen, wenn ich ihm gestehe, daß ich bei meinem Gastspiele in Wien den herrlichen Dichter bat, mir einige Zeilen in mein Album zu schreiben. Ich hatte auf meinen vielen Reisen nur selten Gebrauch von dieser Sitte gemacht, da ich von den berühmten Männern und Frauen, mit denen ich verkehrt, interessante Briefe besaß, die ein Albumblatt unnöthig machten; hier aber fand ich eine Ausnahme am Platze. Grillparzer schrieb:

Kehrst Du nach Weimar wieder,
So geh' an Goethe's Grab,
Sag' ihm, daß deutsche Dichtung,
Nicht er nur, stieg hinab.

In diesen Worten liegt eine zu große Bescheidenheit, da sie in den Mund eines Grillparzer nicht passen, und

nur Wenige werden sich mit solchem Ausspruche einverstanden erklären, zu denen ich unbedingt nicht gehöre. Gott sei Dank, ist die deutsche Dichtung mit Goethe nicht begraben worden, und mancher Dichter ist nach seinem Tode erstanden, auf den wir mit Stolz blicken können.

Noch eine interessante Persönlichkeit lernte ich in Franz von Braunau kennen, der mir viel Schmeichelhaftes über meine Leistungen sagte. Auch er schrieb unaufgefordert in mein Album, das er zufällig auf meinem Tische liegen sah:

„Was Ihre Darstellungen im Hofburgtheater an meinem Auge vorübergeführt, hat mich an das Höchste erinnert, was ich an Gebilden Ihrer Kunst von Ludwig Devrient, Eßlair, Koch und Krüger*) gesehen. Sie werden dadurch stets in werthem Andenken der Wiener bleiben.“

Mit meinem vieljährigen Freunde Saphir kam ich nur wenig zusammen, da er auf seinem Sommersitze in Baden wohnte und selten in die Stadt kam. Doch dort verlebte ich mit ihm einen herrlichen Tag, Sonnenschein am Himmel und in unsern Herzen. Er hatte mich ge-

*) Die beiden Letztgenannten einst Koryphäen des Burgtheaters.

beten, so früh als möglich zu kommen. So fuhr ich denn schon mit dem Zuge um acht Uhr hinaus und wurde von ihm und seiner liebenswürdigen Gattin aufs freundlichste empfangen. Bekanntlich hatte Saphir die Wittwe eines Schiffskapitäns geheirathet, die ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen und einen heitern, prächtigen Knaben von ungefähr zwölf Jahren zubrachte. Als wir in den Garten eintraten, tummelte sich dieser schon auf seinem kleinen Pony, den ihm sein Stiefvater vor wenigen Tagen geschenkt hatte. Es war wahrhaft rührend anzusehen, mit welcher Wonne Saphir den muthigen Knaben betrachtete, der mit freudestrahlendem Gesicht aufjauchzte, wenn sein Pferdchen die tollsten Sprünge machte und im Sturm mit ihm dahinflog. Nach dem Frühstücke schweiften wir in dem romantisch gelegenen Bade umher, und mein heiterer Wirth zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten. Zunächst das Helenenthal, wo das prachtvolle Schloß Weilburg, dem Erzherzog Albrecht gehörig, sich an einen Bergkamm lehnt, auf dessen Gipfeln man die Ruinen Scharfeneck, Rauheneck und Rauhenstein erblickt. Die schönsten Landhäuser des reichen Adels und der Kaufmannschaft schmücken das Thal. Es muß im Sommer ein paradiesischer Aufenthalt sein. Dann gingen wir zu den verschiedenen Badeanstalten, deren heiße, erdig-salinische Schwefelquellen schon die Römer benutzt

haben sollen. Am meisten interessirten mich die Vollbäder, wo Damen und Herren gemeinschaftlich baden. Die Sache erscheint in der Idee unanständiger, als sie in der Wirklichkeit sein mag. Es ist eine Morgenpromenade im Wasser, bei der beide Geschlechter in den elegantesten Badegewändern erscheinen.

Während unserer Abwesenheit hatten sich noch mehrere Gäste eingefunden, unter andern auch meine liebe alte Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer. Saphir brauchte nicht Goethe's Gedicht: „Viele Gäste wünsch' ich mir heut' zu meinem Tisch", anzustimmen, er hatte im Sommer jeden Tag das Vergnügen, und je mehr Gäste kamen, desto heiterer wurde er. Aber seine arme Frau konnte mit Max rufen: „Es hängt Gewicht sich an Gewicht." Als ich die Gästezahl überblickte, von denen sich mehrere nicht hatten anmelden lassen, die er aber ebenfalls bat, mit seinem einfachen Mahl fürlieb zu nehmen, flüsterte ich ihm zu: „Aber, Saphir, was sagt denn Ihre liebe Frau zu Ihrer enormen Gastfreundschaft?" Er erwiderte mir: „Die denkt wie meine gute selige Mutter! Als ich sie einst fragte, warum sie immer weit mehr koche, als unsere Familie nöthig habe, sagte mein liebes Mütterchen: »Was müßte denn der liebe Gott denken, wann er auf meinen Herd herabschaut und so a klan's Töpfl sieht? Er könnt' ja glauben, daß ich zu jenen Geizdrachen

gehörte, die weder einem Freunde, noch einem Armen etwas gönnen.«"

Wie alle Juden hing auch Saphir mit unendlicher Liebe an seinen Aeltern und ihre Aussprüche galten ihm als heiliges Gesetz. Er konnte zuweilen sehr sarkastisch sein und einen beißenden Witz, selbst wenn er seinen besten Freund getroffen hätte, nicht unterdrücken, aber dennoch war er ein herzensguter Mensch mit wahrhaft kindlichem Gemüthe.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien hatte ich das Glück, eine Kirchenfeier mit anzusehen, die in ihrer weltlichen und geistlichen Pracht Alles überstieg, was ich bisher gesehen: den Frohnleichnamszug, dem der Kaiser Ferdinand mit seiner Gemahlin, die Erzherzoge und der ganze Hofstaat beiwohnten. Es wird manchem Leser vielleicht von Interesse sein, wenn ich hier von diesem grandiosen Bilde eine flüchtige Skizze beifüge. Mein Gönner, der Buchhändler Gerold, hatte mir in seinem Hause einen Platz reservirt, von wo aus ich in nächster Nähe das Ganze überschauen konnte.

Das Bürgermilitär bildete vom Stephansplatz nach den Straßen, wo die Stationen sich befanden, Spalier. Den Zug, der sich aus der Kirche entwickelte, eröffnete die Geistlichkeit der verschiedenen Kirchensprengel Wiens mit ihren Fahnen. Vor dem Baldachin, der von vier

Geistlichen in prachtvollen Gewändern getragen wurde und unter welchem der Erzbischof im Meßgewande, reich mit Perlen und Edelsteinen gestickt, die heilige Monstranz trug, gingen die Großen des Reichs, die Ritter des goldenen Bließes und die ungarischen Magnaten in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Einer davon nahm meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Er trug einen Kalpak mit brillanter Adlerfeder, über der ein voller glänzend weißer Reiherbusch hervorragte. Koller und Beinkleid, reich mit Gold gestickt, waren von veilchenblauem Sammt. Ein smaragdgrüner Sammtüberwurf mit Zobelbesatz fiel über die linke Schulter und war durch ein Brillantschloß über der Brust befestigt; gelbe, ebenfalls mit Perlen und Edelsteinen verzierte Stiefel machten den Schluß. Der Mann trug so viel Edelsteine und Perlen an sich, daß man dafür wohl ein kleines Fürstenthum hätte kaufen können. Doch mehr noch als der kostbare Anzug interessirten mich die große Körperschönheit des Mannes und die orientalischen Züge seines edlen Gesichts.

Hinter dem Baldachin kam der Kaiser, ein gebeugter Mann mit großem Kopfe, der nur spärlich mit Haaren bedeckt war, und hängender Unterlippe. Demuthsvoll trug er seine blumenumwundene brennende Wachskerze. Sein Gefolge bildeten vier Pagen und vier Kammer-

herren. Es folgte die Kaiserin mit einer gleichen Zahl Pagen und Hofdamen. Ein wehmüthiges Gefühl überkam mich, als ich die hohe stolze Frau mit ihren feurigen Augen, in denen eine Art bitterer Verachtung lag, daherschreiten sah hinter einem Gemahl, der in seinem Aeußern das Gegentheil bildete. Nach dem kaiserlichen Paare kamen die Erzherzoge und Erzherzoginnen mit ihren Cavalieren und Hofdamen, dann der ganze weibliche und männliche Hofstaat, der wohl zumeist dem Fürsten- und Grafenstande angehören mochte. Besonders die Damen entwickelten eine Pracht in ihren reichen Gewändern, ihren Demanten und Perlen, als wollten sie die Strahlen der Sonne verdunkeln. Nach dem Hofstaaate kam die Hofdienerschaft. Nun aber folgte der für mich interessanteste Theil des Zugs, nämlich die deutsche, ungarische und italienische Nobelgarde zu Pferde. Jede Abtheilung bestand außer den Offizieren aus 50 Mann. Die erste ritt hellbraune Pferde und trug meergrüne frackartige Uniformen, schwarze dreieckige Hüte mit Federbusch, Alles reich mit Goldborte besetzt, die zweite schwarze Kalpaks mit silberner Adlerfeder und Reiherbusch, rothe Dolmans und Beinkleider mit Silberschnüren, Tigerfelle und gelbe Stiefel und ritt auf Apfelschimmeln. Die Adlerfeder und die Schlösser an den Tigerfellen waren bei den Offizieren von Brillanten.

Die italienische trug rothe Jacken mit Schößen, goldene Helme mit schwarzer Raupe, weiße, goldgestickte Pantalons und ritt Rappen. Keine plumpe Gestalt, kein unedles Gesicht war unter all diesen schönen Männern zu finden; ihre ganze Haltung zeugte von Bildung und edler Abkunft. Den Schluß dieses großartigen Zugs bildeten die Innungen mit ihren Fahnen. Mein Nachbar am Fenster sagte mir, daß er diesem Kirchenfeste in Rom beigewohnt, dort aber bei weitem nicht solche Pracht sich entwickelt habe.

Wie schon erwähnt, war ich im Matschakerhof abgestiegen und wohnte drei Treppen hoch. Am Tage meines ersten Auftretens als Tell pocht es sehr frühzeitig an meine Thür. Auf mein „Herein!" erscheinen meine netten, tanzenden Reisegefährtinnen. „Haben's uns vergessen?" fragte die etwas kecke, schalkhafte Brünette. Ich hatte wahrlich nicht mehr an mein Versprechen gedacht. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, gab ich ihnen die beiden Parquet-Sperrsitze, die jeder Gast am Burgtheater nicht nur zu seinen Darstellungen, sondern täglich während seines Aufenthalts bekommt. Die Mädchen freuten sich außerordentlich über die vornehmen Plätze und waren voller Dankbarkeit. Den andern Morgen kamen sie wieder, um mir nochmals zu danken. Die Brünette führte abermals das Wort, da ihre Ge-

fährtin sehr schweigsam war, und ich erfreute mich an dem natürlichen Verstande dieses lieblichen Geschöpfes. Was ich anfänglich für Keckheit genommen, erschien mir nun als ungeschminkte Naivetät. Das Mädchen sprach über den „Tell“, den sie noch nie gesehen, ein so gesundes Urtheil aus und schien überhaupt ein so lebhaftes Interesse am Schauspiel zu nehmen, was bei den tanzenden Nymphen selten der Fall ist, daß ich sie aufforderte, so oft sie Zeit und Lust habe, sich eine Freikarte bei mir zu holen, was sie dankbar annahm. Zuweilen, wenn ich nicht beschäftigt war, saß ich im Theater neben ihr und erstaunte über die Aufmerksamkeit, mit der sie die Darstellung verfolgte. Sie wünschte sehnlichst Schauspielerin zu werden und brachte dazu ein sonores Organ und einen schönen Körperbau mit, den sie, wie ich in einem Ballet bemerken konnte, mit Anmuth und Grazie zu bewegen wußte, aber der scharf ausgeprägte wiener Dialekt, den sie wohl schwerlich beseitigen konnte, trat ihrem Wunsche hemmend entgegen.

Herrn von Ziegesar's Auftrage nachkommend, sah ich mich nach einer jungen dramatischen Sängerin um, die in Wien um diese Zeit zu Dutzenden engagementlos herumlaufen. Aber unter allen, die ich die Ehre hatte kennen zu lernen, war auch nicht eine, die meinen Anforderungen genügt hätte. Theilweise hübsche Mädchen mit

schönen Stimmen, die aber noch der Ausbildung bedurften, oder solche, die mehr Metall um Hals und Arme trugen als in ihrer Kehle und, wie mir schien, bald ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern konnten. Zu einer Sängerin führte mich Laroche, die sich allerdings als tüchtige Künstlerin bewährte und nebenbei ein sehr hübsches Mädchen war. Aber da war nichts zu machen, denn als ich auf ihre Frage, ob Weimar so groß wie Wien sei und auch fünf Theater habe, erwiderte, daß es eine kleine Stadt sei, die 14000 Einwohner und nur ein Theater habe, schrie sie voll Entsetzen auf: „Jesus, Maria und Joseph, da muß es langweilig sein!“

Der Agent Herr von A. machte mich auf eine junge dramatische Sängerin aufmerksam, die gegenwärtig in Breslau ohne Engagement verweile. Sie sei eine Schülerin von Hauser und ihr Aeußeres wie ihre Stimme und Methode höchst empfehlenswerth. Da mich mein Rückweg über Breslau führte, so hatte ich ja Gelegenheit, die Dame kennen zu lernen.

Wenige Tage vor meiner Abreise besuchte ich noch meinen lieben langjährigen Freund Albert Lortzing, der damals, neben Herrn von Suppé, Kapellmeister an der Wien war. Seine Stellung bei diesem Theater schien mir keine angenehme zu sein; er fühlte sich, wie er mir sagte, in dieser Umgebung gedrückt. Ich wohnte der Auf-

führung seines „Waffenschmied" bei, der mir noch unbekannt war, und muß offen gestehen, daß ich die Darstellung nur theilweise gut fand. Lortzing durfte, meiner Ansicht nach, seinen Platz auf der Bühne nicht verlassen, den er bei seinem schönen dramatischen Talent so vollkommen ausfüllte. Dort kamen ihm das Publikum und seine Collegen mit herzlicher Zuneigung entgegen, denn er war eine liebenswürdige Persönlichkeit, und es blieb ihm ja Zeit, Werke zu schaffen, an deren Melodien sich jeder Deutsche erfreute und noch lange Zeit erfreuen wird. Hier mußte er sich mit anmaßenden, oft unwissenden Sängern und handwerksmäßigen Musikanten, die ihn um seinen Ruhm und seine Stellung beneideten, herumärgern. Oft habe ich den trefflichen Künstler wie den lieben braven Menschen in tiefster Seele bedauert, dem sein späteres Amt ein so frühzeitiges Grab gegraben hat.

Alle Abschiedsbesuche waren gemacht, und ich rief der Kaiserstadt mit ihren Kunstschätzen und all ihren gemüthlichen Bewohnern, die mich als Künstler und Mensch so freundlich aufgenommen, ein herzliches Lebewohl zu. Todmüde kam ich zur Eisenbahn, wohin mich mehrere meiner lieben Collegen und Freunde begleiteten. Auch meine liebliche Brünette, die mir schon am Morgen gesagt hatte, sie würde mich noch einmal sehen, befand sich an

einem Fenster des Wartesaals und nickte mir einen Abschiedsgruß zu. Ein bequemer Eckplatz zweiter Klasse, denn die Qualen meiner Hinfahrt nach Wien standen noch lebendig vor meiner Seele, war bald gefunden, und ich dachte wie Wallenstein einen langen Schlaf zu thun, der sich auch noch vor Sonnenuntergang einstellte. Ich schlief die ganze Nacht, bis mich mit Tagesanbruch eine kräftige Männerstimme durch den Ausruf: „Na! dos is aber a Woasser!“ aus meinen süßen Träumen riß. Ein förmliches Meer umgab nach rechts und links den Eisenbahndamm, so hatte sich die tückische Oder, deren Verwüstungen ich schon im Jahre 1826 in Breslau mit angesehen, ausgebreitet und bedeckte bis an die goldenen Aehren die reichen Saatfelder mit ihren schmuzigen Fluten. Die Ueberfahrt bei Oderberg war gar nicht gefahrlos und nur mit Hülfe eines Nothseils konnte die Fähre ans jenseitige Ufer gebracht werden. Unweit Breslau hatte die Flut in den Niederungen ganze Dörfer bis an das Dach unter Wasser gesetzt.

Seit ich Breslau nicht gesehen, waren siebzehn Jahre vergangen; wie fand ich die ehemalige Festung, besonders in ihren Vorstädten, gewachsen und verändert! Die ärmlichen Häuser und Baracken der Schweidnitzer Vorstadt waren verschwunden und hatten sich in Paläste verwandelt.

Wie in Wien war auch hier die erste Vorstellung, der ich im Theater beiwohnte, „Kabale und Liebe". Ich würde den Abend zunächst meinen alten Freunden gewidmet haben, wenn nicht Emil Devrient den Ferdinand als Gast gespielt hätte, den ich seit langen Jahren in dieser Rolle nicht gesehen; dies zog mich mächtig ins Theater. Ich war weniger erstaunt über die abermaligen Fortschritte in seiner Kunst als über sein Aeußeres. Nicht ein fünfundvierzigjähriger Mann, nein, ein Jüngling mit edler Gesichtsbildung und aller Spannkraft des Körpers stand vor meinen entzückten Blicken. Manchen trefflichen Künstler hatte ich in dieser Partie gesehen, aber keiner kam ihm gleich, denn nur er brachte alle Erfordernisse mit, die man an einen Darsteller des Ferdinand stellt. Daß das weibliche Publikum nicht nur für den großen Künstler, sondern auch für den schönen Mann sich begeisterte, wer könnte darüber sich verwundern! Seine Leistung und die Wohlbrück's als alter Miller ließen mich über die sonst mangelhafte Darstellung hinwegsehen. Zwei weitere Meisterleistungen Devrient's waren der Hamlet und der Robert in den „Memoiren des Teufels". Mich des Breitern über die hohe Künstlerschaft Devrient's auszulassen, möchte mir als nahem Verwandten von mancher Seite her verdacht werden, aber das wage ich ohne Rückhalt auszusprechen, daß wohl lange Jahre vergehen mögen

ehe wieder in diesem Fache ein solcher Künstler, der alle zu demselben erforderliche Eigenschaften mitbringt, erstehen wird.

Wir verlebten mehrere fröhliche Abende zusammen, wobei ich die Bemerkung machte, daß sich seine Natur geändert hatte. Früher vermied er jede Aufregung vor oder nach einer großen Rolle, jetzt konnte er nach einer solchen bis tief in die Nacht hinein schwärmen und hatte dann noch Trieb, durch die von Mondschein beleuchteten Straßen zu lustwandeln, ohne daß es seiner Gesundheit nachtheilig wurde.

Gleich nach meiner Ankunft hatte die breslauer Direction, die damals aus den Herren Richard Kießling, Dr. Rimps und Kaufmann Reimann bestand, mir ein Gastspiel angeboten. Obgleich mein Zweck nur gewesen war, meine alten Freunde wiederzusehen, ließ ich mich doch von diesen und der Direction bestimmen, den Antrag anzunehmen. Eine reiche Einnahme war nach Devrient's Gastspiel freilich nicht zu erwarten, doch fiel sie besser aus, als ich gedacht. Ich trat als Tell, Wallenstein, Oberförster und alter Busch auf; das Publikum empfing mich mit dem frühern Wohlwollen und viele Ehrenbezeigungen wurden mir zu Theil.

Auch in musikalischer Hinsicht sollte mir ein hoher Genuß werden; Frau Köster-Schlegel, die ich als acht-

zehnjähriges Mädchen in Leipzig hatte kennen lernen, gastirte zu gleicher Zeit. Ich sah sie zunächst als Euryanthe, worin sie eine dramatische Kraft entwickelte, die mich zur Bewunderung hinriß. Nicht minder vollkommen war die Darstellung ihrer Valentine in den „Hugenotten", und trotz der gewaltigen Anstrengung, die das langjährige Singen solcher Partien erfordert, hatte der Silberklang ihrer Stimme nicht verloren, sondern eher an Stärke und Wohllaut gewonnen. Ihre schöne, einnehmende Erscheinung harmonirte mit Allem, was sie gab, und voll Entzücken hätte ich ihr zurufen mögen: „Du bist in die Reihe der ersten dramatischen Sängerinnen Deutschlands getreten." Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch das Ensemble der dortigen Oper kennen, das über dem des Schauspiels stand. Vor allem fiel mir eine junge Sängerin auf, die höchstens neunzehn Jahre zählen konnte und bildschön war, Fräulein Garrigues.*) Ihre Eglantine und Agathe, in welchen beiden Rollen ich sie zuerst hörte, waren zwei Charakterbilder, wie ich sie nie besser gesehen. Leider war ihre Stimme, namentlich in der Mittellage, sehr angegriffen, was sie auch selbst fühlen mochte, denn sie schlug meinen Engagementsantrag nach

*) Jetzt Wittwe des Tenorsängers Ludwig Schnorr von Carolsfeld.

Weimar mit dem Bemerken aus, daß sie sich auf längere Zeit von der Bühne zurückziehen werde.

Zwei liebe Gönner und Freunde waren zu ihren Vätern heimgegangen, Gottlieb Korn und Kaufmann Seyler, aber ihre Wittwen und Kinder empfingen mich mit großer Herzlichkeit. Frau Korn hatte schon im Jahre 1826 ihre volle Gunst und Liebe zunächst meiner Frau zugewendet, darum war ihre erste Frage: „Was macht denn meine liebes Christinchen?“ Ich konnte ihr nur Gutes über sie berichten, woran die liebe alte Dame den innigsten Antheil nahm. Obgleich sie im Sommer auf ihrem zwei Stunden von Breslau entfernten Gute Oswitz wohnte, so sahen wir uns doch öfters; sie kam zu meinen Vorstellungen in die Stadt und ich fuhr, wenn ich unbeschäftigt war, zu ihr hinaus, und immer kam ich von der siebzigjährigen heitern, lebensfrohen Matrone erfrischt zurück. Von ihr sollte ich eine Lebensregel für das Alter empfangen. Bei einem Mittagsessen lernte ich die Gesellschaft kennen, in der sie sich jetzt bewegte. Ein wahrer Blütenkranz von jungen Damen und Männern reihte sich um die Tafel. Neben ihr sitzend fragte ich sie nicht ohne Verwunderung nach ihren frühern Freundinnen. „Ei was!“ rief sie ärgerlich, „das sind alte Schachteln geworden! Die eine hört so schwer, daß man sich die Lunge ausschreien möchte, eine andere wackelt

beständig mit dem Kopfe, daß man schwindlig wird, und wieder eine weiß von weiter nichts zu sprechen als vom Sterben. Das wäre mein Casus! Nein, ich halt's mit der Jugend, da bleibe ich mit jung!" Und wahrlich, sie hat Recht; ich mache es jetzt in meinem siebenundsechzigsten Jahre auch so. Sie war eine wahre Mutter ihrer Unterthanen, die meist aus Katholiken bestanden und denen sie auf einem Berge eine prachtvolle Kapelle, zu der die üblichen Stationen führten, hatte erbauen lassen. Von ihren Einkünften verwandte sie jährlich Tausende an Hülfsbedürftige, aber für sich brauchte sie nur wenig. Kurz, sie gehörte zu den trefflichsten Frauen, die ich auf meinem Lebenswege habe kennen lernen. Längst ruht sie im Grabe, aber bei denen, die sie haben wirken und walten sehen, wird ihr Andenken unverlöschlich bleiben.

Bei Frau Seyler, der Besitzerin des Hauses auf dem alten Ring, von dessen Balkon einst Friedrich der Große den Frieden proclamirt, sah ich der Enthüllung seiner Reiterstatue zu, welcher der damalige König Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen beiwohnten. Es war eine erhebende Feier. Tausende von Menschen, die keinen Platz an einem Fenster oder in den Nebenstraßen hatten gewinnen können, saßen auf den Dächern, denn um den großen Markt, auf welchem gerade dem oben benannten Hause gegenüber das Monument errichtet war,

bildete das Militär, das aus Cavallerie, Infanterie und Artillerie bestand, ein Viereck, das sich fast an die Häuser anlehnte. Als der König und der Prinz erschienen, wurden sie vom Volke mit einem endlosen Jubel begrüßt. Der Schleier fiel, und der „olle Fritze", der größte Heldenkönig seines Jahrhunderts, stand wie lebend vor unsern entzückten Blicken; die Luft wurde förmlich von den unaufhörlichen Hochs und Hurrahs erschüttert. Ich muß gestehen, daß das Standbild, welches man ihm in Berlin gesetzt und das ich im Jahre 1853 zum ersten Male sah, bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht hat wie die schlichte Reiterstatue in Breslau. Vor allem mißfiel mir dort der Hermelinmantel, den man ihm umgeworfen und der sich nach meiner Ansicht vom plastischen Standpunkte aus nicht nöthig machte. Friedrich der Große braucht diese Abzeichnung seiner weltlichen Würde nicht, man würde auch in einem Bauernkittel den König in ihm erkennen.

Auch eine rührende Scene fand bei dieser Einweihung statt. Zwei Invaliden, die unter Friedrich dem Großen gedient, der eine 99, der andere 108 Jahre alt, saßen, wie Bilder aus vergangener Zeit, gleichsam als Wache am Piedestale der Statue. Ihre Gesichter waren ebenso ehern als das ihres Feldherrn, und theilnahmlos starrten sie in die Menge. Beim Erscheinen des Königs und des

Prinzen machte man sie aufmerksam, sich zu erheben und zu salutiren, die Fürsten aber faßten sie bei ihren zitternden Händen und drückten sie mit freundlicher Gewalt auf ihre Plätze zurück. Dieser Act der Humanität wurde auf die liebevollste Weise ausgeführt. Noch sehe ich den König vor mir, wie er dastand, beide Hände auf die Schultern des einen Greises legend, wie ein zärtlicher Sohn, der nach langer Abwesenheit den Vater begrüßt. Es war ein Genrebild der edelsten Gattung, und ein abermaliger Jubel des Volks brach aus. Wer hätte damals denken können, daß nach kaum einem Jahre dies Freudengeschrei sich in das des Aufruhrs verwandeln würde? Der König setzte beiden Veteranen reiche Gnadengehalte aus, damit sie ihren Gemeinden nicht mehr zur Last fallen sollten. So berichtete wenigstens die Fama.

Die junge dramatische Sängerin, auf die mich in Wien Herr von A. aufmerksam machte, wurde mir nicht allein von Richard Kießling, sondern auch von Frau Korn als ein bedeutendes Talent und ein feingebildetes Mädchen aufs angelegentlichste empfohlen, und beider Urtheil stand mir so hoch, daß ich das Beste von ihr erwarten durfte.

Hermine Haller, so hieß die junge Sängerin, hatte eine schwere Krankheit mehrere Monate ans Bett gefesselt, wodurch ihr Vertrag mit der Breslauer Direction

gelöst wurde. Jetzt war sie genesen, aber ohne Engagement. Der wackere Kießling übernahm es, mich bei ihr anzumelden.

Eine junge, schlank gewachsene Dame mit schwarzem Haar, das wie Seide glänzte, großen himmelblauen Augen, die durch lange, dunkle Wimpern beschattet wurden, ovalem Gesicht, das durch das Stumpfnäschen und die vollen Korallenlippen, durch welche blendend weiße Zähne schimmerten, nur noch pikanter wurde, empfing mich mit edlem Anstande. Da ihr der Zweck meines Kommens bekannt war, so sang sie mir zunächst die E-dur-Arie der Agathe vor; anfänglich schüchtern und befangen, wurde sie, als sie in meinen Augen meine Zufriedenheit lesen mochte, immer lebendiger und sicherer. Sie gehörte zu jenen Künstlernaturen, die mir im Leben oft vorgekommen sind, die vom Beifall getragen sein wollen, um ihre ganze Kraft zu entwickeln und das Höchste zu leisten. Solche Bescheidenheit bei wirklicher Bildung läßt für die Zukunft stets das Beste erwarten, wenn die Bescheidenheit nicht zur unüberwindlichen Angst wird. Der Schauspieler aber, der mit einem großen Selbstbewußtsein vor den Richterstuhl des Publikums tritt, wird selten sich über die Stufe der Mittelmäßigkeit erheben; auch solche Fälle sind mir öfter vorgekommen. Ich bat sie, mir noch die Arie des Fidelio vorzutragen, die mit der erstgenannten einige Verwandt-

schaft und ohne Zweifel in ihrer Form Maria von Weber als Muster vorgeleuchtet hat. Da erst lernte ich den vollen Werth des Mädchens kennen. Ihr Vortrag war echt dramatisch, voll Wahrheit, mit Feuer und Innigkeit verbunden, und lebhaft erinnerte sie mich an die Art und Weise der Schröder-Devrient. Auch der declamatorische Theil ihres Vortrags ließ mich eine tüchtige Darstellerin in ihr vermuthen, und ich hatte mich nicht getäuscht; denn auch hierin bewährte sie sich.

Ich zögerte keinen Augenblick, ihr Gastrollen auf Engagement für unsere Bühne anzutragen. Sie nahm mein Anerbieten mit freudigem Danke an, eröffnete mir aber, daß sie vor wenigen Tagen einen gleichen Antrag von der Direction des wiener Hofoperntheaters erhalten habe, und daß sie offen gestanden gern nach ihrer Vaterstadt zurückkehre; doch setzte sie hinzu: „Wenn ich aber das Unglück haben sollte, dort nicht zu gefallen, würde dann Ihr freundlicher Antrag von Ihrer Seite zurückgenommen werden?" Ich versicherte ihr, daß der Beifall und Geschmack des jetzigen wiener Opernpublikums mich nicht bestimmen könnten, meine Ansichten über ihre Fähigkeiten zu ändern, auch dann würde unser Vertrag bestehen; doch fügte ich noch hinzu: „Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so gehen Sie nicht nach Wien, denn Ihre echt deutsche Schule harmonirt nicht mit der dortigen italieni-

schen. Die Zeiten, wo eine Milder-Hauptmann durch ihren einfachen, erhabenen Gesang entzückte, sind vorbei. Jetzt ist man gewohnt, Raketen, Feuerräder und Leuchtkugeln zu hören, und das ist, wie mir scheint, Ihre Sache nicht! Man würde Ihnen das Prädikat »eine lutherische Sängerin« beilegen, darum gehen Sie nicht!" Aber Sie ging doch, und es kam so, wie ich ihr vorausgesagt hatte.

Nicht nur die tüchtige Sängerin, auch das feingebildete, geistreiche Mädchen hatte sich in wenigen Stunden meine vollkommene Achtung erworben, und ich war egoistisch genug, im Interesse meiner Intendanz zu wünschen, daß sie in Wien nicht reüssiren möchte, um sie für unsere Bühne zu gewinnen.

In Herrn August Pätsch, der mit mir zu gleicher Zeit gastirte, lernte ich einen sehr wackern Künstler kennen; ich sah ihn als Cäsar in „Er muß aufs Land", worin er ganz vortrefflich war, als Melchthal und Max Piccolomini. Durch ihn wäre unserer Noth um einen ersten Liebhaber sofort abgeholfen worden, leider aber war er schon in Breslau engagirt. Doch sollte es uns später gelingen, ihn für unsere Bühne zu gewinnen. Auch mit ihm verlebte ich manche fröhliche Stunde.

In Dresden verweilte ich nur einige Tage, um meinen langjährigen Freund Karl Bank zu begrüßen, dessen belehrende Unterhaltung stets erfrischend auf mich gewirkt

hat. Dann besuchte ich auf seinem Sommersitze unweit Pillnitz meinen hochverehrten Gönner, den Geheimrath von Lüttichau, der mich wie immer mit vielem Wohlwollen empfing. Er gratulirte mir mit Herzlichkeit zu dem glücklichen Erfolge meines Gastspiels in Wien und bot mir ein gleiches auf der dresdner Bühne an. Da ich dies wegen der Verpflichtungen, die ich bereits in Leipzig eingegangen, für jetzt ablehnen mußte, so stellte er ein solches für das nächste Frühjahr fest.

In Leipzig war beim Theater eine große Veränderung vorgegangen, die für das Institut sehr nachtheilig wurde. Das frühere gute Einvernehmen zwischen der Direction und Regie, das noch vor zwei Jahren stattgefunden, hatte sich gelöst. Beide standen sich fast feindlich gegenüber, worunter natürlich Kunst und Kasse litten. Der kunstreich aufgeführte Bau fing an zu wanken und drohte den Einsturz, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Aus Allem ersah ich, daß weibliche Einflüsterungen den Grund zu diesem unheilvollen Zerwürfnisse gelegt hatten. Schmidt war ein herzensguter, höchst gebildeter Mann, der die Regeln der Schauspielerkunst an den Fingern herzuzählen wußte, aber ein guter Schauspieler war er nie; auch hatte er noch nicht die zur Führung eines Theaters nöthigen Kenntnisse erworben. Dagegen war Marr ein ausgezeichneter Regisseur und vortrefflicher

Darsteller, nur hatte er die Manie, auch ein Tragöde sein zu wollen, zu dem er wenig mitbrachte; im Lustspiele dagegen stand er in der Reihe der ersten deutschen Schauspieler. Noch einen Fehler besaß er: Alleinherrscher sein zu wollen. Das mag wohl hauptsächlich den Bruch der alten Freundschaft zwischen ihm und Schmidt herbeigeführt haben.

Ich trat als Busch, Tell, Kriegsrath Dallner und zweimal als Götz von Berlichingen auf. Aus dem Beifall, der mir wurde, ersah ich, daß das Publikum mir seine alte Anhänglichkeit bewahrt hatte. Mit mir gastirten noch zwei Mitglieder der weimarischen Bühne, unsere jugendliche Sängerin Fräulein Rosalie Agthe*), die vor zwei Jahren bei uns ihren ersten theatralischen Versuch als Amine in der „Nachtwandlerin" gemacht, und unser erster Tenor, Herr Götze.**) Beide traten in nachstehenden Opern auf: „Nachtwandlerin", „Opferfest", „Stradella", „Freischütz" und „Weiße Dame". Fräulein Agthe nahm gleich anfänglich das Publikum durch ihre jugendlich schöne Erscheinung und ihre silberhelle Stimme für sich ein und reicher Beifall wurde ihr zu Theil. Auch Herrn Götze's seelenvoller Vortrag fand allgemeine Anerkennung.

Während meines Aufenthalts in Leipzig hatte ich Gelegenheit, Laube's neustes Werk, „Die Karlsschüler", zu

---

*) Jetzt Frau von Milde.

**) Jetzt Gesanglehrer am Conservatorium in Leipzig.

sehen, und fand besonders die Charakteristik der handelnden Personen ganz vortrefflich. Herr Liedtke vom königsberger Theater gab den Schiller als Gast. Die schöne Persönlichkeit, das hübsche, wenn auch nicht volltönende Organ, die graziösen Bewegungen wie die sinnige Auffassung des Charakters gefielen mir außerordentlich, und ungesäumt schrieb ich an Herrn von Ziegesar und machte ihn auf dieses höchst schätzenswerthe Talent aufmerksam. Früher eingegangene Verbindlichkeiten hinderten leider den jungen Mann, den Engagementsantrag nach Weimar anzunehmen, und erst nach einem Jahre gelang es, ihn für unsere Bühne zu gewinnen, deren Zierde er in kurzer Zeit wurde. Besonders war das Lustspiel das Feld, auf dem er sich mit großem Glücke bewegte. Leider war die Freude, ihn zu besitzen, nur von kurzer Dauer, denn schon im Jahre 1849 folgte er einem Rufe nach Dresden.

Froh über den in jeder Beziehung glücklichen Erfolg meiner diesjährigen Gastspiele, eilte ich nach Kösen, wo meine Familie ihren Sommeraufenthalt genommen hatte. Dort verlebte ich nach allen Strapazen im Kreise meiner Lieben und altbewährter Freunde noch mehrere schöne Tage, bis mich die Pflicht nach Weimar zurückrief.

Zweites Kapitel.

Das Theaterpersonal. — Heinrich Laube. — Ludwig Dessoir. — Hermine Haller. — Joseph Wagner. — Das Repertoire. — Weimars Revolution.

Während meines Gastspiels in Leipzig war Hermine Haller in Wien als Jessonda aufgetreten, das Resultat aber ein so ungünstiges, daß die Direction für gut befand, ihr Gastspiel abzubrechen. Wie das gekommen, sollte ich später von ihr selbst erfahren. Sie war am Tage der Vorstellung krank geworden, und die Direction hatte ihr nur die Wahl gelassen, entweder an dem bestimmten Tage zu singen, oder ihr Gastspiel aufzugeben. Aus Verzweiflung hatte sie, trotz ihrer fieberhaften Kraftlosigkeit, das Erstere gewählt.

Einige wiener Zeitschriften, die über ihr Debüt sehr nachtheilig geurtheilt hatten, waren Herrn von Ziegesar zu Gesicht gekommen. Er schrieb an mich, womöglich das Gastspiel des Fräulein Haller, und wenn es selbst mit pecuniären Opfern verknüpft sei, rückgängig zu machen,

da sie in Wien gar nicht gefallen habe und das dortige Urtheil doch maßgebend sein müsse. Ich erwiderte ihm, nicht ohne gerechte Empfindlichkeit, der jetzige Geschmack des wiener Opernpublikums sowie das Urtheil der dortigen Kritik wären für mich durchaus nicht maßgebend. Er würde sich später selbst überzeugen, daß Fräulein Haller allen Anforderungen entspräche, die man an eine jugendliche dramatische Sängerin stellen könnte. Zudem hätte ich der jungen Dame, da er mich mit Vollmacht ausgestattet, mein Wort gegeben, und das müsse ihr gehalten werden. Herr von Ziegesar, der zu jeder Zeit bestrebt war, Jedem gerecht zu werden, willigte ein.

Wie ich bereits erwähnt habe, hatte Herr von Ziegesar sein neues Amt mit großem Eifer angetreten und war bemüht, ein besseres Repertoire aufzustellen und die Lücken im Personale auszufüllen. Vor allem mußten eine junge dramatische Sängerin und ein erster Liebhaber gewonnen werden. Die erstere fanden wir, wie gesagt, in Fräulein Haller, letztern ein Jahr später in Herrn Liedtke. Bis dahin mußten wir uns in diesem Fache mit Gastspielen fremder renommirter Künstler behelfen.

Außer dem alten Stamme, der aus Durand, Engst, Franke, Genast und Frau, Götze, Holdermann, Höfer, Kramer, Seidel und Frau, Streit und Frau, Stromeyer (Sohn), Weiß, Winterberger, Wohlbrück, Wölfl, Wolf,

Frau Baum, Frl. Fabricius, Beck, Frau Stör bestand, besaß das weimarische Theater zu jener Zeit noch mehrere schätzenswerthe junge Talente: Frl. Rosalie Agthe (lyrische Sängerin), Frl. Doris Genast*) (tragische, muntere Liebhaberin), Frau Hettstedt**) (Anstandsdamen), Herrn Schneider (lyrischer Tenor), Herrn Hettstedt (jugendlicher Komiker), Herrn Ernst (Liebhaber und Naturburschen).

Am 18. September wurde die Bühne unter ihrer neuen Administration mit „Emilia Galotti" wieder eröffnet. Als erste Neuigkeit wurden die „Karlsschüler" von Laube gegeben. Um dies zu ermöglichen, hatte man Herrn Ludwig Dessoir von Karlsruhe zu einem Gastspiel eingeladen, der den Schiller gab.

Der Dichter war von der Intendanz aufgefordert worden, sein neuestes Werk dem Personal vorzulesen.

Für mich und meine Frau, die wir Laube seit dem Jahre 1830 kannten, waren die Fortschritte, die er als dramatischer Dichter gemacht hatte, von großem Interesse. Sein charakteristischer Vortrag gefiel uns ungemein. Er wußte die Figuren seines Zeitgemäldes den Schauspielern gegenüber zur klarsten Anschauung zu bringen, und diese benutzten seine Winke bei der Darstellung

---

*) Frau Raff.

**) Frau Ernst.

zum großen Vortheil des Ganzen. Er selbst setzte das Stück mit großer Sicherheit in Scene, und mit Vergnügen sah ich, daß er sich auch auf diesem Boden mit Glück bewegte. So war in einem Zeitraume von siebzehn Jahren aus dem talentvollen, geistreichen Jüngling ein thatkräftiger, bedeutender Mann geworden, dessen Namen man in Deutschland schon damals mit Achtung nannte. Mir fiel bei dieser Gelegenheit ein Ausspruch Goethe's ein: „Es ist erfreulich, wenn man in seiner Jugend ein Lorbeerreis hat keimen sehen und findet es in spätern Jahren als kräftigen Stamm wieder, unter dessen Schattendach sich behaglich ruhen läßt.“

Die Besetzung des Stücks war folgende:
Herzog Karl — Genast; Franziska — Frau Stör; Generalin Rieger — Frau Genast; Laura — Frl. Genast; General Rieger — Wohlbrück; Silberkalb — Engst; Bleistift — Franke; Schiller — Dessoir als Gast; Koch — Winterberger u. s. w. Die Vorstellung ging rund und glatt zusammen. Das Stück wurde vom Publikum lebhaft aufgenommen und hat sich bis zur Neuzeit auf dem Repertoire erhalten.

Was die Leistung des Gastes betrifft, so ersetzte Dessoir durch sein meisterhaftes Spiel reichlich, was ihm etwa an Jugend zu dieser Rolle mangelte. Schade, daß sein Aeußeres, bis auf den braunen Rock und das blonde

Haar, dem Bilde Schiller's gar nicht glich. Zweimal trat er in dieser Rolle und außerdem noch als Egmont und Bolingbroke im „Glas Wasser“ auf, in welchen Productionen er ebenfalls höchst Anerkennungswerthes leistete. Doch blieb er hinter den Idealen, die meiner Erinnerung in diesen beiden Rollen eingeprägt waren, Oels und Emil Devrient, zurück. Am wenigsten befriedigte mich die Darstellung seines Egmont. Das war nicht der heitere Held, der „keinen Blutstropfen zur spanischen Lebensart in seinen Adern fühlt“, der „seine Schritte nicht nach der bedächtigen Hofceremonie zu mustern versteht“, der so bezeichnend sagt: „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran“ u. s. w., und dem finstern, schroffen Alba gegenüber sich hinreißen läßt, rückhaltslos und unbesonnen seine Beschwerden auszusprudeln. Dessoir war ein Egmont, der reflectirend und ruhig docirend dem Alba entgegnete und dadurch die Scene fast zu einer peinlichen machte.

Immerhin zollte ich dem denkenden Künstler hohe Achtung; es mag ihn vielleicht bei dieser Aufgabe, wie das wohl vorkommen kann, ein zu eifriges Studium auf Abwege hinsichtlich der Auffassung geführt haben.

Der nächste Gast war Fräulein Hermine Haller, die als Agathe im „Freischütz“ auftrat. Ihr verunglücktes Gastspiel in Wien hatte das arme Mädchen so einge-

schüchtert, daß sie auch hier das Talent und die Kunst nicht entfaltete, die sie besaß. Bei der Probe flüsterte sie mir zu, ihre Angst sei namenlos, und mit Zittern und Zagen betrat sie die Bühne. Nach ihrer ersten Arie war ich der Einzige, der ihr Muth einsprach, und trotz des etwas mangelhaften Vortrags mußte jeder Urtheilsfähige das Talent des Mädchens, das augenblicklich nur von der Angst gedrückt wurde, erkennen. Aber weder der Intendant, von dem man freilich noch kein Kunsturtheil beanspruchen durfte, noch der Kapellmeister — Liszt trat ein Halbjahr später als Dirigent ein — hatten ein ermunterndes Wort für das ängstliche Geschöpf. Schweigend schüttelten sie hier und da die Köpfe, und die Herren Handwerker im Orchester, die fast in allen Kapellen mehr oder weniger zu finden sind, lächelten über nicht vollkommen gelungene musikalische Phrasen der Sängerin und eilten nach der Probe in ihre Kreise, um von der talentlosen Person zu erzählen. Denn Niemand ist anmaßlicher und unfreundlicher in seinem Urtheil über Sänger und Schauspieler als diese Herren. Das Vorurtheil, mit dem ein Theil des Publikums dem ersten Auftreten der Haller beiwohnte, war darum nachtheilig für das arme Mädchen, obschon der unbefangene Theil desselben sie freundlich aufnahm.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es selbst für einen routinirten Sänger oder Schauspieler nichts Pein=

licheres gibt als solch eine erste Probe bei einem Gastspiel, wo alle Coulissen mit Collegen, Choristen und Maschinisten besetzt sind, welche durch neugieriges Glotzen oder zweideutiges Minenspiel den Gast befangen machen. Darum ist es berühmten Künstlern nicht zu verdenken, wenn sie solcher Taktlosigkeit gegenüber bei der Probe nur markiren, um Lob wie Tadel zu vermeiden.

Die Haller hatte längere Zeit gegen die Partei, die gleich anfangs über ihr Talent den Stab gebrochen, zu kämpfen, und obgleich sie in ihren fernern Rollen: Gräfin Almaviva, Lucrezia Borgia und Vestalin, höchst Anerkennenswerthes, in den beiden letztgenannten sogar Vortreffliches leistete, so ließ die Partei doch nicht nach, sie zu verfolgen, und ging so weit, in der Zeitung öffentlich die Intendanz zur Rede zu stellen, warum man Frl. Haller und nicht Frl. Agthe die Rolle der Marie in der „Regimentstochter“ übertragen habe. Diese Anfrage, welche am Tage der Vorstellung geschah, und die beabsichtigte Kränkung, die in derselben für Frl. Haller lag, reizte das Publikum gerade zu Gunsten der letztern auf. Sie wurde am Abend mit Jubel empfangen und mit Blumen und Kränzen überschüttet. Das Eis war gebrochen, und nun erst entwickelte sie ihre volle Kraft, wodurch ihre künstlerische Befähigung zur schönsten Geltung kam. Bald wurde sie ein Liebling des Publikums.

Weimars Bühne besaß nun zwei Sängerinnen, wie man sie in der That nicht besser wünschen konnte. Es war ein Genuß, diese jungen schönen Talente vereint wirken zu sehen in „Norma“, „Robert der Teufel“, „Martha“ u. s. w. In Herrn Götze und Schneider besaßen wir einen wackern ersten und zweiten Tenor, in Herrn Höfer einen tüchtigen Bassisten. Auch die zweiten Fächer waren genügend und der Chor durch vierzig weibliche und männliche Mitglieder vertreten. Um ein vollkommenes Ensemble herzustellen, mußte noch ein Bariton gewonnen werden, da ich erklärt hatte, Rollen wie den Don Juan, Vampyr, Bois Guilbert u. s. w. nicht mehr spielen zu wollen. Nach meinen Kräften hätte ich wohl noch einige Jahre das Fach ausfüllen können, aber ich bin stets der Ansicht gefolgt, daß es für alle Theile ersprießlicher sei, wenn der Künstler lieber früher zum Bedauern des Publikums sich zurückzieht, als zu spät. Auch bot meine im Drama sich immer mehr ausbreitende Thätigkeit mir Spielraum genug, meinem Künstlerstreben zu genügen. Wir fanden im Frühjahr 1848 in Herrn von Milde einen wünschenswerthen Ersatz, der, wenn ich nicht irre, in Potsdam seine theatralische Laufbahn begonnen hatte und von dort zu uns kam. Die Natur hatte ihn mit einer schönen Gestalt, edlen Gesichtszügen und einer herrlichen Stimme ausgestattet, die von Hauser in München gebil-

det war. Er war zwar noch Anfänger, aber äußerst strebsam und folgte willig gutem Rathe. Ich werde später auf seine Leistungen an unserer Bühne zurückkommen.

Der Mangel eines ersten Liebhabers machte sich im Schauspiel sehr fühlbar, denn der junge Mann, den Herr von Ziegesar auf seiner Reise engagirt, mißfiel als Bruno in „Mutter und Sohn" so allgemein, daß es bei diesem einmaligen Auftreten verblieb.

Noch vor Schluß des Jahres wurde Joseph Wagner von Leipzig zu einem Gastspiel eingeladen, die Kürze seines Urlaubs gestattete ihm aber vorläufig nur als Hamlet und Egmont aufzutreten. Erst im Frühjahr kam er wieder und gab den Uriel Akosta und auf Verlangen nochmals den Hamlet. Uriel Akosta, für das Publikum eine Neuigkeit, unter Mitwirkung Wagner's eine Glanzvorstellung, wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Auch als Hamlet leistete Wagner Vortreffliches, doch konnte ich mich mit seiner Auffassung nicht durchgehends einverstanden erklären, am wenigsten in der Scene, wo nach dem Schauspiel der König plötzlich den Saal verläßt und Hamlet darin einen deutlichen Beweis seines Schuldbewußtseins erblickt. Wolf, der in dieser Rolle noch lebendig vor meiner Seele schwebt, blickte mit vorgebeugtem Körper dem König nach, bis dieser und sein Gefolge den Saal verlassen, als könne er es nicht er-

warten, seinem Jubel freien Lauf zu lassen, und unter Singen, Lachen und Tanzen recitirte er:

Ei, der Gesunde hüpft und lacht,
Dem Wunden ist's vergällt;
Der Eine schläft, der Andre wacht —
Das ist der Lauf der Welt.

Wagner hingegen vertrat dem König fast den Weg, und mit erhobenen Händen gestikulirend, bis zum Ausgang rückwärts gehend, schleuderte er ihm wie ein Rasender obige Worte ins Gesicht. Das war denn doch wohl ein zu großer Ausbruch von tollem Benehmen und jedenfalls ein Mißgriff in der sonst so vortrefflichen Darstellung.

Das Jahr 1848 wurde mit einem neuen Stück von Alexander Rost: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", eingeweiht. Rost hatte schon früher durch sein Zeitgemälde „Kaiser Rudolf in Worms" sich die Gunst des weimarischen Publikums errungen; jetzt trat er mit einem Stoffe aus der Geschichte seines thüringischen Vaterlandes vor dasselbe, und reicher Beifall wurde ihm zu Theil, der um so verdienter war, als diese neue Arbeit des Dichters ein erfreuliches Fortschreiten bekundete.

Die Thätigkeit der Intendanz und der Mitglieder, dem Publikum Neues vorzuführen, hatte auch im neuen Jahre einen löblichen Fortgang, denn außer dem genannten Stücke kamen bis Ende Juni zur Aufführung: „Minister und Seidenhändler", „Der Schiffbruch der

Medusa", „Martha", „Dorf und Stadt", „Der alte Magister", „Eigensinn", „Die Sennhütte", „Der Rechnungsrath und seine Töchter", „Der Häßliche" und „Eine Familie".

Von den Bretern, die die Welt bedeuten sollen, wende ich mich zur Bühne des allgemeinen Lebens, auf welcher zuweilen ja auch Komödie gespielt wird, nur daß diese Darstellungen ernster und folgenschwerer sind, da es sich oft um Sein oder Nichtsein, um Haben oder Nichthaben handelt.

Die Prophezeiung Raupach's, daß der finstere Geist der Revolution einst ebenfalls über Deutschland hereinbrechen werde, die er im Anfang der dreißiger Jahre aussprach, sollte zur Wahrheit werden. Wie überall, fing auch in Thüringen der politische Boden an sich zu bewegen.

Es mochte ungefähr Anfang Januar sein, als Bürgerversammlungen allabendlich im großen Saale des Stadthauses stattfanden. Eine Rednerbühne ward dort errichtet, auf welcher für und gegen die Regierung gesprochen wurde. Man hatte bei diesen Debatten Gelegenheit, patriotische Gesinnung und manchen wackern Redner kennen zu lernen. Die Gesellschaft bestand aus Bürgern, Beamten, auch Handwerkern. Demokraten und Constitutionelle waren hier vereinigt. Hier und da tauchte

manches Ungehörige auf, dem die Gutgesinnten entgegen traten. Gleich einer epidemischen Krankheit hatte die Politik das sonst so ruhige Weimar ergriffen und Alles politisirte damals, selbst Frauen und unreife Knaben nicht ausgenommen.

In dieser Zeit wirrer Aufregung fehlte es auch an komischen Scenen nicht. Aus einer dieser Abendgesellschaften mit meinem Jugendfreunde Archivar O. kommend, fanden wir auf der Straße einen Schusterjungen von 14 bis 15 Jahren von Handlangern umgeben. Der kleine Kerl docirte, welche Rechte dem Fürsten und welche dem Volke zukämen. Dem erstern bewilligte er gnädigst jährlich tausend Thaler Pension und ein Reitpferd, dem Volke sprach er alle Staatseinkünfte und das Herrscheramt zu. Ich mußte herzlich über den kleinen Wühler lachen, aber mein Freund blieb bei dem Unsinn nicht so ruhig. Er sprang in den Kreis und packte den Jungen am Kragen mit den Worten: „Hier auf der Gasse werden keine Beschwerden angebracht; wer etwas zu sagen hat, muß oben die Rednerbühne besteigen; also hinauf mit Dir!“ Der Junge wand sich wie ein Aal unter der kräftigen Faust meines Freundes, jämmerlich schreiend: „Ach Herr Jeses! Lassen Se mich nur los! Mei Mester ment so, ich will ja gar nischt!“ Die Umstehenden, die in dem heftigen Manne einen Polizisten vermutheten, schlichen

davon. D. schleppte den Jungen bis zur Thür des Stadthauses, gab ihm dort ein paar tüchtige Ohrfeigen und ließ ihn dann laufen.

Während in unserem Vaterlande die wachsende Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen überall an den Tag trat und man über die Wege der Besserung noch debattirte, brachte der 23. Februar unsern westlichen Nachbarn eine neue Revolution.

Liszt, der schon längere Zeit nach Weimar übergesiedelt war, gab im Gasthofe zum Erbprinzen, den er von jeher als Standquartier erwählt hatte, an dem für Frankreich so verhängnißvollen Tage seinen Freunden ein Abendessen. Die Gesellschaft bestand aus Künstlern und Adligen. Zwei dieser letztern waren meine Tischnachbarn. Obgleich die Politik aus diesem heitern Kreise verbannt sein sollte, so kam man doch bald auf die pariser Zustände zu sprechen. Das Reformbankett, das Ludwig Philipp erst verboten und dann erlaubt hatte, und die damit verknüpfte hohe Aufregung ließen den Ausbruch einer abermaligen Revolution in Frankreich befürchten. Ich sprach meine Ansicht darüber aus, daß eine solche einen Rückschlag auf Deutschland üben müßte, wo sich die Wolken am politischen Himmel immer höher thürmten. Meine beiden Nachbarn lachten über meine Besorgniß, und der mir zur Linken sitzende Herr von S.

bemerkte: „Deutschland besteht aus so vielen Stämmen und Landsmannschaften, daß an eine allgemeine Revolution nicht zu denken ist. Einzelne Emeuten, wie uns die Beispiele in Dresden, Leipzig u. s. w. lehren, sind, wenn man Ernst zeigt, leicht zu unterdrücken. Sollte es in Paris zum Aufruhr kommen, so stehen 100,000 Mann Kerntruppen mit Bajonetten und Kartätschen bereit, ihn niederzuwerfen." Etwas ärgerlich erwiderte ich: „Solange der Aufruhr unter dem Pöbel tobt, sind solche Mittel ausreichend, wenn aber der besitzende, ruhige Bürger für seine Rechte und Freiheiten die Waffen ergreift, helfen weder Bajonette noch Kartätschen. Solche Beispiele hat man auch. Das Vorspiel in Dresden und Leipzig war allerdings vorübergehend, aber jetzt steht das ganze ernste Drama vor unserer Thür, und die Schauspieler warten nur auf die Glocke, die sie zur Darstellung ruft. Beginnt der Teufel des Aufruhrs seinen Lauf auf fränkischem Boden, so wird er diesmal, allem Anschein nach, seinen Pferdefuß auch auf den unserigen setzen."

Ludwig Philipp war geflohen; Frankreich in voller Revolution, als am 8. März der gefürchtete Gast in einer kleinen Revolte auch in Weimar auftrat. Die Führer der Demokraten, deren Zahl in Thüringen nicht unbedeutend war, obgleich nur wenige an eine eigentliche Re-

publik dachten, hatten die Bauern der nächstgelegenen Dörfer zu einer Volksversammlung nach Weimar berufen. Diese fand am Nachmittag des genannten Tages auf dem großen Markt vor dem Stadthause statt. Aus dem ersten Stock desselben las man die Paragraphen der neuen Staatsordnung vor. Mit den beiden ersten, Preßfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, waren wohl alle Anwesenden, gleichviel ob sie dem Beamten-, Bürger- oder Bauernstande angehörten, einverstanden.

Es fiel mir auf, daß mehrere Landleute Quersäcke oder Ranzen über der Schulter hängen hatten. Um meine Neugierde zu befriedigen, fragte ich einen der Sackträger, der mir nicht zu der besitzenden Klasse zu gehören schien. Mit wichtiger Miene sagte er: „'s hat merr ener gesaht, daß hinte das Kammervermegen gethelt werd, un da wullt' äch menen Thel glich metnehme." — „Da hat man Euch belogen. Das Kammervermögen soll mit dem landschaftlichen verschmolzen werden." — „Ach, ju is gement! Da kunn ich nur wedder hem gihn; desterwegen bin äch ju norst rinn gekumme." Der größte Unsinn war zu jener Zeit den guten Leuten glaubhaft zu machen. Nachdem ich noch die Paragraphen „Freie Jagd" und „Ablösung aller Zinsen ohne Entschädigung" vernommen, hatte ich genug und ging mit meinen Gesinnungsgenossen in den Gasthof zum Anker, wo sich Demokraten und

Constitutionelle versammelten. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um das Für und Wider der in der heutigen Versammlung verkündigten neuen Ordnung. Der Streit fing eben an etwas lebendiger zu werden, als ein Demokrat die Thür aufriß und uns zuschrie: „Heraus, ihr Bürger, das Gesindel stürmt das Schloß!“ Alle Bürger, welcher Partei sie auch angehörten, sprangen auf und eilten im vollen Lauf unter dem Rufe: „Bürger heraus!“ nach dem Schloß, um ihren Fürsten und sein Haus zu schützen. In kurzer Zeit waren über 500 Bürger versammelt, die alle Eingänge zu den fürstlichen Gemächern besetzten. Als Erkennungszeichen, da es bereits zu dunkeln begann, hatte dem Gesindel gegenüber jeder sein Taschentuch um den linken Arm gebunden. So standen wir nun wie eine Mauer im Fonds des Schloßhofs. Der Lärm und das Geschrei waren betäubend, und doch wären fünfzig Bajonette hinreichend gewesen, dem tollen Spuk ein Ende zu machen; aber der gütige Fürst hatte jeden Eingriff des Militärs untersagt. Zunächst versuchten die Minister durch versöhnende Worte und Versprechungen die rasende Menge zu beruhigen, aber Alles war vergebens, bis man den Landtagsabgeordneten, Amtsadvocaten von Wydenbrugk, den Mann des Volks, herbeigeholt hatte. Dieser wußte durch eine energische Rede die weniger Schlimmgesinnten

zum Fortgehen zu bewegen. Als er vom Schlosse herabkam, wurde er von zwei Exaltirten auf die kräftigen Schultern eines großen Mannes gehoben, und unter Jubelgeschrei folgte die größere Menge diesem Triumphzuge, aber die Hefe, der es um etwas ganz Anderes zu thun war, als Rechte und Freiheiten zu beanspruchen, blieb. Da übernahmen es die Bürger, in geschlossenen Reihen die zerlumpte Rotte durch die Barrière des Schloßhofs hinauszujagen. Inzwischen waren noch viele Bürger herbeigekommen, sodaß die Zahl derselben wohl tausend betrug. Eine Wachtstube wurde im Schlosse errichtet; ein Theil der Mannschaft besetzte die Barrièren, der größere Theil durchzog in Patrouillen die Straßen, um das Eigenthum der Einwohner zu schützen. Die armen Frauen und Kinder kamen mit dem Schrecken davon, denn an wirkliche Gewaltthätigkeiten dachten wohl nur wenige der aufrührerischen Rotte; sie begnügte sich, schreiend und lärmend durch die Straßen zu ziehen und einigen mißliebigen hohen Staatsbeamten die Fenster einzuwerfen. Bis tief in die Nacht hinein mußten wir auf den Beinen sein, und erst als der Morgen graute, durften wir unser Lager suchen.

Freiwillig waren am vergangenen Abend die Bürger zum Schutz des Fürsten und der Stadt herbeigeeilt.

Am andern Morgen erschien folgende Bekanntmachung des Magistrats:

„Indem wir den hiesigen Bürgern und Einwohnern für den geleisteten Beistand bei Abwehr der gestern stattgefundenen, von mehreren Nichtbürgern ausgeübten, höchst strafbaren Ausbrüche von Rohheit und Ungesetzlichkeit unsern Dank aussprechen, halten wir es für angemessen, zugleich damit die Aufforderung zur Bildung einer Bürgergarde zu verbinden und alle selbstständigen Einwohner unserer Stadt, die sich nicht bereits dazu gemeldet haben, hierdurch einzuladen, ihre Bereitwilligkeit dazu durch Einzeichnung in die auf dem Rathhause dazu bereit liegenden Listen sofort zu erklären, damit die wohlthätige Wirksamkeit der Bürgergarde alsbald in Thätigkeit treten kann.“

Diese Maßregel schien nöthig, da einer der Volksredner am Tage vorher das Volk abermals zum 11. März mit dem Bemerken, daß bis dahin alle Wünsche erfüllt sein würden, eingeladen hatte.

Durch die Einzeichnung war die Bürgergarde, die unter dem Namen Bürgerwehr ins Leben trat, auf 1600 Mann gestiegen und in vier Bataillone eingetheilt worden. Jedes derselben wählte sich selbst seine Führer, die aus Constitutionellen und Demokraten bestanden. Vorläufig hielt man es nicht für nöthig, sich zu bewaffnen, da man

allgemein glaubte, daß die Ruhe nicht ernsthaft gestört werden würde. Als Abzeichen trug jeder Wehrmann eine weiße Binde um den linken Arm.

Unterm 9. März erließ der Großherzog ein Schreiben, in welchem er „seinen getreuen Bürgern" den innigsten Dank für die ihm und seinem Hause am verflossenen Abend geleisteten Dienste aussprach und den Antrag des Stadtraths auf Errichtung einer Bürgergarde genehmigte.

Die Bürgerwehr war geordnet, ihr zur Seite stand ein Comité, mit einem Präsidenten an der Spitze. Der gefürchtete elfte März kam. Schon am Morgen strömten Tausende aus den Nachbarstädten und Dörfern durch Weimars Straßen, doch ihre Mienen sprachen mehr heitere Behaglichkeit als böse Absichten aus. Nur die jenenser Burschenschafter mit ihren Rothmützen gingen mit wichtigen Gesichtern einher. Mehrere Landleute aus der Nachbarschaft waren mir bekannt. Einen, der mir sogar befreundet war, fragte ich: „Na, alter Märtens, seid Ihr auch unter die Republikaner gegangen?" — „Ach, dummes Zeug! Den Jux will ich mer mit angucke, weiter nischt. Wir Hopfgärtner*) haben, was mer woll'n, und sin mit unserm Großherzog zufrieden." So

*) Hopfgarten ist eins der reichsten Dörfer des Landes.

mochte wohl ein großer Theil des Landvolks denken, aber der größere dachte anders. Nachmittags um zwei Uhr begann die Action. Der Präsident des Comités hatte seinen Sitz auf dem Stadthause, und sechs Chargirte, worunter auch ich mich befand, waren ihm beigegeben. Das Rathhaus, in welchem der Magistrat sich versammelt hatte, schützte ein Bataillon Bürgerwehr, die drei andern hatten das Schloß besetzt. Was vor demselben vorging, wurde uns von hin und her laufenden Ordonnanzen berichtet. Dort hatten die zur Burschenschaft zählenden Studenten einen römischen Keilangriff gebildet, dadurch die waffenlose Bürgerwehrmauer durchbrochen und waren in den Schloßhof eingedrungen. Bei diesem Gewaltstreich blieb es, und nur das Geschrei nach Freiheit und Gleichheit und Absetzung der unbeliebten Minister wurde wiederholt gehört. Die Zahl der Nichteinwohner Weimars mochte sich wohl auf 6000 belaufen, wovon der größere Theil sich vor dem Rathhause befand, wo die Landtagsabgeordneten, der Magistrat und die Stadtverordneten tagten. Auch hier hörte man nur das Geschrei: „Fort mit den Ministern! Unsere Rechte wollen wir haben!“ Wir sahen aus dem ersten Stocke des Stadthauses den Krawall mit an. In unserer Mitte befand sich freiwillig der mir befreundete junge Mann, der zur republikanischen Partei gehörte und am

8. März die Paragraphen der neuen Verfassung verlesen hatte.

Die Menge, die sich wie ein wogendes Meer von Köpfen hin und her bewegte, wurde immer erregter, ihr Geschrei immer tobender. Unser Präsident ging mit ernsten Zügen, beide Hände in den Hosentaschen, in gemessenen Schritten auf und ab, endlich blieb er vor dem jungen Manne stehen und sagte etwas höhnisch: „Nun, Sie haben ja versprochen, die Ruhe augenblicklich herzustellen! Na, so stellen Sie sie her!“ — „O ja, wenn ich Wydenbrugk zum Minister machen darf!“ erwiderte dieser mit heiterer Ruhe. „Da brauchen wir Sie nicht dazu!“ polterte jener heraus.

Von Minute zu Minute stieg das rasende Geschrei und zum Refrain gestaltete sich endlich der Ruf: „Wydenbrugk muß Minister werden!“ Das war unserm Präsidenten, dem strengen Rechtsgelehrten, zu viel. „Hinunter mit Ihnen, meine Herren!“ donnerte er uns zu. „Machen sie dem Volk begreiflich, das dies unsinnige Verlangen unserer Constitution ganz entgegen ist.“ Sechs gegen drei tausend! Das Rechenexempel schien uns nicht gut lösbar, selbst wenn wir hätten dividiren dürfen; aber wir folgten dem Befehle.

Ich machte mich sogleich an den mir bekannten Bürgermeister eines nahen Dorfes, aus dem mir auch meh-

rere Bauern bekannt waren. Wie überall, wo sich so ein weißbebindeter Mensch blicken ließ, schloß man sogleich einen Kreis um mich. „Aber Ihr guten Leute", sprach ich sie an, „wollt Ihr so eigenmächtig gegen Eure Verfassung handeln? Dem Fürsten nur steht es zu, seine Minister zu wählen, und ist unser Großherzog nicht stets ein gütiger Herr gewesen, der nur das Wohl seiner Unterthanen im Auge gehabt? Wollt Ihr ihn in seinem Alter noch so bitter kränken?" — „Nä, nä!" schrien mehrere, „unsern Karl Friedrich un die Frau Grußherzogin hab'n mer alle lieb, den lasse mer nischt thu, aber Wydenbrugk muß Minister werden." Dabei blieb es.

Immer mehr Volk strömte auf den Markt, und gegen meinen Willen wurde ich bis an das Rathhaus vorgeschoben. Da trat eben der Mann des Volks auf den Balkon desselben und wurde mit einem ungeheuern Jubel empfangen. Er machte ein Zeichen, daß er reden wolle, und eine Todtenstille lagerte sich sofort über die Massen. Wie ich später erfuhr, war ihm, ehe er jetzt zum Volke sprach, bereits vom Großherzog das Ministerium angetragen worden. Er begann: „Ich bin der Mann der Opposition und gehöre in den Landtag und nicht in das Ministerium; dort kann ich für des Landes Wohl besser wirken als in letzterem. Darum bin ich gewillt, in meiner jetzigen Stellung zu bleiben." Darauf zog er sich zurück. Er war

nicht allein ein hochgebildeter, sondern auch ein streng rechtlicher, edler Mann, dem falscher Ehrgeiz durchaus fremd war. Das Geschrei artete nun in förmliche Tobsucht aus, was ihn bewog, abermals zu erscheinen. Treu habe ich die Worte, die er nun sprach, in meinem Gedächtnisse aufbewahrt: „Se. Königliche Hoheit, unser allergnädigster Großherzog, hat die Gnade gehabt, mir das Ministerium antragen zu lassen. Das und die bewegten Zeiten haben mich bestimmt, auf ein Jahr provisorisch in dasselbe einzutreten." — „Auf immer! Auf immer!" schrie die rasende Menge. „Provisorisch!" donnerte er mit strengem Gesicht herab. „Noch habe ich meinen Willen auch!" Als wenn der Blitz eingeschlagen hätte, so verstummte jeder Mund; dann setzte er sarkastisch lächelnd hinzu: „Uebrigens danke ich Ihnen für das schnelle Avancement." Allerdings war er vor kurzer Zeit noch Amtsadvocat gewesen und jetzt Minister. Das Volk hatte seinen Willen durchgesetzt, und mit anscheinender Befriedigung verließen die Bauern die Stadt, und die Bürger, die nicht als Wache vor dem Schlosse und Rathhause standen, eilten zu ihren Familien. Nur einzelne Gruppen der Demokraten verweilten noch auf den Straßen, um die Errungenschaften des Tages noch weiter zu besprechen, denn ihr Ziel war noch lange nicht erreicht. Die Frage: ob Republik, ob constitutionelle Monarchie?

wurde Gegenstand eifriger und hitziger Erörterungen. Die Kunde von den berliner Ereignissen trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther in heftigere Aufregung zu versetzen und unberechtigte Verlangen hervorzurufen. Soweit es zulässig war, wurden die Forderungen des Volkes von unserm gütigen Fürsten bewilligt. Am 14. März erschien ein großherzogliches Rescript, worin der Rücktritt der zeitherigen Minister von Gersdorf, Schweitzer, Thon, von Wegner zur Kenntniß gebracht wurde, contrasignirt: von Watzdorf, von Wydenbrugk. Der erstere, der schon vor 1848 im Ministerrathe saß, steht noch jetzt an der Spitze desselben, als Führer der Regierung und Hort des Landes vom Volke mit Recht geliebt und verehrt.

Da die Nachrichten aus den Nachbarländern wie überhaupt aus ganz Deutschland immer trüber wurden, so beschloß man nun, die Bürgerwehr zu bewaffnen. Die Musketen wurden zunächst der militärischen Rüstkammer entnommen, und tüchtige Unteroffiziere übten die Mannschaften in den nöthigen Handgriffen und Bewegungen ein. Nach kaum sechs Wochen war die Sache so weit vorgeschritten, daß man im Bataillon manövriren konnte. An der Spitze desselben stand ein verdienter tüchtiger Offizier, der den Dienst quittirt hatte, der wackere Major Kämpfer, der das angebotene Obercommando bereitwillig übernahm und durch sein humanes Walten sich bald die

Achtung und Liebe seiner Untergebenen gewann. Die ursprüngliche Zahl der Wehrmänner hatte sich auf 800 Mann vermindert, und noch ehe der Sommer herankam, hatte jeder sich auf eigene Kosten uniformirt und bewaffnet. Die Unbemittelten waren zu diesem Zwecke von der Kameradschaft reichlich unterstützt worden. Das Bataillon sah in seinen kurzen grünen Waffenröcken mit schwarzen Sammtkragen und Aufschlägen und gelben Metallknöpfen, Käppis und Ledergurt, an dem die Patrontasche befestigt war, und grauen Beinkleidern recht stattlich aus. Die Sache wurde nun ganz militärisch gehandhabt, und Jeder freute sich auf die Uebungsstunden; selbst Fünfzigjährige, zu denen ich ebenfalls gehörte, wurden wieder frisch und entwickelten jugendliches Feuer und gelenke Kraft. Weib und Kinder, Schwestern und Bräute sahen mit Lust und Freude unserm Soldatenspiele zu. Auch alte Mütterchen und Greise wankten an ihrem Stabe herbei, um ihre Enkel in Reihe und Glied zu bewundern. Der Platz, wo wir zumeist exercirten, war die große schöne Sternwiese, Goethe's Gartenhause gegenüber. Was würde wohl der alte Herr zu diesem Treiben gesagt haben? Wahrscheinlich die Worte, die er zuweilen in den Theaterproben anwendete, wenn er mit der Leistung zufrieden war: „Nun, das wächst ja recht erfreulich heran!" Die Ruhestunde wurde zu heiterem Gespräche, vor allem jedoch

zur Leibesstärkung benutzt. Restaurateure hatten ihre Buden an den romantischen Ufern der Ilm unter herrlichen Baumgruppen aufgeschlagen, worin saftige Rostbratwürste (die Lieblingsspeise der Thüringer) und gutes Lagerbier zu haben waren. Die Zehrungskosten verdoppelten sich immer an solchen Tagen. Erstlich mußten Frau und Kinder mit genießen, und dann konnte man doch arme Kameraden nicht hungern und dursten lassen. Zuweilen sah auch das hochverehrte Fürstenpaar, das stets mit einem donnernden Hoch empfangen wurde, sich das Exercitium und das frohe Gewühl an.

Jeder solcher Uebungstag war für die Bewohner Weimars ein Fest. Das Corps umfaßte gleichmäßig den Bürgerlichen wie den Adligen. Mit klingendem Spiel zog man Nachmittags aus, mit klingendem Spiel kehrte man Abends wieder heim.

Aber nicht nur an das Paradespiel, auch an den Ernst eines möglichen Kampfes dachte man; wöchentlich wurden ein- bis zweimal Schießübungen nach der Scheibe abgehalten, wobei wohl Jeder den Wunsch hegte, die tödtende Kugel niemals gegen seine Landsleute senden zu müssen.

Am 10. Juli kam der Reichsverweser Erzherzog Johann hier durch und wurde von dem Großherzog und Erbgroßherzog, von dem Magistrate, der Bürgerwehr, den Deputirten der politischen Vereine und Tausenden

von Menschen unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken aufs feierlichste empfangen. Die Jungfrauen Weimars überreichten ihm auf seidenem Kissen einen Kranz mit folgendem Gedicht:

Nimm, hoher Herr, den Kranz von deutschen Eichen
Gewohnter Huld aus jungfräulicher Hand.
Der Stärke und der Treue sichres Pfand,
Sei er dem deutschen Volke zu vergleichen,
Das Dir vertraut ringsum von Land zu Land.
Der Deutsche will an Treue Keinem weichen!
Die Rosen auch, sie drängen sich daneben,
Sie woll'n der Liebe sichres Zeichen geben.

Am 13. August wurde die Fahne, ein werthvolles Geschenk der weimarischen Frauen und Jungfrauen, der Bürgerwehr übergeben. Aus allen Städten des Großherzogthums hatte man zu dieser Feier Deputationen der dortigen Bürgerwehren gesendet. Ein liebliches Mädchen von edler Gestalt, die Tochter des Kaufmanns Horny, eines der geachtetsten Bürger Weimars, überreichte das deutsche Banner dem Präsidenten des Comités mit so sinnigen Worten, daß sie hier einen Platz finden mögen.

„Auch wir, die Frauen und Jungfrauen, theilen die Begeisterung für Freiheit, Recht und Ordnung, die Sie, Wehrmänner von Weimar, zu einem schönen Bunde vereinigt. Und je mehr wir gerade in jetziger Zeit füh-

len, daß auch an uns das Vaterland heilige Rechte hat, um so inniger wünschen wir auch, diesem Gefühle Ausdruck zu geben. Ist nun das Waffentragen selbst nicht unsere Sache, um so etwa unsere Liebe zum deutschen Vaterlande zu bekunden, so empfangen Sie als ein Zeichen, daß auch Weimars Frauen und Jungfrauen an der lebenskräftigern Erhebung Deutschlands innigen Antheil nehmen, und daß namentlich unser aller Herzen den würdigen Jünglingen und Männern mit Hochachtung entgegenschlagen, welche die Begeisterung für das allgemeine Beste die Waffen tragen läßt, empfangen Sie als Zeichen hierfür dies Panier aus unsern Händen. Möge dasselbe, indem es in seinem Symbole an die Zeit eines tüchtigen, starken und edlen deutschen Geschlechts erinnert, als ein sichtbares Zeichen Sie stets vereinigen und führen, sobald es gilt, als rechtmäßige Macht das Recht zu beschützen und das Unrecht niederzuschlagen. Indem wir diesen schönen Wunsch als große heilige Hoffnung fassen, beim Anblick dieser von Vaterlandsliebe erfüllten bewaffneten Schaar, haben wir die Ehre, im Namen von Weimars Frauen und Jungfrauen Ihnen diese Fahne zum bleibenden Eigenthum zu überreichen."

Der Präsident erwiderte:

„Empfangen Sie, verehrte Frauen und Jungfrauen

Weimars, für diese Festgabe, welche Sie der Bürgerwehr unserer Vaterstadt darbringen, den innigsten, den aufrichtigsten Dank. Möge das Banner, dessen Entstehung durch die sinnige Theilnahme, welche Sie dem Gedeihen der Bürgerwehr schenkten, und durch Ihr einmüthiges, aufopferndes Zusammenwirken hervorgerufen wurde, auch für uns ein Zeichen brüderlichster Einigung und festen Zusammenhaltens sein. Hierzu gebe der Höchste seinen Segen, und gestatten Sie deshalb, daß die übergebene Fahne die feierliche Weihe erhalte."

Dies geschah durch die erhebende Rede eines würdigen Geistlichen. Hierauf fand unter dem Geläute aller Glocken die herkömmliche sinnbildliche Befestigung der Fahne durch den Erbgroßherzog, den Commandirenden der Bürgerwehr, die vier Hauptleute derselben, einen Zug- und Sectionsführer und einen Wehrmann statt.

Doch wäre diese schöne Feier beinahe in unangenehmer Weise gestört worden, wenn nicht ruhige Vernunft ein übereiltes Handeln verhindert hätte. Einige Studenten aus Jena hielten, als eben der Segen über das deutsche Banner gesprochen wurde, an der Ecke des Stadthauses auf einem mit zwei jämmerlichen Pferden bespannten Leiterwagen. Eine rothe Fahne mit dem verhängnißvollen goldenen R prangte in ihrer Mitte. Der Hohn, den man

darin erblickte, empörte allgemein, und mehrere Wehrmänner wollten aus den Reihen springen, um die kecken Burschen für ihre Frechheit zu züchtigen; aber die Besonnenern hielten sie von ihrem Vorhaben zurück, indem sie zu bedenken gaben, daß es ja junge Brauseköpfe seien, die, zumal bei ihrer geringen Zahl, unmöglich gefährlich werden könnten; bei der stark wogenden politischen Bewegung müßten auch solche Käuze auftauchen. Aber leider hatte die Nachsicht, die man auch nach der Feier gegen diese Störenfriede übte, sie noch frecher gemacht. Am Abend, wo der Magistrat der Bürgerwehr auf der Sternwiese ein Fest bereitet hatte, erschienen auch sie, von vielem republikanischen Pöbel begleitet, auf derselben. Daß einer ihrer Führer von einem Biertische die Republik proclamirte, erregte bei den meisten Anwesenden große Heiterkeit; als aber von diesem Tische herab Atheismus gepredigt und die unsittlichsten Reden in Gegenwart sittlicher Frauen und Jungfrauen geführt wurden, machte die Bürgerwehr diesem Unfug ein rasches Ende. Die kecken Redner wurden von dem besudelten Tische heruntergerissen und auf die Polizei gebracht. Leider war der militärische Gebrauch, einen Gefangenen nicht zu schlagen, noch nicht allgemein bekannt; so kam es denn, daß ein Platzregen von Ohrfeigen auf die von Bier erhitzten Gesichter niederfiel. Vieles Volk versammelte sich später

vor dem Rathhause, wo die Polizei sich befand, wurde aber durch eine Patrouille Militär und Bürgerwehr schnell auseinander getrieben, und die Nacht verging ruhig. Anders sah es den folgenden Tag aus. Ein beliebter Mitbürger war in den Morgenstunden verhaftet worden, der wenige Tage zuvor aufrührerische Reden in nahegelegenen Dörfern gehalten hatte. Diese Verhaftung, die sofort bekannt wurde, brachte unter der republikanischen Partei große Aufregung hervor, und man mußte auf abermalige Unruhen gefaßt sein. Am Abend hielt ein kleiner Theil der Bürgerwehr mit ihren Familien eine Nachfeier des am Tage zuvor abgehaltenen Festes, wobei andere Führer der Republikaner erschienen und die Männer aufforderten, ihre gefangenen Brüder zu befreien. Inzwischen hatte die zweite Compagnie der Bürgerwehr, mit scharfen Patronen versehen, das Rathhaus besetzt. An ihrer Spitze stand der Hauptmann Lämmerhirt, ein Mann von Muth und Energie. Eine Abtheilung des Militärs schützte das Criminalgebäude Spät Abends versammelte sich eine große Menge Volks vor demselben und forderte durch eine Deputation den Criminalrichter auf, die Gefangenen frei zu geben. Dieser nahm dieselbe gar nicht an. Da zog die Masse, die von Minute zu Minute wuchs, vor das Rathhaus. Unterdessen rasselte der Generalmarsch durch alle Straßen und

rief die Wehrmänner auf den Alarmplatz vor dem Theater. Der Commandirende war selbst auf den Markt geeilt und ließ im Angesicht der tollen Menge scharf laden. Mit drohenden Worten verließ der größere Theil der Aufrührer den Platz, um nach kaum einer halben Stunde in verstärkter Anzahl zurückzukehren. Nun schien die Sache ernsthaft zu werden. Die andern Compagnien der Bürger wurden ebenfalls herangezogen; jede wurde mit Schimpfreden, Hohngelächter und Steinwürfen empfangen. Die erste und vierte Compagnie bildeten eine Fronte nach Norden, an deren linkem Flügel die Escadron Bürgerwehrreiter stand, die dritte und zweite standen vor dem Rathhaus, die Fronte nach Osten gewendet. Die Erbitterung der Mannschaft stieg auf den höchsten Grad, und willig wäre so Mancher vielleicht dem Commando „Feuer!" nachgekommen. Aber so weit ließ es unser trefflicher Commandant nicht kommen. Der Magistrat hatte noch kürzern Proceß mit der sogenannten Deputation gemacht als der Criminalrichter und sie sofort festnehmen lassen. Da bestieg ein Republikaner den Marktbrunnen und schrie: „Ich frage dich, Stadtrath, warum ist unsere Deputation arretirt?" — „Antwort!" tobte der Pöbel. Da alles Zureden von seiten des Präsidenten und des Commandirenden auseinander zu gehen nichts fruchtete, trat der letztere mit seinen beiden Adjutanten

und dem Präsidenten vor die nördliche Fronte, um womöglich Blutvergießen zu verhüten, da die Bürgerwehr in höchster Aufregung war. Das Commando: „Zur Attake! Gewehr rechts! Marsch!" erscholl, und unter Trommelrasseln und Hurrahrufen ging es, während die Reiterei im kurzen Trabe ansprengte, vorwärts. In zwei Minuten war der Markt wie rein gefegt; nur einige Bummler, die sich an die gegenüberliegenden Häuser geflüchtet hatten, trugen unbedeutende Stichwunden davon. Sofort wurden nun Patrouillen durch die Straßen gesendet. Zur Führung einer solchen wurde auch ich befohlen; ein kräftiger Schmied ging als Flügelmann mir zur Seite. Diesem ernsten Vorgang folgte eine höchst komische Scene. Als wir an die Ecke der Breitenstraße gelangten, sahen wir sechs Bummler einen Mann fortschleppen, der sich den Anschein eines Sterbenden gab. Sobald wir die rührende Gruppe erreicht hatten, murrte einer derselben im tiefsten Gutturalton: „Ihr Bluthunde, schont wenigstens die Ruhe eines Sterbenden!" Kaum war die letzte Silbe dieser feierlichen Anrede verklungen, so erhielt der Sprecher von meinem Schmiedemeister eine so fürchterliche Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Die Andern ließen ihren sterbenden Kameraden fallen und gaben Fersengeld, dieser aber, das Weitere nicht abwartend, sprang auf und lief ihnen nach.

Aeußerlich schien die Ruhe hergestellt zu sein, aber die republikanischen Ideen gewannen, namentlich auf den Dörfern, immer mehr Boden. Kaum waren acht Tage nach den weimarischen Ereignissen vergangen, so wurde in dem nahen Marktflecken Mellingen sogar eine bewaffnete Volksversammlung abgehalten, deren Zweck kein anderer sein konnte, als die Gefangenen zu befreien. Abermals rief der Generalmarsch die Bürgerwehr zusammen. Die Erbitterung unseres Corps war nun so hoch gestiegen, daß die Vertheilung scharfer Patronen allen willkommen war; man wollte um jeden Preis die gesetzliche Ordnung aufrecht erhalten wissen. Die Sache lief indessen friedlicher ab, als man geglaubt hatte. Wohl zogen große Trupps von Bauern, als die Nacht eingebrochen war, unter Gesang durch Weimar, um nach ihren Dörfern zurückzukehren, vermieden aber wohlweislich die Plätze, wo Bürgerwehr aufgestellt war.

Schutz dem Fürsten, dem Gesetz und dem Eigenthum, das war der Wahlspruch der Männer, die bewaffnet in Reih und Glied standen, und diesen Pflichten ist die weimarische Bürgerwehr bis zu ihrer Auflösung (1852), die nicht von der Regierung angeordnet wurde, sondern auf eigenen Antrieb geschah, treulich nachgekommen.

Auf Befehl des Reichsverwesers rückte Anfang October unser erstes Linienbataillon zunächst nach Ronne-

burg ins Altenburgische; als Ersatz erhielten wir Reußen (ein Bataillon) und Sachsen, die aus zwei Compagnien Schützen, einer halben Batterie und einer Schwadron Gardereiter bestanden.

Lafourie und Consorten hatten versucht, unser Militär zum Ungehorsam zu verleiten, aber der Versuch mißglückte. Nur sechs arme Teufel hatten sich bereden lassen, einen Protest gegen diesen Ausmarsch im Namen ihrer Kameraden zu unterschreiben. Vor dem Ausmarsch sprengte der Major von Tümpling vor die Fronte und fragte: „Wer mit dem Protest einverstanden ist, der trete vor!" Nur die sechs verführten Burschen traten vor. Ein tiefes Schweigen lagerte sich über alle Anwesenden. Dann fuhr der Major fort: „Ihr Andern wollt also als ehrliche Soldaten treu Eurer Fahne folgen?" — „Ja!" donnerte es durch alle Reihen. Ein Strahl der Freude zuckte über des Commandirenden Gesicht. „Ich fühle mich geehrt", rief er, „an der Spitze solcher wackerer Männer zu stehen! Und nun mit Gott vorwärts, Kinder!" Unter Jubel und Hochs marschirte das Bataillon ab. Die armen Protestirenden wurden entwaffnet und, weil man sie als Verführte betrachtete, aus Gnade dem Civilgericht übergeben, denn ein Kriegsgericht hätte sie zum Tode verurtheilen müssen. So kamen sie mit zwei Jahren Arbeitshaus weg.

Kaum hatten die Sachsen und Reußen ihre Standquartiere in und um Weimar genommen, als abermals eine bewaffnete, mehrere Tausend Köpfe zählende Volksversammlung bei Jena abgehalten wurde. Schnell und ohne Blutvergießen gelang es dem Militär, dieselbe auseinander zu jagen. Die Rädelsführer wurden von Gardereitern als Gefangene nach Weimar eingebracht.

Die Schwurgerichte waren bereits eingeführt und das Richteramt freisinnigen Männern übertragen. Den Wachdienst dabei versah die Bürgerwehr. Ich erinnere mich einer höchst interessanten Verhandlung, bei welcher Lafourie und Reventlow, genannt Otto, mit ihren Genossen auf der Anklagebank saßen.

Der Saal wie die Gallerien waren gedrängt voll, denn den meisten Zuhörern war dieses Gerichtsverfahren nochneu. Auch der Richter, der an diesem Tage den Präsidentenstuhl einnahm, schien mit den Formalitäten eines öffentlichen Gerichtsverfahrens noch nicht vollkommen vertraut zu sein. Unter den Zuschauern befanden sich auch, nahe an den Schranken, zwei sächsische Offiziere. Kaum hatte die Verhandlung begonnen, so entwickelte sich eine sonderbare, vielleicht in einem Schwurgerichte noch nie dagewesene Scene. Der Angeklagte Otto sprang auf und verlangte von dem Präsidenten, er möge die beiden Offiziere hinausweisen. Sein Verthei-

diger gebot ihm Ruhe, er aber brüllte: „Sie sollen und müssen sich entfernen, denn sie verhöhnen mich!“ Ein unwilliges Gemurmel durchlief die Menge. Da trat mit edlem Anstande der eine der Offiziere, ein Herr von Brandenstein, vor und bat den Präsidenten ums Wort. „Ich kann Ihnen das Wort nicht geben“, erwiderte dieser. „Ich verlange es nur für eine persönliche Berichtigung.“ — „Das Wort geben! Das Wort geben!“ schrie es auf den Gallerien. Ein entsetzlicher Tumult entstand, den die Klingel des Präsidenten nicht zu unterdrücken vermochte; um Excesse zu verhüten, gab er dem Offizier das Wort. Dieser sprach ungefähr folgende Worte: „Alle, die mich kennen, werden bezeugen, daß es nicht in meinem Charakter liegt, irgend Jemand zu verhöhnen, am wenigsten einen Gefangenen. Wir haben unserer Pflicht gemäß diese Herren als Gefangene eingebracht, und sie selbst müssen gestehen, das dies ohne jegliche Beleidigung geschehen ist. Noch füge ich die Versicherung in meinem und aller meiner Kameraden Namen bei, daß es uns ganz gleichgültig ist, ob diese Herren, die da auf der Anklagebank sitzen, den Saal mit einer Bürgerkrone geschmückt verlassen, oder mit einem eisernen Ring um den Fuß.“ Unter ungeheurem Jubel und Bravorufen verließen die Offiziere den Saal.

Diese kleine Skizze der weimarischen Revolution

möge genügen. Um meine geehrten Leser nicht länger mit politischen Dingen zu ermüden oder gar zu langweilen, verlasse ich das Drama, das damals auf der Weltbühne zur Darstellung kam, und kehre auf die Bühne zurück, auf der ich mich heimischer fühlte.

Drittes Kapitel.

Thätigkeit der Oper. — Gastspiel in Dresden. — Jenny Lutzer. — Tanhäuser. — Tichatscheck.

Das Theaterpersonal entwickelte auch im neuen Jahre, wie ich bereits im vorigen Kapitel bemerkt habe, eine schätzenswerthe Thätigkeit. Am 2. Februar, dem Geburtstage des Großherzogs, wurde „Der Schiffbruch der Medusa" von Reissiger, am 16., dem Geburtstage der Frau Großherzogin, Flotow's „Martha", beide neu, gegeben. Die erstere Oper kam unter der Leitung des Componisten zur Aufführung. Obgleich sie nicht zu den genialsten Schöpfungen des wackern Meisters gehört, so besitzt sie doch viele musikalische Schönheiten, die gerechte Anerkennung fanden. „Martha" wurde mit großem Beifall aufgenommen. Zugleich war diese Oper Liszt's Debüt als Kapellmeister. Bisher am Hofe in außerordentlichem Dienste, war er jetzt definitiv als Dirigent der Oper eingetreten, und ein ganz neuer Glanz verbreitete sich

über unsere musikalischen Zustände. Er hatte die Oper mit großer Umsicht einstudirt und alle musikalischen Feinheiten zur Geltung gebracht, wodurch die ganze Darstellung, die auch in scenischer Hinsicht nicht zurückblieb, einen hohen Reiz gewann. Vor allem waren die Damenrollen vortrefflich besetzt. Fräulein Agthe war eine liebreizende Martha, und wenn sie auch als Darstellerin noch Manches zu wünschen übrig ließ, so ersetzte sie diesen Mangel reichlich durch ihre Silberglockenstimme und ihren sinnigen Vortrag. Fräulein Haller besaß einen Stimmenumfang von dritthalb Octaven, der ihr erlaubte, die Partie der Nancy zu singen, wie sie der Componist ursprünglich geschrieben hat. Sie entwickelte in diesem etwas derb gezeichneten Charakter eine liebliche Schalkheit und frischen Humor, der zu allgemeiner Heiterkeit hinriß. Wer sie kurze Zeit zuvor als Norma gesehen hatte und jetzt als Nancy erblickte, glaubte nicht an ein und dieselbe Person, so sehr wußte sie den Anforderungen der heterogensten Rollen nachzukommen. Sie verdiente in Wahrheit den Namen einer Künstlerin. Sehr anerkennungswerthe Leistungen gaben auch die Herren Götze und Höfer als Lionel und Plumkett, besonders trug der erstere die Romanze im dritten Act so hinreißend schön vor, daß allgemeiner Beifall ihn lohnte.

Marr von Leipzig gab, wie Wagner, ein getheiltes

Gastspiel. Er trat am 22. Januar als Ranzau in „Minister und Seidenhändler", am 25. als Benjamin in Freytag's „Valentine" mit großem Beifall auf und setzte Ende März sein Gastspiel als Shylock und Lamoignon im „Urbild des Tartüffe" fort. Leider konnte ich diesen beiden Darstellungen nicht beiwohnen, da ich bereits zu einem Gastspiele nach Dresden abgereist war.

Dort trat ich als Oberförster in den „Jägern" auf und wurde von dem Publikum freundlich begrüßt und aufgenommen.

Man wählte zu jener aufgeregten Zeit nur Stücke, in welchen keine der beliebten Phrasen vorkamen, die dem Publikum Gelegenheit zu Demonstrationen zu geben pflegten. Darum hatte Herr von Lüttichau für mein Gastspiel, das ich auf drei Rollen beschränken mußte, da mein Intendant mir nur acht Tage Urlaub bewilligt hatte, die „Jäger", „Hermann und Dorothea" und „Minna von Barnhelm" bestimmt. Was bei der Wahl solcher ältern Stücke, deren Inhalt mit den damaligen Tagesfragen gar nicht harmonirte, für die Kasse zu erwarten stand, war vorauszusehen. Das Haus war bei meinem ersten Auftreten nur mittelmäßig besetzt. Meine Freunde kamen noch an demselben Abend zu mir und sprachen sich dahin aus, daß ich kein günstigeres Resultat zu erwarten habe, wenn ich nicht im „Tell" und „Götz von Berlichingen"

aufträte. Davon überzeugt, ging ich andern Tags zu Herrn von Lüttichau, dessen besondern Wohlwollens ich mich erfreuen durfte, und bat ihn, statt der von ihm bestimmten Rollen mir den Tell und Götz zu gewähren. Anfänglich schlug er mir mein Gesuch ab, denn er hatte Rücksichten nach vielen Seiten zu nehmen, war aber doch er ein zu guter Oekonom, um nicht auch die Kasse im Auge zu behalten. Dies mochte wohl die Haupttriebfeder sein, mir meinen Wunsch zu bewilligen. Wenige Tage darauf trat ich als Tell auf und wurde vom Publikum lebhaft empfangen. Das Haus war bis auf den ersten Rang in allen Räumen gefüllt. Die Demokratie benutzte jede Gelegenheit, Demonstrationen zu machen; diese gingen so weit, daß Stauffacher's Rede:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!"

dacapo verlangt wurde und nicht eher Ruhe eintrat, als bis der Darsteller (Quanter) dem Willen des Publikums nachkam. Ich dankte meinem Gott, daß die Rolle des Tell keine Gelegenheit zu solchen Demonstrationen bietet, und bedauerte, daß mein Gesuch um Aenderung der Gastspielrollen Veranlassung zu solchem tumultuarischen Gebahren des Publikums gegeben hatte. Im „Götz von Berlichingen" war das Haus in gleicher Weise besetzt, doch verlief die Vorstellung ruhiger; nur die Worte des Götz zu Weislingen: „Und was den Fürsten in ihren

Kram dient, da sind sie hinterher, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben" — wurde von demokratischer Seite mit rauschendem Beifall aufgenommen.

Herr von Lüttichau wollte mein Gastspiel noch weiter ausdehnen, aber meinem Versprechen gemäß mußte ich nach Weimar zurück, zumal da mein Intendant mir außer der Zeit freundlichst Urlaub gewährt hatte.

Während meines Gastspiels in Dresden wurde mir der hohe Kunstgenuß, Jenny Lutzer als Susanne in „Figaro's Hochzeit" zu hören. Leider war es ihre letzte Gastrolle, aber sie war hinreichend, mir zu beweisen, daß sie mit Recht den Ruf der ersten deutschen Sängerin besaß. Solch vollendeten Gesang mit Seele und Wärme gepaart hatte ich noch nie gehört; dabei entzückte mich in gleicher Weise die Darstellerin. Da war nichts gesucht oder gemacht; natürlich und lebhaft spiegelte sich in ihren Mienen die Schalkheit; die Bewegungen ihres Körpers waren musterhaft und blieben stets graziös. Aber nicht nur die große Künstlerin, auch die geistreiche, liebenswürdige Frau, die ich bei Gelegenheit eines Diners, das Herr von Lüttichau ihr zu Ehren gab, kennen lernte, nahm mein ganzes Interesse in Anspruch; ich konnte nur bedauern, zu spät gekommen zu sein, um alle ihre Darstellungen zu bewundern. Die geniale Frau und große Künstlerin interessirte mich so lebhaft, daß mir

das Fragment im „Theaterlexikon" über sie nicht genügte. Erst später gelang es mir, durch einen Freund eine kurze Biographie von ihrer Entwicklungsperiode an bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne zu erhalten. Ich füge diese hier bei.

Jenny Lutzer wurde am 4. März 1818 in Prag geboren, wo ihr Vater, ein dahin eingewanderter Schwabe, durch Fleiß und Betriebsamkeit zu artigem Besitz uud Wohlstand gelangt war. Ihr äußeres Leben ist allezeit ein friedliches, wenig bewegtes, von künstlerischem Sturm und Drang freies gewesen, da sie das älterliche Haus nicht verlassen hat. Auch ihre Theatercarrière gleicht den heutigen Kometenwanderungen nicht; sie gehörte nur zwei Bühnen an, der prager von 1834 — 38 und der wiener von 1838 — 44. Die Naturgabe, welche sie zur Sängerin prädestinirte, eine Stimme von so wunderbar seelenvollem Klang und so reinem Wohllaut, daß sie darin von keiner Sanggenossin vor oder nach ihr erreicht worden, machte sich zuerst im Kloster bemerklich, bei den Ursulinerinnen zu Prag, deren Mädchenschule allmorgendlich mit Gesang eröffnet wurde. Das achtjährige Kind brachte in kleinen Solosätzchen schon Veränderungen und Verzierungen eigener Erfindung an. In der par excellence musikalischen Hauptstadt des Musiklandes Böhmen konnte ein rasches Bekanntwerden des kleinen Wunderkindes

nicht fehlen. Man lud dasselbe zu den Abendgesellschaften des prager Adels ein, wo es, auf einen Tisch gestellt, um gesehen und gehört werden zu können, böhmische Volkslieder mit eigenen Variationen sang. Zu einer künstlerischen Verwerthung und Ausbildung wollten die Aeltern anfänglich ihre Zustimmung nicht geben. Nur der bestimmte Wille des Kindes, in dem der Beruf zu erwachen begann, und Henriette Sontag's Beispiel und Rath, die, als „Jettel“ mit den ältern Schwestern Jenny's befreundet, im Lutzer'schen Haus viel verkehrte, nöthigten zur Nachgiebigkeit. Jenny ging im zehnten Lebensjahre mit ihrer Mutter nach Wien und kam dort in die strenge, langwierige Schule des Neapolitaners Ciccimarra, der das Mädchen mit den Anfangsgründen der Gesangskunst und den trockensten Fachstudien förmlich plagte. Vierzehn Jahre alt, betrat sie als Fräulein vom See in der gleichnamigen Oper von Rossini zum ersten Mal die prager Bühne, bei der sie nach dem gefährlichen Intermezzo eines Nervenfiebers im Jahre 1834 durch den damaligen Director Stöger angestellt wurde. Schon im folgenden Jahre feierte sie wahrhaft europäische Triumphe in Teplitz, als dem Monarchencongreß die ausgezeichnete Operngesellschaft des prager Theaters vorgeführt wurde. Sie sang Partien, die weit über ihre junge Darstellungskraft gingen, und rief z. B. als Semiramis in den Scenen,

wo diese die Leidenschaften, die eine Mutter beseelen, darzustellen hat, nicht selten ein theilnehmendes Lächeln des Publikums hervor. Dem musikalischen Theil ihrer Aufgabe wurde sie aber dafür mit einer Vollendung gerecht, von der Prag noch heute mit nie erlöschender Bewunderung schwärmt. Ihr Repertoire umfaßte bald alle Opern Rossini's und Bellini's, welche damals dominirten; doch blieben ihr auch die deutschen und französischen Meister nicht fremd, wie denn Grétry, Herold, Boyeldieu, Mozart mit größtem Erfolg von ihr studirt und reproducirt wurden. Im Jahre 1838 entführte ein Cabinetsbefehl die rasch berühmt gewordene Künstlerin den Pragern, um sie als Primadonna dem Kärntnerthor-Theater zu geben. Der Abschied von Prag war ein Familienfest, die Bühne ein Garten; es regnete Blumen, Bänder, Gedichte und Thränen, wirkliche, nicht Theaterthränen. Ein Impromptu jenes Humors, der die Künstlerin im Leben und auf der Bühne niemals verlassen, unterbrach die allgemeine Rührung. Der Theatermeister hatte zur Verherrlichung der Scene einen Wegweiser inmitten des Theaters angebracht, dessen weit ausgestreckter Arm in großen Lettern die Inschrift trug: „Nach Wien!" Der einigermaßen komische Anblick reizte die Lachlust der Scheidenden trotz aller Wehmuth so unwiderstehlich, daß sie einen Ausbruch nicht verhindern konnte, in den das

Publikum einstimmte, als seine Lutzer, den Wegweiser mit einer humoristischen Pantomime nachahmend und mit lang ausgestrecktem Arm auf das Publikum deutend, ausrief: „Mein Herz sagt: Nach Prag!"

Der Empfang in Wien war noch wärmer, lebendiger als der Abschied von Prag. Die Künstlerin hatte mit der großen Arie aus Herold's „Zweikampf" die Kaiserstadt mit Sturm genommen. Noch bis zur Stunde geht wie geisterhaftes Echo der Name Lutzer durch das Haus, wenn die Arie „Knäblein mit dem Bogen" gesungen wird. Die Zustände des Opernhauses waren damals in höherem Sinne nicht eben befriedigend zu nennen. Die Verwaltung führte erst ein französischer Impresario, dann ein italienischer Pachter, der, wie es hieß, vordem Schneider gewesen war. Die italienische Oper beherrschte fast ausschließend das Repertoire, während die deutsche arg vernachlässigt wurde. Jenny Lutzer hat, soviel sie vermochte, gegen diesen Uebelstand angekämpft und die wackern deutschen Tonsetzer in und außer Oestreich herangezogen. Ihren Prinzessinnen haben Meyerbeer's „Robert" und „Hugenotten" ihre Popularität in Wien zu danken; ebenso förderte sie Opern von Marschner, Lindpaintner, Lachner, Kreutzer, Lortzing und andern Componisten auf die Breter. Daneben bildete sich ihr Darstellungstalent so vielseitig und naturwüchsig aus, daß

sie in der komischen Oper („Schnee“, „Braut“, „Postillon“, „Diavolo“) ebenso große Triumphe feierte wie in tragischen Partien. Die Susanna in „Figaro's Hochzeit“ ist niemals vollendeter gespielt und gesungen worden, während sie in „Don Juan“ die Zerline und die Donna Anna abwechselnd, beide gleich vortrefflich, gab. Der sie umgebende Künstlerkreis (die Hasselt, Stöckl-Heinefetter, Erl, Schober, Staudigl, Draxler u. s. w.) machte aus den damaligen Aufführungen großer Opern unvergleichliche Mustervorstellungen, von denen Wien noch heutigen Tages spricht. Ueberhaupt ist es nicht zu viel gesagt, was unlängst aus Anlaß der Gedächtnißfeier Meyerbeer's von Wien geschrieben wurde, daß nämlich die wiener Oper seit der Lutzer keine eigentliche Primadonna mehr besessen habe und daß ihr Name der populärste in den wiener Theaterannalen geblieben sei.

Von Wien aus gastirte die Künstlerin während ihres jährlichen Urlaubs mit immer wachsendem Erfolge auf allen österreichischen Provinzialtheatern und andern deutschen Bühnen, sang eine ganze Saison lang in der Scala zu Mailand und besuchte im Jahr 1842 mit der Staudigl'schen Unternehmung einer deutschen Oper London. Dort lernte sie ihr jetziger Gatte, Franz Dingelstedt, kennen und entführte sie 1844 der Kunst im fünfundzwanzigsten Lebensjahr, im zehnten ihrer Theaterlaufbahn. Sie hat einem

Versprechen zufolge 1848 noch einmal in Wien, später auf Einladung Lüttichau's in Dresden gastirt; ihr letztes öffentliches Auftreten erfolgte 1853 in Coburg als Gast des Herzogs in dessen Oper „Santa Chiara". Privatbriefe aus Stuttgart, München, Weimar wissen, daß sie ihre unvergleichliche Stimme noch jetzt besitzt, was ich bestätigen kann, da ich seit dem Jahre 1857 öfter das Vergnügen gehabt habe, sie in Privatcirkeln zu hören, und es ist nur zu bedauern, daß diese treffliche Künstlerin so frühzeitig von der Bühne zurückgetreten ist.

Noch vor dem Schlusse unserer diesjährigen Saison, die am 17. Juni erfolgte, trat Herr von Milde als Don Juan und als Asthon in „Lucia di Lammermoor", in jeder Rolle zweimal mit Beifall auf. Mochte das Repertoire des jungen Mannes auch noch beschränkt sein, mochte er den Anforderungen im Spiele noch nicht überall genügen, so war doch ein entschiedenes Talent nicht zu verkennen, das in nächster Zukunft sich volle Geltung erwerben mußte. Dieser meiner Ueberzeugung trat Herr von Ziegesar bei und engagirte Herrn von Milde. Jetzt ist er als tüchtiger Sänger eine der Zierden der weimarischen Oper und leistet auch als Schauspieler sehr Anerkennungswerthes.

Im September traf endlich der sehnlichst erwartete erste Liebhaber, Herr Liedtke ein. Er leistete im Lust-

und Schauspiel Vortreffliches; um sich in der Tragödie mit gleichem Glück zu bewegen, mangelte ihm zunächst ein kräftiges Organ. Zugleich mit ihm wurde Herr Jaffé für Charakterrollen und Intriguants engagirt, ein höchst talentvoller junger Mann, der schon damals in Rollen wie Franz Moor, Thomas Foster, Banquier Müller sich auszeichnete. Nicht nur sein schönes Talent, das sein unermüdlicher Fleiß immer weiter ausbildete, auch der ehrenwerthe, höchst gebildete Mensch zog mich mächtig an, und mit wahrem Interesse folgte ich seiner künstlerischen Entwicklung. Seine Bescheidenheit und die hohe Achtung vor seiner Kunst, die ihn beseelte, ließen mich erwarten, daß er einst einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schauspielern einnehmen werde. Ich habe mich nicht getäuscht. Jaffé zählt jetzt zu den ersten Mitgliedern des dresdener Hoftheaters und allgemeine Anerkennung wird dem Menschen wie dem Künstler zu Theil.

Unser Personal war nun wieder vollzählig. Durch die hinzugekommenen jungen Kräfte bildete sich ein Ensemble, das man zu den besten und tüchtigsten rechnen durfte. Neuigkeit auf Neuigkeit in Schauspiel und Oper wurde dem Publikum vorgeführt. Allabendlich war das Haus gefüllt, wozu nicht wenig das fremde Militär beitrug, und reicher Beifall wurde den Schauspielern zu Theil.

Daß das Orchester unter der Leitung eines Liszt nicht zurückblieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. Erwähnen will ich nur eine Anordnung, die dem Orchester auch außer der Oper ein selbstständiges Produciren zutheilte. Vor solchen Stücken, die nicht den ganzen Theaterabend ausfüllten, wurden Symphonien aufgeführt, und da seit Hummel's Zeit Beethoven's symphonische Meisterwerke nur selten zu Gehör gekommen waren, führte Liszt die A-dur-, dann die B-dur-Symphonie vor. Auch mit gediegenen Novitäten machte er das Publikum bekannt, so unter anderm an einem Abende mit der Ouverture zu „Tanhäuser" und dem vierten Act der „Hugenotten". Dankbar wurden diese musikalischen Gaben empfangen; man konnte auch in der That Vollendeteres nicht hören.

Mit den letzten Monaten dieses Jahres war die Zeit herangekommen, wo man sich für die Feier der Wiegenfeste der höchsten Herrschaften vorbereiten mußte. Liszt hatte für den zweiten Februar die Oper „Haydée" von Auber und zum sechzehnten „Alfonso und Estrella" von Franz Schubert vorgeschlagen. Gegen die letztere opponirte ich als Regisseur, denn so sehr ich Schubert als Liedercomponisten verehre und liebe, so kann ich dieses Werk nicht eine Oper nennen, da es nur eine Reihenfolge von schönen Melodien und Liedern bietet, wodurch

eine Monotonie entsteht, die peinlich werden muß. Liszt bestand aber auf seiner Wahl. Mehrere Klavierproben hatten bereits stattgefunden, als er selbst auf den glücklichen Gedanken kam, die Oper beiseite zu legen und dafür den „Tanhäuser" zu wählen; freudigst stimmten der Intendant und ich bei. Die Zeit war aber zu kurz, um die Partitur ab- und die Stimmen ausschreiben zu lassen. Rasch entschlossen fuhr ich am andern Morgen nach Dresden, um mir von meinem hohen Gönner, Geheimrath von Lüttichau, Partitur, Solo-, Orchester- und Chorstimmen leihweise zu erbitten, zugleich auch um mit dem Componisten über das Honorar mich zu verständigen. Freundlichst gewährte mir der Herr Geheimrath mein Gesuch, obgleich der „Tanhäuser" eine Repertoire-Oper war. Nachdem mir Wagner seine Intentionen über Tempi und Scenerie mitgetheilt hatte und unser Geschäft ganz nach Wunsch geordnet war, forderte ich ihn auf, mit mir zu Hempel in die Brüdergasse zu gehen. Er führte mich in eine andere Lokalität, die in derselben Straße lag, mir aber unbekannt war. Als ich eingetreten war, sah ich sogleich an den Heckerhüten, in welcher Gesellschaft ich mich befand. Aus den Reden dieser bärtigen Gesellen konnte ich schließen, daß ihnen die constitutionelle Monarchie eine abgethane Sache und die Republik die Sonne war, an der sie sich zu wärmen

dachten. Bei aller Unheimlichkeit, die mich überfiel, mußte ich doch im Stillen lachen, als einer, der mir von früher bekannt war, von „Fürsten ernähren“ sprach, der wie ich wußte, den größten Theil seines Gehalts aus der königlichen Schatulle bezog. Ich hätte ihm gern darauf gedient, aber ich überlegte, an welchem Orte und in welcher Gesellschaft ich mich befand, und schwieg. So viel wurde mir aus diesem Treiben klar, daß das Schlimmste zu erwarten stand. Erst als ich das Pflaster wieder betrat, fühlte ich mich behaglicher. Andern Tags fuhr ich, wenn auch nicht mit Golde, doch mit Noten beladen, die mir ebenso viel werth waren, nach Weimar zurück.

Wir konnten dieses Meisterwerk trefflich besetzen: Fräul. Agthe — Elisabeth; Fräul. Haller — Venus; Höfer — Landgraf; Milde — Wolfram; Schneider — Walter. Nur Herrn Götze lag die Partie des Tanhäuser etwas zu hoch. Die Klavierproben wurden gleich nach meiner Rückkunft begonnen und das Ganze hatte einen erwünschten Fortgang.

Auber's Oper „Haydée“ fand so wenig Anklang, daß sie nach einer Wiederholung beiseite gelegt wurde. Anders war der Erfolg des „Tanhäuser“. Doch ehe dieser seine Pilgerfahrt auf unserer Bühne unternehmen konnte, mußte erst noch eine große Schwierigkeit über=

wunden werden. Götze erklärte sechs Tage vor der Aufführung, er fühle sich zu erschöpft, um diese riesige Aufgabe würdig durchführen zu können. Der Gedanke, im Angesicht des sichern Hafens noch zu scheitern, versetzte uns in die peinlichste Verlegenheit. Was war da zu thun? Nichts Anderes, als daß ich abermals nach Dresden fuhr, um Tichatscheck für unsern Zweck zu gewinnen und, was die Hauptsache war, ihm einen achttägigen Urlaub bei Herrn von Lüttichau auszuwirken.

Dort angekommen, war mein erster Weg zu Tichatscheck, um mich vor allem seiner Zusage zu versichern. Er war erfreut über meinen Antrag, zweifelte aber an der Erlaubniß der Intendanz, da für diese Woche drei Opern angesetzt wären, worin er beschäftigt sei. Dennoch fuhr ich voll Vertrauen zu meinem hohen Gönner. Anfänglich schlug er mir meine Bitte rund ab; als ich ihm aber bemerkte, daß die Aufführung zur Verherrlichung des Geburtstags unserer erhabenen Landesmutter, die er ja selbst so hoch verehre, beitragen solle, schien sein Stillschweigen mir eine günstige Wendung anzudeuten. Bald jedoch folgten einem verhängnißvollen Kopfschütteln die mich niederdrückenden Worte: „Tichatscheck soll in dieser Woche den Raoul, George Brown und Cortez singen. Dem Hofe und dem Publikum gegenüber habe ich Rücksichten zu nehmen, darum thut es mir leid, Ihr Gesuch

nicht bewilligen zu können." Ich versuchte das letzte Mittel, ihn durch Humor in bessere Laune zu versetzen, und erwiderte keck: „Ja, Excellenz, dann thut es mir leid um Ihre kostbare Zeit, denn ich habe mir im Fall einer Verneinung vorgenommen, Sie in aller Unterthänigkeit mit dem Charakter eines zudringlichen Weinreisenden bekannt zu machen, der sich dreimal zur Thür hinauswerfen läßt und endlich durch das Fenster hereinkommt, was mir allerdings bei dem hohen Parterre und meinem Alter etwas sauer werden würde." Er wie seine von mir hochverehrte Gemahlin, die unserm Gespräche beiwohnte, lachten laut auf. „Nun", antwortete er „ich will mir das Hinauswerfen und Ihnen das Einsteigen sparen. Nehmen Sie ihn hin, Sie Plagegeist, aber eröffnen Sie ihm, daß er heute über acht Tage wieder hier sein muß, um den Raoul zu singen." Ich war egoistisch genug, zu denken: „Was dann geschieht, ist nicht Deine Sache." Unter tausend Danksagungen empfahl ich mich dem wohlmeinenden edlen Paare.

Sofort fuhr ich zu Tichatscheck und stürzte mit dem freudigen Rufe: „Ich habe Dich!" in sein Zimmer. Darauf eilte er ins Theater, um seine Costüme einpacken zu lassen, und ich meldete rasch in einigen Zeilen, daß ich Tichatscheck gewonnen hätte und den andern Abend mit ihm in Weimar eintreffen würde. Mit größerem

Triumph kann Coriolan nicht in das eroberte Corioli eingezogen sein, als ich mit meiner Beute in Weimar einfuhr.

Die Aufführung der Oper fand am 16. Februar statt und wurde am 18. unter abermaliger Mitwirkung Tichatscheck's wiederholt. Im vollsten Sinne des Wortes war das eine Festvorstellung. Dazu machten sie die Mitwirkung des berühmten Gastes, die virtuose Orchesterleitung unseres Liszt und der warme Eifer, mit dem ein jeder der Mitwirkenden, bis zum Maschinisten herab, sich bemühte, zum glücklichen Gelingen beizutragen. Obgleich es nicht gebräuchlich war, an Abenden, wo eine fürstliche Person mit Zuruf empfangen wurde, den Darstellern lauten Beifall zu zollen, so durchbrach doch an diesem Abende die Begeisterung die herkömmliche Schranke und reicher Applaus wurde besonders Tichatscheck zu Theil. Er war aber auch zu jener Zeit der beste Repräsentant des Tanhäuser. Nicht nur als Sänger entzückte er mich, auch als Darsteller gewann er meine volle Anerkennung. Dem Landgrafen und den hohen Gästen gegenüber bewegte er sich stets in den Formen der Etikette, er wandte nicht, wie in der Neuzeit so Manche thun, im Wettstreit seinen Gegnern das Gesicht zu, sondern den fürstlichen Personen. Man möchte solch ungeschlachten Burschen, der das vergißt, auf eine Dreh-

bank setzen, um ihm die Wendung zu geben, die der Anstand erfordert. Noch eine Nüance Tichatscheck's war für mich von außerordentlicher Wirkung. Nach dem Duett mit Elisabeth stürzte er auf diese zu, als wolle er in seinem Sinnentriebe die Unvergleichliche in seine Arme schließen; aber als ob ein heiliger Schauer vor dieser erhabenen reinen Tugend ihn anwehe, sank er zu ihren Füßen; demuthsvoll den Saum ihres Gewandes küssend. Dem Sänger mußte man die höchste, dem Darsteller die achtungsvollste Anerkennung zollen. Von allen Darstellern, die ich später in dieser Rolle gesehen habe, ist es nur Niemann, der alle die Anforderungen dieser gewaltigen Aufgabe in höchster Vollendung erfüllt.

Viertes Kapitel.

Franz Liszt. — Richard Wagner.

Im November des Jahres 1841 war es, als Franz Liszt, dieser seltene Künstler und außerordentliche Mensch, zum ersten Male von Leipzig, wo er concertirt hatte, nach Weimar kam, um, wie er selbst äußerte, den Boden kennen zu lernen, wo die vier größten deutschen Dichter gelebt und gewirkt hatten, den Ort, den man gern als classisch bezeichnet und mit Stolz das deutsche Athen nennt.

An einem dunklen Abende, während der Nordwind in den entlaubten Bäumen, die den Karlsplatz umgeben, unheimlich rauschte, saß ich mit dem Künstlerpaare Clara und Robert Schumann im Speisesaale des Russischen Hofs traulich zusammen, als ein Mann von hohem, schlankem Wuchse, mit einem ausdrucksvollen Gesichte und langen, zurückgestrichenen, hellbraunen Haaren hereintrat und sich mit dem Zurufe: „Bon Soir, Ihr

Lieben!" meiner Gesellschaft näherte. „Liszt!" rief diese wie aus einem Munde aus. Da war also der Mann leibhaftig vor mir, nach dessen Bekanntschaft ich mich so lange gesehnt hatte, über den die Fama das Außergewöhnlichste und Erstaunenswürdigste seit Jahren in die Welt hinausposaunt hatte, seine enorme Virtuosität, dabei seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, auch seine großartige Freigebigkeit preisend. Nachdem Frau Schumann mich ihm vorgestellt hatte, wobei er mich artig begrüßte, setzte er sich an ihre Seite und ließ sich, ohne besondere Notiz von meiner Gegenwart zu nehmen, in ein eifriges Gespräch mit ihr ein. Im Verlaufe der Unterhaltung fesselte die Genialität des Mannes immer mehr meine Aufmerksamkeit, sodaß ich zuletzt nur noch für ihn Augen und Ohren hatte. Auch von seiner Freigebigkeit sollte ich schon an diesem Abende Zeuge sein. Frau Schumann bewunderte die geschmackvolle kostbare Busennadel, die er trug, eine blau emaillirte Weltkugel mit Sternen besäet, die von einer goldenen Adlerklaue gehalten wurde. Sofort überreichte Liszt ihr dieselbe mit feiner Galanterie als Andenken. Anfangs weigerte sie sich, dieselbe anzunehmen, konnte aber schließlich der höchst liebenswürdigen Art und Weise, mit welcher Liszt zu spenden wußte, nicht widerstehen und nahm mit gleich feinem Takte das Kleinod an.

Noch ehe wir uns an diesem Abend gegenseitig verabschiedeten, waren wir einander etwas näher gekommen. Ich ließ mich den andern Morgen bei ihm melden. Er empfing mich mit freundlicher Höflichkeit, die sich während unseres ziemlich langen Gesprächs nach und nach in Herzlichkeit verwandelte, da er in mir wohl einen Menschen erkennen mochte, der ebenfalls für die Kunst glüht und seinen Empfindungen in dieser Richtung freien Lauf läßt. Das brachte uns einander näher. Noch an demselben Tage erwiderte er meinen Besuch, wobei ich Gelegenheit nahm, ihm meine Familie vorzustellen. Das war der Anfang unserer spätern Freundschaft.

„Liszt ist hier!" war das Tagesgespräch von ganz Weimar, und die Frage: „Wird er wohl ein Concert geben?" ging erwartungsvoll von Mund zu Mund.

Unserer Großherzogin, die, als Hummel's Schülerin, selbst eine vorzügliche Klavierspielerin war, sich mit Composition beschäftigte und gleich einem Kapellmeister eine Partitur lesen und transponiren konnte, hatte das Publikum den Hochgenuß zu danken, daß Liszt am 26. November ein Concert im Theater gab. Das Haus war in allen Räumen gefüllt, stürmischer Beifall belohnte den Künstler. Auch hier sollte sich seine fürstliche Freigebigkeit bewähren. Andern Tags sandte er die reiche Einnahme von 600 Thalern dem Frauenverein, einer

wohlthätigen Stiftung, die unsere allverehrte Landesmutter Maria Paulowna ins Leben gerufen hatte. Unser Großherzog verlieh ihm in Anerkennung seiner ungewöhnlichen musikalischen Leistungen die Decoration des Falkenordens. Ich war zufällig anwesend, als er diese Auszeichnung, die erste in der langen Reihe ähnlicher, empfing und Zeuge der lebhaften Freude, die er darüber empfand und keineswegs verbarg, wie wohl mancher Andere, der in solchem Falle den Gleichgültigen spielt. Als ich einst einem Manne, der von seinem Fürsten mit dem „goldenen Vogel" geehrt worden war, zu diesem frohen Ereigniß gratulirte, antwortete er: „Gebraten sind sie mir lieber!" Das war nicht blos ein wohlfeiler Witz, sondern auch eine Unwahrheit, denn ich durfte überzeugt sein, daß er mit großer Genugthuung und selbstgefälligem Stolze auf den Schmuck blickte, der fortan sein Knopfloch zieren sollte.

Während Liszt's Anwesenheit in Weimar gab ich ihm zu Ehren eine größere Abendgesellschaft, wobei sich auch Frau von Heygendorf (frühere Jagemann) befand, von der Liszt viel gehört hatte und die er deshalb ganz besonders kennen zu lernen wünschte. So liebenswürdig er gegen alle übrigen Damen war, so zeichnete er doch ganz besonders diese geniale Frau aus und behauptete fast den ganzen Abend den Platz neben ihr. Endlich bat er sie, ihm

etwas zu singen. „Wenn Sie die alte sechzigjährige Frau nicht auslachen wollen, in Gottes Namen!“ erwiderte sie mit freundlichem Humor. Wahrlich, die edlen Züge und die großen blauen Augen waren noch schön zu nennen! Sie sang eine italienische Arie, die Liszt begleitete. Obgleich die jugendliche Frische ihrer Stimme dahin war, bekundete doch ihr Gesang, daß sie in der trefflichsten Schule gebildet worden war. Nachdem unter lautem Beifalle das Lied beendet war, wollte Liszt vom Flügel sich entfernen, aber sie ließ ihn sein Vorhaben nicht ausführen und sagte: „Nein, mein Verehrter! So kommen Sie nicht los! Ich habe Ihnen Ihren Wunsch erfüllt, nun erfüllen Sie auch den meinen und geben uns den »Erlkönig« zum Besten!“ Unter ungeheurem Jubel nahm er den Platz am Instrument wieder ein und kam der Bitte, in die alle Anwesenden einstimmten, nach.

Gegen Mitte December reiste Liszt nach Berlin. Welch unerhörte Triumphe seine Kunst dort feierte, ist weltbekannt; die Begeisterung steigerte sich bis zum Taumel der Abgötterei. Die Fama berichtete, daß exaltirte Damen die Handschuhe, die der Meister als unbrauchbar weggeworfen, aufgehoben, die Saiten, die seine kunstfertige Hand zerschlagen, gesammelt hätten, um ein theures Andenken an den Unvergleichlichen zu besitzen. Das Letztere muß ihnen doch etwas schwer ge-

worden sein, da es Liszt's Art nicht war, die Saiten zu zerschlagen. Spottende Ironie mag solche und ähnliche Geschichten im Gegensatze zu der maßlosen Verehrung erfunden haben. Ludwig Rellstab scheint mir der Einzige zu sein, der damals diesen seltenen Künstler bei seinem ersten Aufenhalte in Berlin würdig und unparteiisch beurtheilt hat. Ich entnehme das Nachstehende einem Schriftchen, das unter dem Titel: „Franz Liszt" im Jahre 1855 erschienen ist. Rellstab sagt unter anderm darin: „Liszt gab von December bis Anfang März im Ganzen einundzwanzig Concerte, zu denen alle Billets verkauft waren. Zwölf gab er für wohlthätige Zwecke, neun für sich." Ich übergehe hier die Kunsturtheile Rellstab's, in die jeder Unparteiische einstimmen wird, und berichte nur, was er über den edlen Menschen sagt. „Wahrlich, nur ein so Ueberreicher kann die Früchte seines Ruhms mit solcher Großmuth theilen! Dabei ist seine rein persönliche Freigebigkeit noch gar nicht in Anschlag gebracht. Freilich, der Summe aller Anforderungen vermochte er nicht zu genügen, kein Kaiser hätte es vermocht. Denn allein aus der letzten Woche seines Hierseins wurden über tausend Briefe verbrannt, die Bitten um Geld enthielten. Nicht daß er gab, sondern wie er gab, erwarb ihm einen so ungemeinen Schatz an Liebe! Zu jeder guten Sache war er aufs freudigste mit

wahrer Begeisterung bereit.“ Von solcher Hingebung für alles Edle und Gute bin ich während unsers langen Zusammenlebens selbst oft Zeuge gewesen. Weiter sagt Rellstab: „Liszt gab am Tage seiner Abreise noch ein Morgenconcert, dessen Ertrag bedürftigen Studirenden überwiesen ward. Unmittelbar nach demselben wollte er abreisen. Schon von elf Uhr an begann sich ein zahlreiches Publikum vor dem Hotel de Russie zu versammeln; die Besucher des Concerts, welches um zwölf Uhr seinen Anfang nahm, hatten die größte Mühe, in das Gebäude zu gelangen. Der Saal war zum Erdrücken gefüllt. Der Künstler erschien in seinen Reisekleidern; er war sichtlich durch das, was in und um ihn vorging, aufs tiefste ergriffen, fast überwältigte ihn die wehmüthige Stimmung des Abschieds. Dadurch sprach er offenbar den schönsten Dank für die begeisterten Beweise der Liebe und Anhänglichkeit aus, die ihm aus einer solchen Gesammtheit der Bewohner Berlins zu Theil wurden. Draußen hatten sich indeß die Volksmassen bis ins Unübersehbare vergrößert; der Ruf nach dem Gefeierten ertönte zu vielen Malen, und als er sich endlich zeigte, erschallte ein tausendstimmiger Jubel. Der Augenblick der Abfahrt war da. Ein Wagen, mit sechs Schimmeln bespannt, rollte vor das Hotel; Liszt wurde unter dem Jubel der Menge fast die Treppe hinabgetragen und

in den Wagen gehoben, wo er zwischen den Senioren der Universität seinen Platz nahm. Dreißig vierspännige Wagen mit Studirenden und eine Anzahl Reiter im akademischen Festornat gaben ihm das Geleit. Nicht gleich einem Könige, sondern als ein König zog er aus, vom jubelnden Volksgedränge umringt, als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes."

So weit Rellstab. Wer Interesse an Liszt nimmt, dem empfehle ich das oben erwähnte Büchlein, das seine Künstlerlaufbahn von seiner Jugend an bis zum Jahr 1855 beschreibt und, wie ich erst kürzlich erfahren habe, von Richard Pohl verfaßt ist. Meine Absicht kann nur sein, das hier aufzuzeichnen, was ich mit ihm selbst erlebt habe.

Liszt kehrte im October 1842 nach Weimar zurück, um sein Amt als Hofkapellmeister in außerordentlichem Dienste bei den Festlichkeiten zur Vermählung unseres Erbgroßherzogs Karl Alexander mit der Prinzessin Sophie von Holland anzutreten. Er arrangirte ein großes Hofconcert und hatte zu diesem Zwecke Rubini auf Veranlassung der höchsten Herrschaften mitgebracht. Damit aber auch das Publikum den Genuß nicht entbehre, den weltberühmten Sänger zu hören, veranstaltete er am 29. October ein zweites im Theater. Das Programm lautete: „Concert von Herrn Rubini zu wohl-

thätigen Zwecken unter Mitwirkung des Herrn Liszt und der Hofkapelle.

1. Vermählungscantate zur Feier des 22. October 1842 von Chelard. 2. Cavatine aus Niobe, gesungen von Herrn Rubini. 3. Reminiscence de la Somnambule, vorgetragen von Herrn Liszt. 4. Jubelouverture von C. M. von Weber. 5. Adelaide von Beethoven, gesungen von Herrn Rubini. 6. Mazurka von Chopin, Polonaise aus den Puritanern, Erlkönig von Schubert, vorgetragen von Herrn Liszt. 7. Arie aus Lucia di Lammermoor, gesungen von Herrn Rubini."

Obgleich man Rubini, was die Stimme anlangt, nur noch eine schöne Ruine nennen konnte, so mußte man doch über die eminente Fertigkeit, sowie über die Sicherheit des Anschlags im Tone staunen und den edlen Vortrag, besonders in der zuletzt genannten Arie, die ich nur von Roger noch vollendeter gehört habe, bewundern. Der Vortrag der „Adelaide" wollte mir schon wegen des französischen Textes weniger zusagen. Kein Deutscher vermag, wenn er nicht lange Zeit in Italien gelebt hat, eine Canzonetta im Sinne der Italiener vorzutragen, wie kein Italiener ein deutsches Lied singen kann, wenn er der Sprache nicht vollkommen mächtig ist.

Nach diesen Festlichkeiten trat Liszt seine Kunstreisen wieder an, kehrte aber jedes Jahr ein-, auch zweimal

zurück, um bei Hofe und auch im Theater Concerte zu arrangiren. Das waren genußreiche Stunden und Tage für seine Freunde und Verehrer. Wie ein Bienenschwarm zogen ihm fremde Künstler nach, und wir lernten durch ihn manche musikalische Größe kennen. Er kam mir vor wie ein reicher Quell, der seine belebende Kraft nach allen Seiten ausströmen läßt, um den trockenen Boden mit frischem Grün und neuen Blüten zu schmücken. Am behaglichsten fühlte er sich, wenn viele seiner Freunde um ihn versammelt waren, was gewöhnlich in den Morgenstunden der Fall war. Hier wurde das Neueste, was in der Musikwelt erschienen war, zu Gehör gebracht und besprochen, wobei es natürlich bei verschiedenen Ansichten nicht immer ruhig herging.

Die bedeutendste Autorität unter uns war Christian Lobe, der vor so manchen seiner musikalischen Collegen eine ausgezeichnete theoretische und ästhetische Bildung voraus hatte; seine Bemerkungen über ein neues Werk waren immer treffend und entscheidend. Man konnte diese Morgenstunden ein musikalisches Lagerleben nennen, dem es an Bewegung und bunter Abwechselung nicht fehlte. Das hinderte Liszt aber nicht, während des lauten Gesprächs und Musicirens sich hinzusetzen und musikalische Gedanken zu Papier zu bringen.

Ein schöner Zug von ihm war es, daß er nie duldete,

daß über einen abwesenden Künstler ungünstig geurtheilt oder gar einer seiner Rivalen herabgesetzt wurde. Dann war er Feuer und Flamme, schüttelte sein Haupthaar wie ein Löwe seine Mähnen, warf den Kopf in die Höhe, streckte verächtlich die Unterlippe hervor und rief: „Bah! Das ist ein tüchtiger Kerl, ein ganz tüchtiger Kerl, hinter den sich Mancher verkriechen muß."

Eines Abends unterhielten wir uns mit Whistspiel, Liszt, Pantaleoni, sein damaliger Begleiter, Professor Wolff aus Jena und ich. Liszt schien mir sehr abgespannt; ich mahnte daher zum Aufbruch, aber meinem alten Freunde Wolff, der gern bis in die späte Nacht hinein schwärmte, war das nicht genehm; er wollte erst seine Cigarre ausrauchen (das Rauchen auf der Straße war zu jener Zeit noch verboten). „Nehmt mir's nicht übel, Kinder!" sagte Liszt, „ich bin sehr müde und muß zu Bett, aber laßt Euch deshalb nicht stören." Wolff und ich plauderten, Pantaleoni setzte sich an den Flügel und präludirte, erst leise, dann aber fuhr er laut mit einer Canzone heraus, daß wir erschreckt aufsprangen und ihn zur Ruhe verweisen wollten, als Liszt rief: „Pantaleoni, so habe ich Sie nie singen hören! Da muß ich accompagniren!" Wie der Blitz kam er im tiefsten Negligé hereingesprungen, setzte sich ans Klavier, und nur mit Mühe nöthigten wir ihm einen Pelz und Pantoffeln auf,

um ihn vor Erkältung zu schützen. So verbrachten wir noch eine Stunde; alle Müdigkeit war von ihm gewichen.

Wie ich bereits erwähnt, traf ich im Jahre 1846 in Wien mit Liszt zusammen und war hoch erfreut, mit diesem herrlichen Menschen einen Tag zu verleben. Er wohnte damals, wenn ich nicht irre, in der Stadt London, wo ich ihm meinen Besuch abstattete. Da er mir die Wahl ließ, in welchem Hotel wir zu Mittag essen wollten, schlug ich das meine, Stadt Frankfurt, vor. „Mein Theuerster", entgegnete er, „dort verzehre ich keinen Kreuzer mehr." Das Warum will ich dem geehrten Leser in Kürze mittheilen.

Liszt war im vergangenen Herbste nach Wien gekommen, in der Stadt Frankfurt eingekehrt und hatte jeden Tag dort gleich einem Fürsten offene Tafel gehalten. Natürlich wollte man ihn hören, er schlug aber alle Aufforderungen, Concerte zu geben, entschieden ab. In dem kurzen Zeitraume von vierzehn Tagen war seine Hotelrechnung zu dem bedeutenden Betrage von mehr als tausend Gulden aufgelaufen. Im Begriffe abzureisen, läßt er den Wirth rufen. „Herr Wirth", beginnt er, „ich reise jetzt nach Prag, um mehrere Concerte dort zu geben, und komme in sechs Wochen zurück. Wollen Sie mir bis dahin Credit geben?" Liszt stand zu dieser Zeit im Zenithe seines Ruhms und sein Name war in der kleinsten

Stadt Europas bekannt. Der drollige Wirth zuckt die Achseln und sagt: „Gewiß sehr gern, Herr Doctor, aber leider brauche ich gerade jetzt das Geld.“ — „Ah, das ist etwas Anderes!“ erwidert Liszt; „wenn Sie Ihr Geld brauchen, müssen Sie sogleich befriedigt werden!“ Er schickt sofort zu einem Freunde, der ihm eine größere Summe sendet, als er bedarf; die Dienerschaft wird zusammengerufen, und nachdem er in ihrer Gegenwart die Rechnung getilgt, wendet er sich zu ihr und sagt: „Ich bin mit Euch sehr zufrieden gewesen! Diese zweihundert Gulden sind für Euch. Vorfahren! Adieu! Adieu!“ Mein Freund wird mir verzeihen, daß ich dieses kleine Intermezzo aus seinem Leben der Oeffentlichkeit übergebe; es soll nur ein abermaliger Beweis seines ritterlichen Charakters und seiner Freigebigkeit sein.

Ich wende mich nun zu dem Zeitpunkte, wo Liszt dem unstäten Leben eines fahrenden Künstlers entsagte, den Wanderstab niederlegte und seinen bleibenden Aufenthalt in Weimar nahm. Nur von Zeit zu Zeit gewährte er den Bewohnern den Hochgenuß, ihn in öffentlichen Concerten zum Vortheil der Wittwen und Waisen der Kapellmitglieder als Virtuos dankbar zu bewundern. Definitiv war er als Kapellmeister an die Spitze unserer Oper getreten; ich stand ihm als Regisseur zur Seite. Sein Wahlspruch, von dem Neuen das Beste aufs würdigste zur An=

schauung zu bringen, ohne das alte Vortreffliche aus den Augen zu lassen, war auch der meinige. Er hatte Vertrauen zu meiner langjährigen Praxis und ich zu seinem hohen Kunstsinne. Dies tägliche Zusammenleben mit ihm erfrischte meinen Geist und steigerte meine Kraft. Wie herrlich wuchs unter seiner Leitung das Orchester heran! Nicht ein Taktmesser stand an dem Dirigentenpulte, sondern ein Führer voll Feuer und Energie, der alle musikalischen Feinheiten aufzufinden und zur Geltung zu bringen wußte, der seine Untergebenen unwiderstehlich mit auf die Höhe riß, auf der er selbst stand.

Anfang Februar 1849 kam die Oper „Haydée" von Auber zur Darstellung. Gleichzeitig wurde in Gotha ein neues Werk von Herzog Ernst von Sachsen: „Tony, oder die Vergeltung" gegeben. Ziegesar, Liszt und ich reisten hinüber, um einer Vorstellung dieser Oper beizuwohnen. Obgleich das Sujet Manches zu wünschen übrig ließ, war doch die Oper so melodienreich und in ihrem Ensemble so trefflich gearbeitet, daß beschlossen wurde, sie so bald als möglich bei uns zur Aufführung zu bringen. Damit das geschehen konnte, war der fürstliche Componist so freundlich, uns nicht nur Partitur und Stimmen, sondern auch das herrliche Glockengeläute, das er eigens zu dieser Oper hatte gießen lassen und das eine herrliche Wirkung im ersten Finale hervorbrachte, für die erste

Darstellung zu überlassen. Diese fand am 14. April statt. Leider konnte der hohe Herr der Aufführung nicht beiwohnen, da ihn seine militärischen Pflichten nach Holstein riefen; er beauftragte mich aber, ihm einen genauen Bericht über den Erfolg und die Aufnahme seiner Oper in Weimar zukommen zu lassen, ein Auftrag, dem ich um so freudiger nachkam, als ich nur Gutes zu berichten hatte.

Bis zum Schlusse des Jahres stellte Liszt ein wünschenswerthes Opernrepertoire auf, das aus gutem Neuen und Alten bestand. Mozart, Weber und Beethoven standen in vorderster Reihe. Am 16. Februar 1850 brachte er Gluck's „Iphigenie in Aulis" mit Wagner's instrumentaler Zuthat wieder auf die Bühne. Dieser Oper folgte am 1. April Rossini's „Graf Ory", der aber nur schwachen Beifall fand, theils weil die Leistungen unseres Sängerpersonals hinter den hochgespannten Anforderungen zurückblieben, theils weil dieses Rossini'sche Werk weniger fesselnde Motive und nachhaltige Melodien enthält. Die Oper wurde nach der ersten Aufführung ad acta gelegt, wie sie sich denn auch anderwärts nirgends auf dem Repertoire erhalten hat. Bald darauf schritt Liszt zu einer Aufgabe, die nur seine Unermüdlichkeit, sein Talent und Genie würdig lösen konnten. Das Herderfest sollte auch im Theater gefeiert werden; man

beschloß, am Vorabend des 25. August, an welchem Tage Herder's Standbild enthüllt wurde, seinen „Prometheus", wozu Liszt die Musik geschrieben und ich das Scenische besorgt hatte, zur Darstellung zu bringen. Zur Nachfeier sollte am 28. „Lohengrin" von Wagner folgen. Liszt benutzte zum Einstudiren dieses Werkes die Sommerferien und hielt täglich Klavierproben, während ich im Verein mit den Beamten Costüme und Decorationen ordnete. Es war bei unsern bescheidenen Geldmitteln keine kleine Aufgabe, den Anforderungen Wagner's einigermaßen nachzukommen. Liszt hatte in instrumentaler Hinsicht gleiche Noth, denn die vier Heerhörner, die Wagner vorschreibt, waren nicht aufzutreiben und mußten durch Trompeten ersetzt werden.

Als nun die Sache so weit gediehen war, daß man zu den Theaterproben übergehen konnte, stand ich Liszt als Ordner auf der Bühne treulich zur Seite. Nicht nur, daß meine Pflicht mich aufforderte, bei Inscenirung dieses Meisterwerks meine ganze Kraft anzuspannen, es war zugleich ein hoher Genuß, gerade bei dieser Oper mit ihm vereint zu wirken. Um das Sänger- und Orchesterpersonal nicht zu ermüden, wurde jeder Act einzeln probirt, was gewöhnlich vier bis fünf Stunden Zeit in Anspruch nahm, da Liszt alle musikalischen Feinheiten und ich das charakteristische Zusammenspiel auf der Bühne

gewahrt wissen wollte. So folgten sich neun Actproben, und erst die drei letzten ganzen Proben gaben uns ein vollkommenes, einheitliches Bild. Drei Tage vor der Aufführung erhielt ich durch Liszt noch folgende Zeilen von Wagner, die mir den sichern Beweis gaben, wie lebendig seine Schöpfung bis auf die geringste Kleinigkeit vor seiner Seele stand.

„Verehrter Freund! Als Elsa in der zweiten Scene des ersten Acts in ihrer Angst über das Ausbleiben eines Kämpfers für sie mit den Worten: »Du führtest zu ihm meine Klage« rc. in einem Hülferufe an Gott auf die Kniee sinkt, habe ich in der Partitur angegeben, daß die Frauen (die Begleiterinnen Elsa's) näher zu ihr herangetreten sein sollen. Diese Bemerkung möge dahin verstärkt werden, daß diese Frauen, als sie mit gespanntester Theilnahme für ihre Herrin die Worte der Männer: „In düsterm Schweigen richtet Gott!“ gehört haben, mit lebhafter Unruhe und in größter Angst um Elsa aus dem äußersten Hintergrunde durch den offenen mittlern Bühnenraum zu Elsa vorschreiten, wie um sie zu schützen vor der drohenden Gefahr, sich ihr sogar möglichst nahe drängen. Diese Bewegung muß pantomimisch so selbstständig wie möglich von ihnen ausgeführt werden, sodaß sie auf den Zuschauer die Wirkung eines über Leben und Tod entscheidenden Moments her-

vorbringt. Das Violoncello mit dem Baß-Clarinetten-Solo wird dadurch ausgefüllt. Während dann die Männer nach dem Hintergrunde der Erscheinung Lohengrin's zu blicken, bleiben die Frauen nur lauschend dicht um Elsa gruppirt und treten dann mit dieser links dem Platze des Königs näher, wo sie wie unter dem Schutze des Königs verbleiben.

Noch eins! Ich weiß nicht, welche dramatische Befähigung der Sänger des Lohengrin, Herr B., besitzt; für alle Fälle soll er das Wichtigste im Auge haben. Das ist die große Schlußscene des letzten Actes; ihre Wirkung beruht allein darauf, daß er seine schwierige Aufgabe löst. Im Anfange dieser Scene und bei der Anklage Elsa's sei er furchtbar und vernichtend streng, wie ein strafender Gott. Nach seiner Erzählung und seiner Kundgebung von den Worten an: »Ach Elsa, was hast Du mir angethan« breche aber alle seine göttliche Strenge in dem allermenschlichsten Schmerz zusammen. Die ungeheuerste, herzzermalmendste, schmerzlichste Leidenschaft bis zu seinem Scheiden muß den ganzen erschütterndsten Gehalt des Schlusses der Oper ausmachen. Nur er kann die rechte Wirkung hervorbringen, Niemand anders; alles Andere wird sich von selbst machen. Wenn ein Herz unerschüttert bleibt, so ist es seine Schuld."

Ich führte, soweit es möglich war, Wagner's Willen

aus, und das Bild Elsa's mit ihren Frauen entwickelte sich zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Weniger wollte es dem Sänger des Lohengrin gelingen, der von dem Componisten gegebenen Anleitung nachzukommen.

Obgleich er von der Natur mit einer schönen Stimme begabt war, blieb doch sein Spiel hinter der Aufgabe zurück und beeinträchtigte die volle Wirkung. Nun, der Mensch kann nicht mehr geben, als er von der Natur empfangen hat; es fehlte ihm an dramatischem Talente. Schlimm aber ist es für einen Regisseur, dem es um das Vollendetste in seiner Kunst zu thun ist, wenn bei solchen Leuten noch das Zwillingspaar Arroganz und Ignoranz zum Vorschein kommt. Trotz meiner Bitten und Mahnungen, die Scene im Schlafzimmer so platonisch wie möglich zu halten, wozu schon die keuschen Töne des Componisten anleiten, zog dieser Lohengrin seine Elsa fast fortwährend an sich, sodaß es ihr schwer wurde, den Worten: „An meine Brust, Du Süße, Reine" nachzukommen. Um so mehr Freude hatte ich an allen übrigen Darstellern, die willig und freundlich meinen Anordnungen und meinem Rathe Folge gaben. Besonders erfreute ich mich an den drei tüchtigen jungen Talenten Fräulein Agthe, Fräulein Fastlinger und Herrn von Milde, die alle erst kurze Zeit der Bühne angehörten. Diese machten mir mein Amt leicht, denn es bedurfte nur leiser Andeutungen,

sie auf die rechte Bahn zu leiten. Bis zum letzten Statisten herab bemühte sich Jeder, sein Bestes zu thun, und man durfte die Aufführung als gelungen betrachten. Fräulein Agthe (Elsa) war nicht nur im Gesange, sondern auch im Spiel ganz ausgezeichnet. Die Worte des Lohengrin: „Du Süße, Reine“, paßten vollkommen auf ihr ganzes Wesen. So und nicht anders muß sich der Dichter das Bild der Elsa gedacht haben. Ihre Erscheinung war von zauberhafter Lieblichkeit. Ich glaube nicht, daß Wagner jemals eine bessere Vertreterin dieser Rolle, bei welcher sich so Alles zu einem harmonischen Ganzen verbindet, finden wird.

Fräulein Fastlinger leistete als Ortrud, was in ihren Kräften stand. Zumeist widerstrebte ihre Persönlichkeit, die sich dem Wesen dieses stolzen Weibes nicht leicht fügen konnte. Wir konnten nur bedauern, daß Fräulein Haller uns verlassen hatte; diese hätte bei ihrem eminenten Talente alle Erfordernisse für die Darstellung dieses finstern Charakters mitgebracht.

Herr von Milde war ein trefflicher Telramund, wozu seine gewinnende Persönlichkeit und sein charakteristischer Vortrag Vieles beitrugen. Nicht minder gut war Herr Höfer, der mit seiner klangvollen Stimme und seiner würdigen Erscheinung die Partie des Königs zur vollsten Geltung brachte.

Die Musik fand beim Publikum nicht die Anerkennung, die sie verdiente. Was Wunder auch? Hatten doch die Mitwirkenden erst längere Zeit gebraucht, um sich in das großartige Werk hineinzuarbeiten und alle Schönheiten zu erkennen. Wie konnte man von einem Publikum ein schnelles Eingehen und Auffassen erwarten, dem ein solches musikalisches Drama zum ersten Male entgegentrat, das die üblichen Opernformen zerbricht und nur aus großartigen Ensembles, Wechselgesängen und — außer dem kleinen Duo zwischen Elsa und Ortrud — aus Recitativen und Chören besteht? Wie konnte man von demselben mehr Verständniß der Sache verlangen, da selbst die Sänger anfänglich an einem günstigen Erfolge zweifelten? Die Intendanz ließ sich aber nicht dadurch irren und that recht daran. Noch heutigen Tages ist „Lohengrin“ eine Zug- und Lieblingsoper des weimarischen Publikums.

Kurze Zeit nach der ersten Aufführung erhielt ich folgenden Brief von Wagner. Da er mir nicht nur ein werthes Andenken an jene Zeit ist, sondern auch Andern Interessantes zu bieten nicht verfehlen wird, füge ich ihn diesen Blättern bei, ohne fürchten zu müssen, daß man mich der Eitelkeit zeiht.

„Mein hochverehrtester Freund!

Als ich mich vor einigen Tagen hinsetzte, um Liszt zu

schreiben, nahm ich mir zugleich auch vor, dem Drange meines dankbaren Herzens gegen Sie zu folgen. Während ich an Liszt schrieb, gerieth ich aber unwillkürlich schon in ein so warmes Gespräch auch mit Ihnen, daß ich Alles darin vorbrachte, was ich — zunächst die Sache betreffend — gegen Sie hätte aussprechen können. Ich fühlte dies und bat daher Liszt, den Brief zugleich so zu betrachten, als ob er auch an Sie mit geschrieben sei.

Heute ist nun die etwas leidende Erregtheit, in die ich namentlich durch die Stimmung in Ziegesar's Briefe an mich versetzt war, einer ruhigern und befriedigtern gewichen. Die Unruhe, der ich preisgegeben war, entstand sehr natürlich aus dem traurigen Umstande, daß ich der ersten Aufführung meines so überaus schwierigen Werkes nicht hatte beiwohnen können. In der Entfernung und ohne Ueberzeugung der Sinne hat die Einbildung ihre schrankenloseste Macht über das Gemüth, und bekanntlich werden Gespenster nur von denen gesehen, die außer Stande sind, sich von der Wirklichkeit handgreiflich zu überzeugen. Gerade so ging es mir noch vor wenig Tagen. Seit der Rückkehr meines jungen Freundes Ritter ist dies anders geworden; ich habe über jeden einzelnen Umstand der Aufführung genau nachfragen können und bin bis zu möglichster Deutlichkeit einer Vorstellung berichtet worden.

Ich sehe nun, daß mir in Bezug auf die Darstellung meines »Lohengrin« in Weimar nur noch ein wesentlicher Wunsch übrig bleibt und zwar der, daß namentlich auch Ihnen es noch gelingen möge, die Darsteller im allgemeinen noch etwas mehr in das rechte dramatische Feuer zu bringen, das leider bei der jetzigen Sängergeneration gänzlich erloschen zu sein scheint und nur durch unerhörtestes Anfachen von außen wieder zum Brennen zu bringen sein wird. Gelingt dies Ihrer Anstrengung, so habe ich auch zu hoffen, daß das Publikum über die Länge der Oper, die mich allerdings überrascht hat, durch Ersatz an Wärme der Darstellung getäuscht werden und die Dauer selbst dadurch in Wahrheit auch etwas gekürzt werden wird, was ich nur mit größtem Widerwillen durch Streichen bewerkstelligt sehen würde, nicht aus eitler Vorliebe für meine Noten, sondern um eines Princips willen, von dem ich eine feste Ueberzeugung habe.

Dies vorausgeschickt, bleibt mir nun gar nichts weiter mehr übrig, als Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen eigentlich allein nur zu sagen hatte: meinen wärmsten, tiefgefühltesten Dank für Ihre unermüdete Thätigkeit und mehr als freundschaftliche Fürsorge auch für diese meine letzte Arbeit, die, wie ich sehr wohl weiß, nur durch solche Thätigkeit und Fürsorge zur wirklichen Erscheinung gefördert werden konnte!

Wenn ich bei ruhigen Sinnen die Schwierigkeiten überdenke, die eine verständnißvolle Inscenesetzung meiner Opern mit sich führt und die meine Arbeiten in den Ruf gebracht haben, als ob sie im Grunde fast unaufführbar seien, so kann ich wahrlich den Grad ermessen, in welchem ich Ihnen verpflichtet bin für das, was Sie für diesen »Lohengrin« thaten, dessen Schwierigkeit gewiß gerade demjenigen am meisten aufgeht, der sich mit Wärme an ihre Lösung macht, die Sie zu meiner schmeichelhaftesten Befriedigung für mein künstlerisches Schaffen überhaupt empfinden.

Nur einen, leider unerfüllbaren Wunsch habe ich noch auszusprechen, nämlich, daß es mir hätte verstattet sein mögen, zu einer Zeit mit meinen Arbeiten hervorzutreten, wo ich Sänger und Darsteller von Ihrem Schlage vorgefunden hätte! Ich habe von Glück zu sagen, daß Sie mir als scenischer Anordner übrig geblieben sind, und doch gäbe ich auch dies darum, hätte ich Sie selbst zum Darsteller!

So leben Sie wohl, hochverehrtester Freund! Mögen Sie im fernern guten Erfolge meiner Oper die Genugthuung für Ihr Verdienst darum ernten, die ich für mich allein zu schwach bin, durch den Ausdruck meines Dankes Ihnen zu gewähren! Noch bitte ich Sie, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin auf das beste zu empfehlen und

der steten größten Ergebenheit versichert sein zu wollen, mit der ich bleibe

Ihr sehr verpflichteter

Richard Wagner."

Auch bei der Wiederholung erzielten wir keinen lebhaftern Beifall. Aeußerungen wie: „Die Oper ist viel zu lang! Man wird von der Masse Musik fast erdrückt! Wer soll denn das vier Stunden aushalten?" hörte man allüberall. Herr von Ziegesar, der die Ansicht des Publikums theilte, schrieb gleich nach der ersten Aufführung an Wagner und bat ihn, in der Oper zu streichen. Auch Liszt that ein Gleiches, aber Wagner's Antworten lauteten abschläglich. Wir nahmen nun Partitur und Buch zur Hand und überlegten reiflich, wo Kürzungen, ohne dem Ganzen zu schaden, vorgenommen werden könnten. Unsere Schnitte wurden im Buche bezeichnet; ich unternahm es, Wagner mit unsern Ansichten und Vorschlägen bekannt zu machen. Dabei ging ich so diplomatisch wie möglich zu Werke, und vorsichtig theilte ich meinen Brief zuvor Liszt mit, um sein Gutachten darüber einzuholen. Er sandte mir folgende Zeilen:

„Verehrter Freund! Ihr Brief ist vortrefflich, ebenso fein nüancirt als schlagend zugleich. Vielleicht wäre es noch zweckmäßig, ein derartiges Postscriptum beizufügen:

»Sollten Sie mit den Schnitten, die im Textbuch

angezeigt sind, nicht einverstanden sein, so bitten wir Sie, zu Liebe Ihres Werkes irgend eine andere Abkürzung uns baldigst anzugeben, damit die dritte Vorstellung am 9. October danach eingerichtet werden kann.«

Redigiren Sie dieses Postscriptum auf besseres Deutsch, als ich es vermag. Tout à Vous!

Liszt."

Ich schrieb an Wagner unter anderm:

„Sie führen das Publikum an eine weite Kluft, jenseits welcher sich ein blühender Garten befindet, und verlangen von demselben, daß es in Masse den kühnen Sprung wage. Das thut es aber nicht. Darum lassen Sie Liszt und mich die Führer sein, die einen bequemen Weg hinüberleiten."

Ich führe diese Phrase nur an, um eine Stelle in Wagner's Antwort zu erläutern, die originell genug so lautete:

„Mein verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen und theilnahmvollen Brief! Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, habe ich auch noch Nachrichten über die zweite Aufführung des »Lohengrin« erhalten, die mich sehr erfreut und beruhigt haben. Ich sehe, daß ich bei Ihnen vortrefflich geborgen bin. Wie ich nun ersehe, tragen Sie sich aber weniger mehr mit der Sorge für die Tüchtigkeit und Gelungenheit der Aufführung, da Sie namentlich auch seit der Leistung und dem Erfolge der zweiten Aufführung

Grund zu sicherer Beruhigung zu haben glauben, sondern dafür, daß diese Oper und meine Intentionen überhaupt auch bei dem sogenannten größern Publikum leichtern Eingang und dauernde Wirkung gewinnen möchten. Sie verbinden hiermit namentlich wohl auch den Wunsch, meinen Opern im Allgemeinen die Bahn zu größerer und endlich wohl gar vollständiger Verbreitung zu brechen, und erbieten sich, mir dazu den Steg über die Kluft zu bauen, die für diesen Zweck zu überschreiten sein möchte. Ich muß es ganz Ihrer Ansicht überlassen, wie Sie in dieser mir so freundlichen Absicht zu verfahren für gut halten, und kann nicht anders als froh darüber sein, daß ich mir Männer gewonnen habe, die in ihrer Sorge für mich und meine Werke es so eifrig meinen, daß sie sich selbst über die Natur der Sache täuschen, um die es sich hier handelt. Ohne Täuschung vermöchten wir heutzutage wohl kaum zu leben, dennoch bin ich mit mir nicht unzufrieden darüber, daß ich einen Irrthum vollständig von mir abgestreift habe, den Irrthum, meinen Opern eine sogenannte Verbreitung verschaffen zu können. Ich habe dabei gelernt, mich damit zu begnügen, daß ich thue, was ich kann, und mich vollkommen beglückt zu schätzen, wenn ich damit meine Freunde erfreue. Glauben Sie nun wirklich, hochverehrter Freund, daß meinen Opern und meiner Richtung überhaupt die Fähigkeit innewohne, sich verbreitete

Geltung auf einem Boden zu verschaffen, der seiner Natur nach gerade das reine Gegentheil von dem producirt, was auf dem Boden meiner Anschauung wächst? Glauben Sie, gerade herausgesagt, daß mein »Lohengrin« zum Beispiel je irgendwo anders noch aufgeführt werde als in Weimar, und zwar auch da gerade nur so lange, als ein Kreis energischer Freunde dort so vereinigt bleibt, als zu meinem wunderbarsten Glücke eben jetzt es der Fall ist? Da ich weiß, daß Sie von meinen Arbeiten gut denken, kann ich nur annehmen, daß Sie von unsern öffentlichen Kunstzuständen nicht so schlecht denken, als es nöthig ist, um sich zu seiner Beruhigung aller Illusionen zu entschlagen. Meine Oper hat, wie ich erkennen muß, den entschiedenen Fehler, in der Zeitdauer ihrer Aufführung zu lang zu sein; glauben Sie nun, daß dieser Fehler in Wahrheit der Grund davon sein würde, wenn die Oper keine weitere Verbreitung fände? Ich entsinne mich, überall, wo ich die »Hugenotten« aufführen sah, während des letzten Acts nur schläfrige und gähnende Gesichter angetroffen zu haben; hat dieser Umstand verhindert, daß die »Hugenotten« auf allen Theatern der Welt jahraus jahrein gegeben werden? Mein »Rienzi«, der außer seiner enormen Länge den großen Fehler einer betäubend starken Instrumentation hatte, hat das dresdner Publikum stets in Masse herbeigezogen, während mein »Tanhäuser«, der

von diesem Fehler frei ist, sich nur durch die besonderste Fürsorge von oben in nöthiger Anziehungskraft erhalten konnte. Sie wollen nun durch eine Kürzung von zehn bis zwölf Minuten in der Zeitdauer meines »Lohengrin« diesem Werke bei dem Theaterpublikum Verbreitung verschaffen, das in die »Hugenotten« und meinen »Rienzi« strömte, trotzdem es darin schlaftodt geschlagen wurde? Verehrtester, die Leute, die nach dem zweiten Acte des »Lohengrin« das Theater verlassen, sind nicht durch die Dauer ermüdet und auch nicht durch Lärmen betäubt, sondern sie erliegen, je besser sie intentionirt sind, der ungewohnten Anstrengung, die ihnen das aufgedrungene Erfassen und Verfolgen einer dramatischen Darstellung verursacht, die sich nicht an den Viertel- oder halben, sondern an den ganzen Menschen wendet. Untersuchen Sie genau, so werden Sie mir Recht geben müssen. Wollen Sie nun dies Publikum wirklich erziehen, so müssen Sie es vor allen Dingen zur Kraft erziehen, ihm die Feigheit und Schlaffheit aus den philisterhaften Gliedern treiben, es dahin bestimmen, im Theater sich nicht zerstreuen, sondern sammeln zu wollen. Erziehen Sie das Publikum nicht zu solcher Kraftübung im Kunstgenuß, so verschafft Ihr Freundeseifer weder meinen Werken noch meinen Intentionen Verbreitung. Die Athener saßen von Mittag bis in die Nacht vor der Aufführung ihrer Trilogien, und

sie waren ganz gewiß nichts Anderes als Menschen; allerdings waren sie aber namentlich auch im Genusse thätig.

Dies, verehrtester Freund, erwidere ich Ihnen im Allgemeinen als meine Ansicht über die Sache. Ueberzeuge ich Sie nicht, so muß ich es Ihnen allerdings überlassen, Ihrer Sorge für mein Werk nach Ihrem Dafürhalten sich zu entäußern; mir aber mögen Sie es nicht verargen, durch Ihre Maßregeln höchstens einen Erfolg bei den ehrenwerthen Philistern Weimars, keineswegs dadurch aber eine Verbreitung meiner Oper mir versichert zu sehen. Was mir an jenem Erfolge liegt, ist nicht übermäßig.

Aber kommen wir zu dem eigentlichen Grunde meines Widerstandes! Ich hätte gewünscht, die von Ihnen beabsichtigten Kürzungen nicht kennen zu lernen. An jeder von ihnen wüßte ich Ihnen und wahrscheinlich überzeugend darzulegen, wie schmerzlich Sie mein künstlerisches Ehrgefühl verletzt. Ich frage Sie, mit welchem Gefühle, mit welcher im voraus geknickten Begeisterung soll ich mich nächstens wieder an die Composition eines musikalischen Dramas machen, wenn ich bei Ausführung der wohlempfundensten und als nothwendigst erachteten Motive mich der Stellen aus »Lohengrin« entsinnen muß, die meine besten Freunde für auslassungsmöglich gehal-

ten haben? Wenn mir in dem Augenblicke, wo ich mich über eine Erfindung im Interesse der dramatischen Wahrheit freue, es einfallen muß, daß dort Erfindungen dieser Art, wie der Uebergang Lohengrin's aus dem vernichtendsten Zorne zu der feierlichen Enthüllung seines Wesens (»Zu lohnen ihres Herzens wildem Fragen« u. s. w.), wie die nothwendige Vorbereitung und Steigerung der Erhabenheit des bevorstehenden Gotteskampfes im ersten Acte (zugleich rein musikalisch so wichtig wegen des wohlthuenden Anhaltens eines lebhaften Tempos in festen Rhythmen), ferner wie die Volksscene im zweiten Acte, zu deren Erfindung ich mir Glück wünschte, scenisch um Elsa's Wiederauftritt vorzubereiten und nicht unnatürlich schnell herbeizuführen, musikalisch wegen des andauernden frischen Charakters und Tempos nach dem langsam gehaltenen Schlusse des vorangehenden Duetts und des getragenen Zeitmaßes in der darauf folgenden Musik zum Kirchengange, dramatisch für die Vorbereitung der Möglichkeit, friedlich in der Folge einen schützenden Anhang zu verschaffen u. s. w. — wenn es mir also einfallen muß, daß dort Erfindungen dieser Art um des Gewinns weniger Minuten in der Dauer der Vorstellung willen geradeweg ausgelassen werden konnten?

Nun, kürzen Sie ganz nach Ihrem Ermessen, denn um des mir sehr verhaßten Fehlers ihrer zu großen Länge

willen und namentlich auch, weil es nicht nur nöthig, sondern auch *möglich* war, Auslassungen vorzunehmen, gebe ich die Oper auf.

Ich habe wieder viel zusammengeschrieben und merke nun wohl, daß ich heute nicht mehr dazu kommen werde, auch an Liszt zu schreiben. Ich habe ihm, wenn nicht Vielerlei, doch viel zu sagen und verschiebe dies daher auf einen der nächsten Tage. Drücken Sie Liszt in meinem Namen an Ihr Herz! Meinen verbindlichsten und wärmsten Dank drücken Sie wohl an Herrn von Ziegesar für seinen letzten Brief aus.

Meine ergebensten Grüße und Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin! Werden Sie mir bös sein nach diesem Briefe? Das wäre nicht übel! Wir haben uns berathen, und ich habe meine Meinung gesagt — das ist Alles! Aber noch eins — meinen allergründlichsten Dank für Ihre Freundschaft und Güte zu

Ihrem

Zürich, Richard Wagner.

den 23. September 1850.

Da mir Wagner hierdurch überließ, nach meinem Ermessen zu handeln, so wurden nun die zwischen Liszt und mir verabredeten Kürzungen vorgenommen. Es war eine Operation, die uns mehr Schmerzen verursachte als dem todten Papiere; jede Note, die wir unterdrückten,

that uns leid, aber wir mußten dem Publikum gegenüber an das saure Geschäft gehen und trösteten uns damit, daß, sobald dasselbe zu richtiger Erkenntniß gelangt sei, die gestrichenen Partien wieder in ihre alten Rechte eintreten sollten. Nicht blos Klagen über die Länge, auch sonst manche wundersame Kritik über das Wagner'sche Werk mußten wir uns gefallen lassen. Die drolligste Aeußerung war für mich die, daß die Oper melodielos sei, ein Vorwurf, über den ich mich später aussprechen werde.

Liszt's Thätigkeit war unermüdlich. In den vier Jahren, in denen wir gemeinschaftlich wirkten (1848—52), brachte er außer den bereits genannten noch folgende werthvolle musikalische Werke zur Darstellung: Donizetti's „Favoritin", Joachim Raff's „König Alfred", Berlioz' „Benvenuto Cellini". Bevor wir in geschäftlicher Beziehung von einander schieden, unternahmen wir es noch, Byron's „Manfred" nach Böttger's Uebersetzung mit Robert Schumann's Musik auf die Bühne zu bringen. Wider alles Erwarten wurde das Wagstück vom Publikum freundlich aufgenommen.

Soweit es die Mittel unseres Etats erlaubten, war ich ihm zur Ausführung seiner Unternehmungen und Wünsche gern behülflich. Ging er in seinen Anforderungen hinsichtlich der Decoration und Garderobe über

unsere Verhältnisse hinaus, so ließ er, ohne verstimmt zu werden, sogleich die Sache fallen, wenn man ihm die Unmöglichkeit auseinandersetzte. Sein Sinn strebte nach dem Höchsten und Vollkommensten, und gern hätte er, wenn es zulässig gewesen wäre, aus eigenen Mitteln beigetragen, um es zu erreichen. Er ist eben ein Mensch, der Alles seiner Kunst opfern kann, denn nur in ihr, wie ich ihn habe kennen lernen, lebt und webt er. Da er in mir gleiche Gesinnung gefunden haben mochte, war er mit meinem Rücktritte von der Regie gar nicht einverstanden, und ich fürchtete beinahe, daß dieses Vorkommniß unsere Freundschaft lockern könnte, aber er blieb nach wie vor mein treuer Freund. Wie soll ich Worte genug finden, alle die genußreichen Stunden, die ich mit ihm in seiner und meiner Behausung verlebt habe, zu beschreiben! Als nun erst die Meister der Violine und des Cello, Joachim und Coßmann, von ihm für das Orchester gewonnen waren, welche an musikalischen Genüssen überreiche Abende wurden uns da zu Theil! Wie wäre ich im Stande, diese Abende, wo Liszt stets die treibende und leitende Seele war, zu schildern! Die Erinnerung an diese erhebenden Stunden, die hauptsächlich nur der Kunst gewidmet waren, bleibt mir unauslöschlich.

Er war das Centrum, um das sich alle musikalischen Zustände Weimars ordneten, und brachte diese auf eine

vordem nie gekannte Höhe. Seine Unternehmungen waren zuweilen kühn, doch gelangen sie größtentheils. Seine Arbeitskraft war unerschöpflich, denn neben seinem schwierigen Amte war er fort und fort thätig als Componist, und welche anerkennungswerthen Meisterwerke, besonders in vocaler Hinsicht, dankt ihm die musikalische Welt! Ich nenne hier nur seine Psalmen, die den Schöpfungen der alten Meister an die Seite zu stellen sind, und seine Lieder. Freilich fordern sie Sänger, die nicht nur mit einer schönen Stimme begabt sind, sondern vor allem den Geist begreifen, der sie geschaffen hat. Nur seine symphonischen Dichtungen, denen er den Stempel der Reflexion aufdrückt, sind bis jetzt für mich musikalische Räthsel geblieben. Ob auch diese, wie seine blinden Verehrer behaupten wollen, eine Zukunft haben werden, darüber kann nur die Nachwelt, der die Zukunft angehört, entscheiden. Daß aber Liszt's Name nie in der Kunstgeschichte erlöschen wird, dafür haben wir eine sichere Bürgschaft an der hohen Vollendung seines Virtuosenthums, an seiner Begeisterung für die Kunst, an der Fülle hervorragender herrlicher Compositionen. Der Lorbeer und die Eichenkrone, welche ihm die dankbare Mitwelt auf das Haupt gedrückt hat, werden für alle Zukunft unverwelklich fortblühen.

Noch einige Worte über Wagner's „Lohengrin". Noch

jetzt sind Manche, die sich nicht die Mühe gegeben haben, in das Werk tiefer einzudringen, keck genug, die Oper melodielos zu nennen. Sagte man: es stürmen so viele Melodien auf den Zuhörer ein, daß er sie bei einmaligem Anhören nicht in sein Gedächtniß aufnehmen kann, dann würde ich den Gegnern beistimmen. Wagner folgt dem Principe, das er in seinem „Werke der Zukunft" aufgestellt hat, die Note zum Unterthan des Worts und des Gefühls zu machen. Kann man bei solcher Anschauung eines Kunstwerks Melodien, wie die Italiener es thun, wenn das Wort in eine ganz andere Phase der Empfindung getreten ist, wiederholen? Unmöglich! Kann man Nummern wie das Vorspiel dieses Dramas, den Schwanenchor, das Gebet des Königs — das mächtigste Ensemble in der ganzen Oper — das Finale des ersten Acts melodielos nennen? Kann man im zweiten Acte die Scene zwischen Elsa und Ortrud, den Kirchgang der erstern, die Chöre bis zum Schlusse, im dritten den Brautchor, den Wechselgesang Lohengrin's und Elsa's, den Abschied Lohengrin's als der Melodie entbehrend bezeichnen? Alles sind bezaubernde, süße Klänge, die das Herz erwärmen und dem Geiste zu denken geben! Ist diese Oper melodielos, dann wahrlich sind es die dramatischen Werke eines Gluck, der auf dem Boden des antiken Dramas stand, eines Cherubini, Beethoven und

Weber nicht minder, denn nur nach diesen Vorbildern sind Wagner's Schöpfungen entstanden. Ich betrachte ihn in seinem „Tanhäuser" und „Lohengrin" als einen Reformator im Gebiete der Opernmusik, und nicht blos ein Zukunftsmusiker ist er, wie seine Gegner ihn spöttisch nennen, sondern seine Musik hat eine Zukunft und wird immermehr gerechte Anerkennung finden.

Fünftes Kapitel.

Das Herderfest in Weimar.

Am 25. August 1844, als am hundertjährigen Geburtstage Herder's, wurde in der Kirche zu St.-Peter und Paul, an der der große Mann siebenundzwanzig Jahre segensreich gewirkt und in der er auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ein Act dankbar ehrfurchtsvoller Erinnerung abgehalten.

Eine eherne Platte, dicht neben dem Taufsteine, bezeichnet sein Grab. Das Sinnbild der Ewigkeit mit dem strahlenden Auge Gottes ist darauf abgebildet, sein Motto: „Licht, Liebe, Leben", sowie Name, Geburts- und Sterbejahr in erhabener Schrift darauf zu lesen. An diesem Grabe stand an jenem Tage sein würdiger Enkel Theodor Stichling, jetzt weimarischer geheimer Staatsrath, und rief dem Entschlafenen einen poetisch begeisterten Weihegruß zu, der so begann:

Laß mich zu Deiner heil'gen Ruhestätte,
Erhabner Ahn, mit leisem Schritte treten,
An Deiner Asche altehrwürd'gem Bette,
Von Andacht voll, aus tiefer Brust zu beten.
Heut ist Dein Nam' in Tausenden erwecket
Und klinget ruhmvoll in begrenzten Hallen —
So laß denn auf den Stein, der Dich bedecket,
Auch eines Enkels fromme Thräne fallen.*)

Mit poetischen, wahrheitstreuen Worten schildert er ferner die Verdienste, die Herder sich um die Menschheit erworben hat, und kommt schließlich auf den Maurerbund, dessen Wahlspruch „Humanität" ist und dem der Unvergeßliche angehörte.

Es reiht sich eine große Brüderkette,
Durch alle Tempel, alle Nationen;
Jedwede Scholle Land, da Menschen wohnen,
Ist auch der Bildung heil'ge Werkelstätte;
Und alle baun unsichtbar Tag für Tage
Nach einem Ziel, das ewig neu ersteiget.
Du hast den Plan uns ahnend vorgezeiget,
Schweb' Du voran mit Deinem Hammerschlage!

Und wo Du auch im Flug vorübereilst
An fremden Ländern, Nationen, Zeiten,
Wir wissen doch, wo Du am treusten weilst:
Bei Deines Vaterlandes Freud' und Leiden!
Ja, ewig wahr sind jene alten Sagen:
In Noth erwacht ein todter Held zum Leben.
So wirst auch Du in ernsten Kampfestagen
Ein Heldengeist Dein Vaterland umschweben!

*) Weimarisches Herder-Album (Jena 1845.)

Zu gleicher Zeit feierten die Loge Amalia und die damalige Liedertafel, deren Mitglieder aus hohen Staatsbeamten, Gelehrten und Künstlern bestanden, das Gedächtniß des Mannes, dessen Geist fort und fort in der Brüderkette weilen wird. Hier wurde beschlossen, ein Herder-Album zu gründen, zu dem viele Gelehrte Beiträge lieferten. Der Ertrag dieses Albums sollte zunächst den Fonds zu einem Denkmal Herder's bilden. Schon nach Jahr und Tag konnte diese werthvolle Gabe der Oeffentlichkeit übergeben werden. Den Eingang bildet ein Briefwechsel zwischen Karl August und Herder, der, bis dahin noch ungedruckt, das vertrauliche Verhältniß documentirt, in welchem diese erhabenen Männer zu einander standen. Als Beleg dafür erlaube ich mir folgenden kurzen Brief Karl August's an Herder hier abzudrucken.

Herder hatte dem Fürsten den Tod seines Knaben Alfred gemeldet, worauf Karl August antwortete:

„An Ihrem Verluste nehme ich herzlichen Antheil; ich habe dergleichen Unwesen auch erlitten, und es ist immer das Gefühl, welches die Erde haben müßte, wenn sie Nerven hätte und wenn man aus ihrem Schooße eine Pflanze reißt. Der Theil älterlicher Liebe, welchen das verblichene Kind besaß, fällt als ein Erbtheil den überbleibenden zu, und sie gewinnen an der Erbschaft. Mögen diese zu Ihrer Freude Ihnen

dankbar wiedervergelten, was Sie auf sie übertragen. Leben Sie wohl, sammeln und theilen neue Ideen mit. Grüßen Sie mir Ihre Frau.

C. A. H. z. S.

Ich komme nun auf den Tag, an welchem die Enthüllung des Herder-Denkmals in Weimar stattfand. Die Beiträge aus allen Gauen Deutschlands und besonders die Unterstützungen der Könige von Preußen und Sachsen, der Großherzoge von Sachsen, Hessen und Oldenburg hatten es ermöglicht, dasselbe in würdigster Weise auszuführen.

Ein Jahr war vergangen, seit Goethe's hundertjähriger Geburtstag von Einheimischen und Tausenden von Fremden auf das glänzendste gefeiert worden war. Die Stadt hatte sich damals in einen Tempel der Flora verwandelt. Nicht minder glänzend und noch erhebender war die Enthüllung von Herder's Standbild.

Die Feier leitete ein Gottesdienst ein in der Kirche, an welcher Herder siebenundzwanzig Jahre segensreich gewirkt hatte. Der wackere Kanzelredner Diakonus Fiege hatte zu seiner Predigt den Text Spr. Sal. 10, 7: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen", treffend gewählt und führte sein Thema mit gehobener Empfindung und Begeisterung in würdigster Weise durch. Wahrhaft erbaut verlies die Versammlung das Gotteshaus.

Um halb elf Uhr stellte sich der Festzug vor dem Rathhause auf und setzte sich unter dem Geläute aller Glocken, geführt von einer Abtheilung Bürgerwehr, in Bewegung, an der Spitze die Nachkommen Herder's, ihnen zunächst der Bildhauer Ludwig Schaller, der die Statue entworfen und modellirt hatte, nebst den Arbeitern am Denkmal. Es folgte der Stadtrath und der Festausschuß des Herder-Vereins, dann Zunftmeister mit ihren Fahnen, Deputirte des Staatsministeriums, des Militärs, des Hofmarschallamts, der Bezirksbehörden, des Kreisgerichts, des Stadtgerichts, des Kirchenraths, der Geistlichkeit, der Universität Jena, des Gymnasiums, des Lehrerseminars, der Schulen, der Loge Amalia, der Hauptarchiv-Verwaltung, der großherzoglichen Bibliothek, des Hoftheaters, der Hofkapelle, der Oberbaubehörde, der freien Kunstanstalt, der freien Gewerkschule, der Buchdruckerschaft. Die übrigen Abtheilungen der Bürgerwehr nebst der Schützengilde hielten den Festplatz umschlossen. Zwei reich geschmückte Estraden, für die Redner und das Musikchor bestimmt, waren neben dem Standbild errichtet, denselben gegenüber zwei gleiche, worauf die höchsten Herrschaften und die Familie Herder ihre Plätze fanden. Die Feier begann mit einer musikalischen Einleitung von Liszt, die wirksam und entsprechend war. Der Vereinsvorsitzende,

Hofrath Schöll, schilderte nun in kräftigen Zügen, wobei ihm sein markiges schönes Organ und sein herrlicher Vortrag trefflich zu statten kamen, alle Verdienste, die Herder sich in religiöser, künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht bei seinen Zeitgenossen und der Nachwelt erworben hat. Auf die unruhige Gegenwart Bezug nehmend, sagte er am Schlusse:

„So lehrt das eherne Denkmal, daß wir Deutsche doch noch Sterne haben, die über äußere bittere Schranken hinaus uns zusammenhalten in unverbrüchlicher Sinneseinheit. So steht uns jetzt, wo wir mehr als je dieses Trostes bedürfen, der Unsterbliche wieder nah, als werbender Mahner, als liebender Tröster, als geistaufrichtender Seher! Und so laßt uns auch, erhoben über Schmerz und Schmach, mit vollem Einmuthe, mit ganzer Liebe, mit ungetheilter Freude ihn schauen, ihn begrüßen, ihn erhalten!“

Unter einem von Liszt componirten Chorgesange wurde die Statue enthüllt. Da stand das eherne Bild vor unsern Augen, den Mantel um die Schulter geschlagen, das Buch der Lehre in der Hand, mit ernsten und doch milden Zügen, als wäre er von jenen Höhen herabgestiegen, um uns, seine Nachkommen, zu begrüßen. Der heitere Strahl der Sonne schien dem blinkenden Erze Leben und Bewegung einzuhauchen. Mit stolzer Freude

blickten wir auf den Geisteshelden, unsern einstigen Mitbürger, den wir jetzt im Bilde verehrend anschauen konnten. Hierauf wurde das Standbild durch eine Urkunde von dem Vorsitzenden des Vereins, Hofrath Schöll, der Stadt Weimar übergeben, worauf der Stadtdirector Hase folgende Worte sprach:

„Die besondere Auszeichnung, welche der Stadt Weimar vor andern Städten dadurch geworden ist, daß das Herder-Standbild, gestiftet und gewidmet von seinen zahlreichen Verehrern in allen Gauen Deutschlands, hier in Weimar seinen Ehrenplatz gefunden hat, muß uns alle zu dem innigsten Dank verpflichten, indem wir zugleich den uns gebotenen Besitz und Eigenthum daran ergreifen.

Wohl hat Herder hier seine Geistesschwingen vollkommen entfaltet, wohl hat er von hier aus den Reichthum seiner Kraft hauptsächlich seinem Volke gezeigt, aber doch ist er nicht unser. Er gehört der Welt. Was er für Philosophie, Theologie gewirkt, was er als Redner, Dichter, Pädagog, Kritiker geleistet, wird keiner Zukunft unvergessen bleiben. Er hat gelebt für alle Zeiten!

Und so sei auch für alle Zeiten von uns und für unsere Nachfolger Namens der Stadt Weimar das feierliche Versprechen abgelegt, daß die Stadt Weimar dieses Ehrendenkmal in ihren Schutz nehmen und dasselbe pflegen, behüten und erhalten werde. Der heutige

Tag soll in Weimars Annalen stets als ein Festtag glänzen."

Nach Vollzug dieser Uebergabe und Beurkundung gab den Weihespruch über das Denkmal der geheime Kirchenrath Horn, ein beinahe achtzigjähriger Greis, Schüler Herder's, dem es schon in früher Jugend vergönnt war, dem Gefeierten nahe zu stehen. „Es werden unter uns noch Einige sein", sagte er unter anderm, „die den Herrlichen auf dem heiligen Lehrstuhle gesehen und seine Stimme vernommen haben. Wie ein Jünger Jesu, ein zweiter Johannes, stand er da, in seiner edlen Gestalt, mit seiner hohen, gewölbten Stirn, in einfach würdiger Haltung. So stehet denn sein Ehrendenkmal in der Nähe dieses Gotteshauses an der ihm gebührenden Stelle. Es sei und bleibe dieses Denkmal jetzt und für alle Zeiten, solange ein Gebilde von Menschenhand bestehen kann, ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit, die dem hochverdienten Geiste gebührt, dessen irdische Gestalt es darstellt!"

Das Standbild ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk; je länger man es betrachtet, desto mehr Leben und Ausdruck gewinnt das Ganze. Nur der Unterbau, den ein eisernes Gitter umgibt, wollte mir im Verhältniß zu der zehn Fuß hohen Statue zu klein und schmal erscheinen, besonders wenn ich Schiller's Erzbild in Stuttgart mir vergegenwärtigte, bei dem die Proportion des Piedestals

zur Statue nach meiner Ansicht eine wohlgefälligere ist. Indeß ließ ich mich durch den wackern Meister, dem ich später Gelegenheit hatte, meine kritische Bemerkung mitzutheilen, gern belehren, daß der Hauptaugenpunkt die Statue und nicht das Piedestal sein müsse.

In freudig gehobener Stimmung vereinigten sich die Festgenossen zu einem Festmahle im Stadthause, bei dem begeisterte Toaste erschallten; der erste, vom Stadtdirector Hase gesprochen, galt dem Großherzoge und seinem Hause. Er lautete: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß! Und wem anders haben wir das heutige Fest zu verdanken, als unsern Fürsten? Von jeher hat sich unser Fürstenhaus darin ausgezeichnet, daß es die großen Interessen, die die Welt bewegten, verstand zu pflegen und zu befördern, daß es von jeher sich für die höchsten Güter der Menschheit, Religion, Wissenschaft und Kunst, lebhaft interessirt hat. So ist das kleine Weimar die Lehrerin der Welt geworden! Darum Hoch unserm Fürstenhause!"

Gymnasialdirector Sauppe brachte in Verbindung mit dem Andenken Herder's ein Hoch auf seine Nachkommen aus, worin er unter anderm sagte: „Und wenn Gottes Gnade sich jemals über Deutschland offenbarte, so war es, indem sie ihm neben Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller einen Herder gab. Oeffneten diese mit dem kühnen Fluge ihres Genius neue Bahnen, so

stand Herder im Mittelpunkte der Menschheit und faßte alles zum Bewußtsein des Ganzen zusammen. Keine Mühsal, keine Sorge und keine Anfeindungen raubten ihm seine Liebe:

„Denn süß ist's, für die Menschheit sorgen, wirken,
Mit ihnen leiden, hoffen und sich freuen."

So wirkte er für die Menschheit, so floß in seiner Seele das Gute, Wahre, Schöne in untheilbarer Dreieinigkeit zusammen, so ist das Wort Jean Paul's wahr: Herder war ein reines Gedicht des höchsten Gottes. O möchte sein Bild, des Priesters reiner Menschlichkeit, in dieser Zeit der Zerrissenheit und des Egoismus in allen Deutschen lebendig werden, möchten Gesinnungen und Thaten laut das Wort verkünden, in welches Sie in der Festfreude dieses Tages aus vollem Herzen einstimmen werden: Dem Andenken Herder's, des Priesters reiner Menschlichkeit, ein begeistertes Hoch!"

Hierauf sprach der Enkel Herder's, geheimer Staatsrath Stichling, folgende Dankesworte:

„Im Namen der hier anwesenden Nachkommen Herder's bitte ich um die Erlaubniß, ein Wort tief empfundenen Dankes sprechen zu dürfen.

Dieser Dank gebührt zunächst den Männern, die mit edlem, unermüdetem Eifer zuerst das heute enthüllte Denkmal angeregt, betrieben und befördert und nun dieses

Fest so sinnig geordnet haben und noch verherrlichen; er gebührt den Künstlern, die das Werk selbst vom Grunde bis zum Haupte mit Meisterhand vollendeten; er gebührt, vom Throne bis zur Hütte, allen, die dazu mit Wort und That beigetragen, und somit reicht er — mit Stolz dürfen wir es sagen — soweit die deutsche Zunge klingt.

Nein, nicht mit Stolz sagen wir dies; denn nie wohl haben wir so lebhaft wie am heutigen Tage empfunden, wie tief und klein wir selbst am Fuße jenes Denkmals stehen. Tief und klein nicht nur, wenn wir mit dem Werthe unseres unvergeßlichen Vorfahren den eigenen messen; tief und klein auch, wenn wir, um unsern Dank den deutschen Stämmen in Thaten zu bezeigen, auf das hinblicken, was ihnen fehlt, und damit unsere schwache Kraft vergleichen. Wir können nur von dem, in dessen allmächtigen Händen das Schicksal der Nationen ruht, mit Inbrunst erflehen, er wolle nicht fügen, daß das Wort, das Lied des deutschen Geistes, das von hier aus weit über die gebildete Erde drang, statt der Frühlingsbote politischer Größe zu sein, nur das Lied des sterbenden Schwans war! Nein, er wolle durch alle Wehen und Stürme der Zeit das Licht deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft in unverlöschlicher Kraft erhalten und — wär's auch nur noch durch den stummen Mund jenes ehernen Bildes — in den Herzen der lebenden und der kommen-

den Geschlechter die reine Flamme nähren, aus der allein ein Vaterland ersteigt!

Von dieser Bitte ist der Dank durchdrungen, den wir an diesem feierlichen Tage bringen. Aber nicht mit Sang und Klang und Lebehoch, nein, still, wie es dem Ernste, der Sorge dieser Zeit gebührt, indem wir nur mit unseres Vorfahren eigenen Worten rufen:

„Gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland."

Der Toast des Hofpredigers Schweitzer auf die Frauen war insofern von allgemeinerem Interesse, als dabei eine hübsche Anekdote aus Herder's Leben bekannt gegeben wurde. Zur Mutter Herder traten einst ihre vier Söhne. Glückwünsche zum Geburtstage brachten sie ihr. Den rührenden Gruß aus kindlich frommen Herzen umschloß ein einfach gemalter Altar. Auch der Vater Herder nahm das Blatt. Er, der die Sprachen der Völker studirt, verstand die Sprache seiner Kleinen vor allen. Er griff nach der Feder und schrieb flugs darunter:

Liebes Weib, sei wohlgemuth
Und gesund und fröhlich.
Armuth macht die Menschen gut,
Kinder machen selig.

Mehrere geistbegabte Redner traten noch auf, unter

andern Gutzkow und Franz Dingelstedt, die durch ihre Gegenwart das Fest verherrlichten. Ihre Toaste wurden mit Acclamation aufgenommen.

Abends wurde der Festplatz mit bengalischen Flammen erleuchtet, in welchen das Standbild des großen Humanisten glänzend erstrahlte.

Sechstes Kapitel.

Emil Devrient. — Lucile Grahn. — Henriette Sontag. — Mein Rücktritt von der Regie.

Noch vor Schluß des Jahres hatten wir die Freude, Emil Devrient in den Rollen Egmont, Bolingbroke im „Glas Wasser“ und Karl Moor als Gast zu begrüßen. Er wurde, wie überall, mit Jubel vom Publikum, das stets das Haus füllte, aufgenommen. In den „Räubern“ mußte sogar das Orchester geräumt werden, in Weimar ein seltener Fall, denn Bruder Studio war in Massen von Jena herübergeströmt, um den überall Gefeierten in der Rolle ihres Lieblingshelden zu sehen. Das Haus war schon halb sechs Uhr zum Erdrücken gefüllt. Der Lärm, den die Herren Musensöhne verübten, war nicht gering, und der Polizeilieutenant hätte wohl gern gleich Goethe bei ähnlicher Veranlassung gerufen: „Man vergesse nicht, wo man ist“, wenn er nur eine gleiche Wirkung hätte voraussetzen dürfen, wie sich deren der Dich=

terfürst und Geheimrath erfreut hatte. Auch machte sich eine polizeiliche Einmischung nicht nöthig, da es die Musensöhne bei harmlosen Witzen und Scherzen und dem Vortrage schön gesungener Lieder, wodurch sie sich und das übrige Publikum höchlich amüsirten, bewenden ließen. Da die gewöhnliche Wache im Parterre aus vier Husaren besteht, so hatte einer der Studenten, der seinen Platz im Orchester gefunden, eine als Husar gekleidete Puppe mitgebracht und nahm die Gelegenheit wahr, als der Lärm am höchsten stieg, diese rittlings auf den Souffleurkasten zu setzen, seinen Commilitonen zurufend: „Ruhe, meine Herrn! Sehn Sie nicht, wer da sitzt?"

In großer Mißstimmung kam unser Gast zu mir und sagte: „Wenn dieser Lärm so fort geht, spiele ich nicht!" Ich aber kannte meine Pappenheimer und erwiderte ihm: „Beruhige Dich, lieber Emil! Sobald der Vorhang aufgezogen ist, wird eine Todtenstille eintreten und Du wirst noch kein aufmerksameres Publikum gefunden haben; darin hat der jenaer Student sich von jeher vor manchem andern Publikum ausgezeichnet." Es kam so, wie ich gesagt hatte. Obgleich Devrient's Persönlichkeit der Rolle eines Karl Moor widerstrebt, unter dem sich die Jugend einen riesenhaften Kraftmenschen vorstellt, so wußte er doch das Publikum durch die Einheit und

Gediegenheit seiner Darstellung hinzureißen, und ein Jubel ohne Ende erfolgte.

Ich hatte Devrient in der Rolle des Bolingbroke noch nie gesehen und muß gestehen, daß ich in seiner Darstellung ein vollendetes Meisterbild fand, das nichts zu wünschen übrig ließ. Da waren alle Erfordernisse vorhanden, die zur Vorführung dieses interessanten Charakters gehören; der feine Diplomat, der geistreiche, schöne Mann, der durch seine Liebenswürdigkeit bezaubert und somit die Fäden der Intrigue in seine Hand bekommt, der humoristische Verschwender, kurz, jede Seite dieser schwierigen Aufgabe kam zu voller Geltung und trug dazu bei, ein vollkommenes Ganzes zu bilden. Da ihm eine treffliche Marlborough und Königin zur Seite stand, auch die übrigen Rollen gut besetzt waren, so war diese Vorstellung ein Hochgenuß, der sich nicht beschreiben läßt. Ich habe das Stück an andern bedeutendern Bühnen gesehen, aber niemals solchen Eindruck empfangen.

Devrient's Gastspiel folgte unmittelbar ein zweites von Lucile Grahn und Ambrogio. Der Tanz hat mich von jeher nur dann angezogen, wenn Grazie der Bewegungen, Schönheit des Körpers, Plastik und Mimik die Hauptsache bilden, wie es bei Fanny und Therese Elßler, Marie Taglioni und der niedlichen Pollin der Fall war. Gelenke Füße kann man wohl eine Zeit lang anstaunen,

aber sie werden nie einen ästhetischen Eindruck, höchstens einen Sinnenreiz hervorbringen. Fräulein Grahn entsprach trotz ihres europäischen Rufs meinen vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen nicht. Obgleich ich die enorme Kunstfertigkeit der Beine, ihre ungeheuern Sprünge, die die Luft zu durchblitzen schienen, bewundern mußte, vermißte ich doch, was mich an den obengenannten Tänzerinnen so mächtig anzog, Grazie und Schönheit. Vielleicht war es ihre lange, hagere Gestalt, die am meisten störend auf mich wirkte. Herr Ambrogio zeigte sich als ein gewandter Tänzer und gewann ebenfalls vielen Beifall. Ich beklage immer einen Mann, der dieses Fach zu seinem Erwerbszweig wählt, weil es mir wider den Mann läuft.

Im vorigen Jahrhundert war es Gebrauch, keinen Schauspieler zu engagiren, der nicht im Ballet mitwirken konnte. Ich möchte wohl wissen, was Schröder, der große Künstler, der nebenbei auch ein tüchtiger Tänzer gewesen sein soll, empfunden haben mag, wenn er heute den Lear und am folgenden Abend einen grotesken Tanz ausgeführt hat. Gott Lob, daß die Zeit vorüber ist!

Das Jahr 1851 brachte uns einige neue Engagements als Ersatz für Fräulein Fastlinger und Doris Genast, die unsere Bühne verlassen hatten. Herr von

Ziegesar war erkrankt und Herr von Beaulieu trat interimistisch an seine Stelle. Der Versuch, ein Fräulein T. an den Platz der ersten Liebhaberin zu stellen, mißglückte gänzlich. Dafür entschädigte uns das Engagement der Frau Don=Lebrün, die als Donna Diana auftrat und dem Publikum außerordentlich gefiel. Schon vor mehreren Jahren hatte sie in einigen Lustspielrollen bei uns gastirt und in ihren Leistungen ein höchst schätzenswerthes Talent entwickelt, jetzt war sie zu einer trefflichen Künstlerin herangereift. Ihre Thusnelde im „Fechter von Ravenna" bewies uns, welch hohe Kraft sie auch in der Tragödie gewonnen hatte. An die Stelle von Fräulein Fastlinger wurde für die Oper ein frisches Talent in Fräulein Louise Wolf gewonnen. Das junge schöne Mädchen war im münchener Conservatorium zur dramatischen Sängerin herangebildet worden und mir von meinen alten Freunden Hauser und Jost aufs dringendste empfohlen. Sie trat als Emmeline in der „Schweizerfamilie" auf, und nicht nur ihre Jugend und liebliche Persönlichkeit, auch ihre klangvolle Stimme nahm das Publikum sofort für die Anfängerin ein, denn konnte und sollte auch nachgeholt werden, was ihr noch fehlte, Anfängerin war sie, und es zeigte sich auch in diesem Falle, was von solchen Musik= und Theaterschulen zu halten ist. Wenn dem Schüler einigermaßen die Ton=

bildung beigebracht ist, er eine Arie oder ein Ensemble leidlich vortragen kann, wird der dramatische Unterricht vorgenommen, und mit drei bis vier automatisch eingelernten Partien geht er in die Welt hinaus, nur zu oft unbekannt damit, daß auf die Lehrjahre erst noch die Wanderjahre folgen müssen, ehe die Meisterschaft errungen ist. Sehr bald merkte ich, daß dem lieben Kinde noch Manches abging, um auf den Namen einer Künstlerin Anspruch machen zu können, nahm aber zugleich mit Freude wahr, daß sie mit ernstem Fleiße nach Weiterbildung und Vervollkommnung strebte und gutem Rathe sich nicht verschloß. Ihre Bemühungen wurden von schönem Erfolge gekrönt; sie wurde später lebenslänglich engagirt und gehört jetzt mit zu den geachtetsten Mitgliedern unserer Bühne.

Noch ein bedeutendes Künstlerpaar trat in diesem Jahre in unser Opernensemble ein. Herr und Frau Knopp (frühere Fehringer) wurden, nachdem er als Sever und sie als Norma mit außerordentlichem Beifall aufgetreten waren, engagirt. So war die Lücke einer dramatischen Sängerin und eines lyrischen Tenors höchst wünschenswerth ausgefüllt. Wir gewannen dadurch ein reichhaltigeres Opernrepertoire.

Das Jahr 1851 hatte uns manches schätzenswerthe Alte und Neue gebracht. Unter dem Neuen zeichnete

sich besonders „Das Haus Barneveldt“ von Dingelstedt und die Oper „König Alfred“ von Joachim Raff aus. Durch ihre schönen Melodien, ihre mächtigen Ensembles und Chöre, sowie durch ihre Charakteristik und treffliche Instrumentation fand letztere allgemeinen Beifall und wurde in kurzer Zeit viermal wiederholt.

Ende Januar 1852 sollte eine meiner liebsten Jugenderinnerungen in mir wach gerufen werden. Henriette Sontag kam, um uns durch drei Darstellungen: Marie in der „Regimentstochter“, Rosine im „Barbier von Sevilla“ und Martha, zu erfreuen und zu beglücken. Da stand das vierzehnjährige wilde und doch so liebenswürdige Mädchen, wie es voller Zaghaftigkeit das kleine Füßchen in meine Hand setzte, um dem garstigen Nußbaume zu entrinnen, wieder lebendig vor meiner Seele; da lebten alle die genußreichen künstlerischen Stunden, die ich mit ihr später verlebt, in meiner Erinnerung auf. Als ich nach dem Bahnhofe fuhr, um sie als Regisseur pflichtschuldigst zu empfangen, drängte sich mir die Frage auf: wird sie dir als Gräfin entgegentreten oder dich als alten Collegen begrüßen? Mit Ungeduld ging ich auf dem Perron auf und nieder, der mit Neugierigen gefüllt war, die die Gräfin Rossi sogleich bei ihrer Ankunft sehen wollten. Endlich kamen die Glutaugen der Locomotive in Sicht. Der Zug hielt, der Wagenschlag

wurde geöffnet und mit einem herzlichen „Grüß Gott, lieber Genast!“ trat Henriette auf mich zu und enthob mich so der Anrede, die ich für die Gräfin zurecht gelegt hatte. Sie stellte mich ihrem Gemahl mit den Worten vor: „Das ist mein alter Freund, mein wackerer Vater Jakob, der seinen Benjamin aus der theatralischen Taufe im Jahre 1818 gehoben hat. Wir wollen aber nicht davon sprechen, 's ist zu lange her.“ Mit gleicher Liebenswürdigkeit begrüßte sie später meine Frau, die sich bei der Bewillkommnung der Anrede „Frau Gräfin“ bediente. „Ei was, Frau Gräfin“, erwiderte sie, „bei uns heißt es Christel und Jette“. Die Fama wollte wissen, daß sie an andern Theatern gegen ihre Collegen gewaltig die Gräfin herausgekehrt habe, hier war das nicht der Fall. Daß sie die Formen der Gesellschaft, in der sie sich fast zwanzig Jahre bewegt und mit denen sie gleichsam verwachsen war, nach ihrem Rücktritt zum Theater hätte abstreifen sollen, welcher Vernünftige konnte das verlangen!

Noch immer war sie eine bildschöne Frau. Die zwanzig Jahre, seit ich sie nicht gesehen, waren spurlos an ihr vorübergegangen. Sie war als Sängerin eher vor- als rückwärts geschritten, was wohl seinen Grund in den täglichen Singübungen haben mochte, die sie, wie sie mir selbst sagte, auch nach ihrem Abgange von der

Bühne niemals ausgesetzt. Ihre Stimme hatte noch immer den entzückenden Silberklang, nur der Anschlag des gestrichenen h und c wurde ihr etwas schwer. Wo sie diese hohen Töne vermeiden konnte, that sie es gern. Was ihre Darstellungsweise betraf, so konnte diese einen Menschen, wie mich, der stets nach treuer Charakteristik gestrebt hat, nicht hinreichend befriedigen, was namentlich in der Marie der Fall war. Ich gebe gern zu, daß es einer Dame, die sich so lange Zeit nur in den höchsten Gesellschaftskreisen bewegt hat, schwer fallen muß, sich auf die Bildungsstufe eines Soldatenkindes zu stellen, aber wer auf den Namen einer dramatischen Künstlerin Anspruch machen will, muß seine Individualität verleugnen können und solch ein frisches Naturkind, wenn auch in ein idealisches Gewand gekleidet, zur Anschauung zu bringen wissen. Das war hier nicht der Fall. Von den vielen Sängerinnen, die ich in dieser Rolle gesehen habe, hat nur eine meine Anforderungen nach allen Seiten hin erfüllt, und das war Desiré Artôt.

Auch die zweite Rolle der Sontag litt an diesem Fehler. Sie war schon bei ihrem Auftreten zu sehr die Gräfin Almaviva und nicht die schalkhafte Rosine, des Doctors Mündel. Ihre trefflichste Darstellung war die Martha. Das war naturwüchsige Charakteristik; da war der unbequeme Zwang, sich in eine niedere Sphäre

zu begeben, an seinem Platze. Ungeachtet dieser kleinen Ausstellungen war es für mich ein Hochgenuß, dieses Sonntagskind, für das ich schon als Jüngling geschwärmt hatte, wiederzusehen. Das Haus war trotz der dreifachen Preise jeden Abend zum Erdrücken voll, und trotz des Honorars von hundert Friedrichsdor für jede Vorstellung machte die Kasse gute Geschäfte.

Am Abend ihres letzten Auftretens als Martha wurde mir ein prachtvoller Lorbeerkranz mit gleich prachtvoller Atlasschleife übergeben mit dem Ersuchen, ihn persönlich auf der Bühne der gefeierten Sängerin zu überreichen und ihr dabei den Dank des Publikums auszusprechen. Viel Zeit zum Ueberlegen, was gesagt werden konnte, war nicht geboten, da der Schluß heranrückte. Als echter Weimaraner mußte ich doch eine poetische Phrase unserer großen Dichter in meine Anrede verflechten. Mir fielen zunächst die inhaltsschweren Worte ein: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, diese Worte Goethe zuzuschreiben, und kecklich wollte ich seinen Namen gebrauchen, aber mein guter Stern bewahrte mich noch rechtzeitig davor. Nachdem ich den Dank im Namen des Publikums ausgesprochen, schloß ich: „Empfangen Sie, Hochverehrte, diesen Lorbeer mit den Worten unseres unsterblichen Dichters“

u. s. w. Es wäre eine ungeheuere Blamage für einen Goethe'schen Schüler gewesen, wenn ich ihm octroyirt hätte, was eines Andern war. Was Henriette Sontag darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr; sie sprach, während ich zerstreut darüber grübelte, in welchem Werke diese Phrase zu finden sein möge. Nach dem Theater kam unser erster Liebhaber Deetz noch zu mir. Wir zerbrachen uns den Kopf und riethen hin und her, allein vergebens. Die ganze Nacht ließ mir die Sache keine Ruhe, und schon früh am Morgen saß ich vor den Werken Goethe's und Schiller's, denn diese Ungewißheit wurde mir unerträglich. Da trat Deetz herein und jubelte: „Ich hab's, ich hab's! Schiller gebraucht diese Worte im Prolog seiner Trilogie." Und so war's. Befriedigt war mein Herz und ich stellte meine Lieblinge wieder an ihren Platz.

Mit allen Ehren wurde Gräfin Rossi ihrem Range gemäß bei Hof empfangen, und Auszeichnungen aller Art von seiten des Publikums fehlten nicht.

Beim Abschied gab sie uns zum Andenken ihr wohlgetroffenes, von Lemercier in Paris angefertigtes Bild mit der Unterschrift: „Erinnerung an Weimar meinen lieben Freunden Genast. Henriette Rossi." Wie lieb und werthvoll diese freundliche Gabe mir und den Meinigen ist und stets sein wird, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Herr von Ziegesar war genesen und trat wieder in sein Amt als Intendant ein. Zu dieser Zeit hatten wir wie das Publikum einen großen Verlust bei der Bühne zu beklagen: unser trefflicher Durand ging zu seinen Vätern ein. Obgleich er über ein Jahr gekränkelt hatte, so glaubten wir seine Auflösung doch nicht so nahe. Durch seinen Tod verlor unser Personal einen höchst achtungswerthen Collegen und das Publikum eine Zierde unserer Bühne. Denn Durand war ein so bedeutender Schauspieler, daß er in der ersten Reihe der deutschen Bühnenkünstler stand. An einen Ersatz für den Schauspieler wie für den Regisseur mußte gedacht werden. Herr von Ziegesar fragte mich zunächst, ob ich die Regie des Schauspiels nicht mit übernehmen wolle, da ich dieselbe über ein Jahr für meinen kranken Collegen neben meiner Opernregie geführt hatte, was ich aber entschieden ablehnte. Mein erster Gedanke war an Heinrich Marr, der im Jahre 1848 mit großem Beifall bei uns gastirt hatte. Er nur allein konnte ein würdiger Vertreter Durand's besonders im Fach der Regie werden, was ich auch unverhohlen gegen Herrn von Ziegesar aussprach. Mit großer Umsicht, von der ich selbst Zeuge war, hatte Marr mehrere Jahre das leipziger Theater unter Schmidt's Direction geleitet, und zwar, was das Schauspiel anbetraf, vortrefflich. Es war also das Beste zu

erwarten. Aber Herr von Ziegesar ging weiter und machte ihn zum Director des Schauspiels und in der Oper zum Oberregisseur, um Liszt Marr gegenüber nicht in eine subordinirte Stellung zu bringen. Beinahe zwanzig Jahre hatte ich die Regie der Oper zur Zufriedenheit des Hofs und Publikums geführt, ich hatte alle meine Kräfte in jeder Beziehung der Anstalt zugewendet, und nun sollte ich den Anordnungen eines Mannes gehorchen, der nicht die geringste musikalische Kenntniß besaß. Das vertrug sich weder mit meiner bisherigen Stellung, noch mit meiner Ehre. Darum legte ich die Regie nieder. Herr von Ziegesar versicherte mir freilich in einem Schreiben, daß Marr sich um die Oper gar nicht bekümmern würde, aber ich wußte, was zu erwarten stand, und blieb bei meinem Entschlusse. Manche Kränkung mußte ich wegen dieses Schrittes ertragen, aber ich nahm sie ruhig hin. Unter anderm nahm weder der Herr Intendant noch der Herr Director die geringste Notiz von unserer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit an dem weimarischen Theater, wie es doch sonst Sitte und Gebrauch war. Man gab sogar an dem Tage ein Stück, worin wir nicht beschäftigt waren, und doch hatten unsere Freunde erwartet, mich und meine Frau in den „Jägern“ oder „Hermann und Dorothea“ an diesem Ehrentage zu sehen. Uns genügte aber vollkommen die Theilnahme unserer lieben Collegen und

Freunde, die uns mit Glückwünschen, Blumen und werthvollen Andenken erfreuten.

Marr leistete als Darsteller und Regisseur Vortreffliches, und die Sache hätte gewiß einen erwünschten Fortgang gehabt, wenn sein Ehrgeiz ihn nicht verleitet hätte, Alleinherscher und nicht blos Director, sondern womöglich auch Intendant sein zu wollen. Nur die Gutmüthigkeit und Friedensliebe des kränkelnden Herrn von Ziegesar, schließlich sein bald erfolgendes Hinscheiden verhinderten, daß nicht schon jetzt ernste Conflicte in unerfreulichster Weise ausbrachen. An seine Stelle trat nun definitiv der Hofmarschall Herr von Beaulieu-Marconnay, ein wissenschaftlich und literarisch hochgebildeter und energischer Mann, der die Zügel straff in die Hand nahm und überall auf seinem guten Rechte zu bestehen verstand. Dadurch entstanden nun freilich Mißhelligkeiten mancher Art, und das Ende war, daß Marr, der lebenslänglich engagirt worden war, am 1. April 1855 mit einer Pension von fünfhundert Thalern entlassen wurde. Der Grund war eine offenbare Beleidigung, die Marr sich gegen den Intendanten zu Schulden kommen ließ.

Siebentes Kapitel.

Jubel- und Leichenfeier.

Der Tag war herangekommen, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren der Großherzog Karl Friedrich den Thron seiner Väter bestiegen hatte; das ganze Land sah freudig dem 15. Juni des Jahres 1853 entgegen, dankbar eingedenk der Liebe und Güte, mit der der edle Fürst zu allen Zeiten seinem Volke entgegengekommen und, wo er nur konnte, ohne selbst Opfer zu scheuen, geholfen hatte, eingedenk der wahrhaft fürstlichen Worte, die er einst zu seinem Seckelmeister gesprochen: „Ich will nicht der Vater meiner Unterthanen heißen, ich will es in der That und Wahrheit auch sein.“ Und wahrlich, dieser Ausspruch war keine leere Phrase gewesen, sondern die Worte wurden bei jeder Gelegenheit durch lebendige Thaten bestätigt.

Die Wälder hatten ihren schönsten Schmuck herge-

ben müssen, um die Straßen der Residenz in duftende Laubgänge zu verwandeln. Von allen Häusern, aus allen Fenstern flatterten die Landes= und die deutschen Farben, und besonders der Weg, der vom Schlosse nach der Stadtkirche führte, war reich mit Blumen, Kränzen, in denen mancher Zuruf der Liebe prangte, Guirlanden und Festons, an denen Rosenkronen hingen, geschmückt. Schon am frühen Morgen des Freudentags durchströmten Landleute aus der Nachbarschaft in ihren Feierkleidern und mit Blumen beladen, die sie auf den Weg ihres geliebten Landesvaters streuen wollten, die Straßen der Stadt. Auch die Sonne hatte ihr strahlendes Gewand angezogen, um dem Jubilar den Kuß der Liebe auf die greise Stirn zu drücken.

Zu früher Stunde verließ ich meine Wohnung, um mich unter das Freudengewühl zu mischen und mir die geschmückte Stadt anzusehen. Da stand der Obrist von M. aus Meiningen, der Vater meines Hausgenossen, in gleicher Absicht auf der Straße, aber sein Antlitz war ernst und trübe. „Ei, ei, Herr Obrist!" redete ich ihn an, „das ist kein Festtagsgesicht." — „Mag sein", erwiderte er. „Nachdem ich gestern den gnädigsten Herrn gesehen und gesprochen, zieht eine trübe Ahnung durch mein Gemüth und, Gott verzeih' mir! das Ganze kommt mir vor wie eine Leichenfeier, so fahl erscheinen mir Blätter

und Blumen.“ Diese trüben Gedanken ergriffen auch mich, denn allerdings war in der letzten Zeit in dem Aussehen des geliebten Fürsten eine sichtbare Veränderung vorgegangen, und nicht so freudigen Herzens, wie ich aus dem Hause getreten, durchwanderte ich die Straßen. Da riefen die Glocken zur Kirche und ich eilte auf den Platz, von wo aus ich meinen gütigen Herrn in nächster Nähe sehen und ihm ebenfalls zujauchzen konnte. Endlich kam er im offenen Wagen dahergefahren und die Rosenkronen der Festons schwebten über seinem Haupte. An seiner Seite saß Friedrich Wilhelm IV., der von Berlin gekommen war, um dem Jubilar die Brust mit der Kette des schwarzen Adlerordens zu schmücken. Tausendstimmiger Jubelruf erschütterte die Luft, und gern hätte das Volk die Pferde ausgespannt, um seinen allverehrten Landesherrn nach dem Tempel Gottes zu bringen, wo er seinen Dank dem Allerhöchsten darbringen wollte.

Von allen seinen geliebten Kindern und Verwandten umgeben, nahm er Theil an den Festen, die ihm zu Ehren gegeben wurden und die mehrere Tage in Anspruch nahmen. Die Liebe und Dankbarkeit, die sich an allen Orten kund thaten, waren für ein mitfühlendes Herz wahrhaft erhebend. Wohl war das Jahr 1848 der Zeitpunkt gewesen, wo das Volk erst ganz das Herz seines gütigen Fürsten hatte kennen lernen, und die Wohlthaten, die er

ihm damals erwies, steigerten Ehrfurcht und Anhänglichkeit in dem Maße, wie es eben bei den Festtagen zum Ausdruck kam.

Ein Referent der Weimarischen Zeitung sprach sich an dem Tage vor dem Feste über die Wirksamkeit Karl Friedrich's und seiner hohen Gemahlin Maria Paulowna aus. Unter anderm sagte er:

„Das Blatt unserer Landesgeschichte, welches von der Regierung des Großherzogs Karl Friedrich erzählen wird, wird späte Enkel noch anmuthen, als habe der Segen der Vorsehung zu dieser Zeit ganz besonders auf dem Lande gelegen. Durch eine lange Reihe vom Friedensglück beschirmter Jahre entwickelte sich das Volk zu heiterem, lebensvollem Gedeihen. An seiner Spitze steht, von strengem Gerechtigkeitssinn, von lauterstem Wohlwollen, von unerschütterlicher Pflichttreue beseelt, der hochherzige Fürst. Zur Gefährtin hat ihm Gott eine hohe Frau gegeben, die, durch alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnet, die Beschützerin der Künste, die Trösterin der Unglücklichen, die Helferin der Bedrängten, im vollsten Sinne des Landes Mutter ward. Ein reines Musterbild leuchtet der fürstliche Hausstand den Unterthanen vor. Da führen die Zeitverhältnisse eine schwere Krisis über Deutschland herauf. In Weimar vermögen sie nur vorübergehend die Ruhe zu stören. Das

Volk kennt seinen Fürsten und vertraut ihm. Bereitwillig erklärt sich dieser zu Opfern bereit, um die größere politische Einheit der deutschen Staaten, nach welchen die Zeit verlangt, herstellen zu helfen; bereitwillig geht er auf eine Umgestaltung der Staatsverfassung und Verwaltung nach den Bedürfnissen der veränderten Verhältnisse ein. Und als die Aufregung sich mehr und mehr legt, der Strom der Zeit wieder in sein altes Bett zurückkehrt, kommt ihm doch niemals der Gedanke, an dem gegebenen Worte zu drehen oder zu deuten. Fest hält er zu jeder Stunde den Weg der gesetzlichen Ordnung ein und bewahrt seinem Volke das unschätzbare Gut ununterbrochener Rechtsentwicklung. So rettet er, indem er durch das eigene Beispiel die Achtung vor der ewigen Macht des Rechts befestigt, den Schutzbefohlenen seines Scepters als Frucht der neuen Zeit die freiern Formen öffentlichen Lebens."

Diese wahrheitstreuen Worte unterschreibt noch heutigen Tages jeder Unterthan des kleinen, aber glücklichen Landes.

Karl Friedrich's Dank für alle empfangene Liebe und Hingebung an seinem Jubelfeste lautete:

„Die vielen Beweise von Liebe und treuer Ergebenheit, die mir namentlich auch von seiten meiner getreuen Unterthanen am 15. Juni und an den folgenden Tagen

gegeben worden, haben meinem landesväterlichen Herzen wahrhaft wohlgethan. Ich sage für alle meinen Dank. Sie sind mir ein werthvolles Zeichen gewesen, daß die Art, wie ich den von Gott mir übertragenen fürstlichen Beruf fünfundzwanzig Jahre hindurch in guten und schlimmen Tagen zu erfüllen gestrebt habe, auch in den Herzen meiner getreuen Unterthanen Wurzel geschlagen und Früchte getragen hat. Möge das Band, welches Jahrhunderte geknüpft und befestigt haben, auch durch das neuliche Erinnerungsfest an Stärke zunehmen und auf späte Enkel sich vererben. Möge Gottes Segen und Gottes Frieden immer auf diesem Lande ruhen."

Das war Karl Friedrich's letzter Gruß an sein Volk.

Am 12. Juli ertönten die Glocken abermals, aber ihre ehernen Zungen riefen Weimars Bevölkerung nicht zur Freude, sondern zur tiefsten Trauer. Der treffliche Fürst, dem wir vor wenigen Wochen an seinem Ehrentage zugejauchzt hatten, ward nach Gottes Rathschluß in der Nacht vom 7. zum 8. Juli an die Seite seines unsterblichen Vaters Karl August in die Fürstengruft gerufen.

In früherer Zeit wurden die fürstlichen Leichen in der Stadtkirche begraben. Dort ruht unter Andern auch der berühmte Heerführer im dreißigjährigen Kriege, Herzog Bernhard von Weimar. Später wurden die Dahin-

geschiedenen in einem Gewölbe im Schlosse beigesetzt. Nur Anna Amalia hatte die Bestimmung getroffen, unter den Stufen des Altars der genannten Kirche bestattet zu werden. Im Jahre 1818 machte sich ein neuer Friedhof nöthig. Der Platz, den man dazu gewählt, liegt vor der Stadt, der Südseite zu, und steigt allmälig an. Karl August gab im Jahre 1823 den Befehl, auf der Höhe desselben eine Kapelle zu errichten, die zugleich als Fürstengruft dienen sollte, und die Worte, die er hinzufügte: „Ich will unter den Bürgern, mit denen ich zusammen gelebt, künftighin auch ruhen", geben wahrlich das beste Zeugniß, wie er zu seinen Unterthanen gestanden. In schlichter Einfachheit, wie der Unvergeßliche es ausdrücklich verlangt hatte, erhob sich bald diese Kapelle. Nach ihrer Vollendung wurden die irdischen Ueberreste der Fürsten und Fürstinnen, die bisher in dem Schloßgewölbe geruht hatten, hier beigesetzt und zu ihnen im Jahre 1826 Schiller's Gebeine.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Leichenfeier Karl Friedrich's beschreiben, nur das will ich erwähnen, daß die Trauer über diesen schmerzlichen Verlust im ganzen Lande eine allgemeine war. Im Schloß zu Belvedere, das so lange Jahre der Sommersitz des fürstlichen Paares gewesen, war er verschieden. Tausende von nah und fern strömten herbei, um das theure Antlitz des allverehrten

Landesvaters noch einmal zu sehen und ihm Thränen der Liebe zu weihen. Bei der Bestattung waren die Straßen, durch die der Zug seinen Weg nahm, wie mit Trauerflören überzogen. Tief gebeugt, mit thränenden Augen geleiteten den hohen Todten sein Nachfolger Karl Alexander, seine Schwiegersöhne, die Prinzen Wilhelm (jetzt König Wilhelm I.) und Karl von Preußen, sein Bruder Herzog Bernhard und dessen Söhne Hermann und Gustav in die Fürstengruft. Am reichlichsten flossen die Thränen über die Wangen des Prinzen von Preußen; nur der greise Kriegsheld Herzog Bernhard, der schon in seinem sechzehnten Jahre sich mit dem Tode vertraut gemacht und unzählige Male in heißen Schlachten ihm in das hohle Auge geblickt hatte, wußte seine tiefe Empfindung zu bemeistern, und doch hatten sich diese Brüder von Jugend auf innig geliebt!

Der Act der Pietät war vorüber; Karl Friedrich ruhte bei seinen Vätern, in vorgeschriebener Ordnung bewegte sich der Zug nach der Stadt zurück. Ich aber blieb und ging zu den Gräbern meiner Aeltern, um ihnen ein stilles Gebet zu weihen und meinen dahingeschiedenen Freunden einen Gruß in ihre Gruft zuzurufen. Weimars Friedhof ist wie ein Garten anzuschauen, die schönsten Blumen vom bescheidenen Veilchen bis zur stolzen Rose und der keuschen Lilie schmücken ihn, herrliche Bäume ver-

breiten einen wohlthuenden Schatten. Eine feierliche Sabbathstille umgab mich, die nur durch die gefiederten Sänger im Gebüsche theilweise unterbrochen wurde; ich konnte ungestört meine Gedanken der Zukunft, die uns nach diesem Erdenleben erwartet, zuwenden. Ist doch der Kirchhof der Ort, wo dem Menschen die Frage am ehesten sich aufdrängt: Gibt es nach diesem Erdenleben ein Wiedersehen und Erkennen in dem Jenseits, wie unsere Religion verheißt? und nirgendwo fühlen wir die Bejahung dieser ernsten Frage zuversichtlicher als hier. Sie ist erst recht lebendig in mir geworden, als Gott mein geliebtes Weib von meiner Seite zu sich genommen hatte. Der Glaube an ein Wiederfinden ist ja der einzige Balsam für die Wunde, die uns der Allmächtige geschlagen, der einzige Trost, der uns das Leben noch ertragen läßt! Ein Zurückkehren meiner Seele zu dem Urquell des Lichts ohne Erinnerung an dieses Erdenleben, ohne Fortdauer meiner Individualität und meiner persönlichen Beziehungen zu Andern kann mich nicht befriedigen, weil mir daraus kein wahrer Trost erwächst. Trost und Beruhigung quillt mir nur aus dem festen Glauben an die uns gegebenen Verheißungen; das Wissen hat hier seine unübersteigliche Schranke.

Aus diesen Gedanken und Träumen weckte mich das entfernte Rollen eines Wagens; ich verließ die Todten-

stadt. Da kam die hohe Wittwe, sie, die von ihrem Volke wie eine Heilige verehrt und geliebt wurde, mit ihren beiden Töchtern dahergefahren, um an dem Sarge des geliebten Gatten und Vaters zu beten und ihn mit heißen Thränen zu netzen. Hier war durch den Tod ein Ehebund getrennt worden, wie er, an gegenseitiger aufrichtiger Liebe und Achtung reich, an sittlicher Würde und Reinheit ausgezeichnet, selten auf fürstlichen Thronen vorkommt und eben darum als Musterbild weithin leuchtet. Gott gab der hohen Frau die moralische Kraft, ihren Schmerz, wenn auch nicht zu verleugnen, doch zu beherrschen, um sich ihren Kindern und den Armen, die ja auch ihre Kinder waren, zu erhalten. Im Verein mit ihrer erhabenen Schwiegertochter, der nunmehr regierenden Großherzogin Sophie, wirkte sie nach wie vor für die leidende Menschheit und förderte Kunst, Wissenschaft und Industrie durch reiche Unterstützung. Doch zum Jammer des ganzen Landes schlug auch ihre Erdenstunde. Am 23. Juni 1859 hauchte sie im Schloß zu Belvedere ihre große, edle Seele aus. Sie konnte befriedigten, ruhigen Herzens in das Jenseits eingehen, denn Gerechtigkeitsliebe, Wohlthätigkeit, den Sinn für alles Schöne hatte sie auf ihre erhabenen Kinder vererbt, und ich wiederhole, was ich schon früher einmal in diesen Blättern ausgesprochen habe, daß das weimarische Land sich glücklich preist, seit mehr als hun-

dert Jahren Herrscher zu besitzen, die nur das Beste und Edelste wollen und ausführen.

Maria Paulowna's erhabener Sohn, der jetzt regierende Großherzog, ließ der Unvergeßlichen ein Denkmal dicht an der Fürstengruft erbauen, das in einer griechischen Kapelle besteht, die nach dem Plane der wiesbadener von unserm Oberbaudirector Streichhan entworfen und vom Maurermeister Hirsch trefflich ausgeführt ist. Die Gewölbe der Fürstengruft und der neuen russischen Kapelle sind durch eine offene Nische durchbrochen; in derselben ruhen Karl Friedrich und Maria Paulowna neben einander. Zwei russische Geistliche, ein Propst und ein Diakonus, nebst einer Anzahl von Kirchensängern besorgen den Gottesdienst, welcher auch viele reisende Russen zur Abhaltung ihrer Andacht nach Weimar zieht.

Achtes Kapitel.

Gastspiele berühmter Künstler auf der weimarischen Hofbühne.

Im Juni 1854 sollte mir ein musikalisch-dramatischer Genuß werden, wie ich ihn nur selten empfangen habe. Der mit Recht berühmte Roger aus Paris gastirte auf unserer Bühne als George Brown in der „Weißen Dame", Edgar in „Lucia di Lammermoor" und Fernando in der „Favoritin".

Es hieße Tropfen in das Meer des Beifalls, der ihm in ganz Deutschland zu Theil wurde, tragen, wollte ich den Jubel beschreiben, mit dem seine Meisterleistungen in Weimar aufgenommen wurden. Ich will hier nur die Gefühle aussprechen, die dieser seltene Künstler in mir erweckte. Außer der Schröder-Devrient und der Jagemann hatte ich, namentlich in diesem Fache, niemals den Sänger mit dem Schauspieler so eng verbunden gesehen. Die Hauptmomente seiner Leistungen stehen jetzt

noch lebendig vor meiner Seele. Unvergeßlich ist mir die Charakteristik des George Brown. Das war der junge fröhliche Soldat, der voller Naivetät und mit Humor in dem Genießen der Gegenwart sich wiegt und heiter und wohlgemuth der Zukunft entgegenschreitet. Mit ernsthafter Miene, hinter der der Schalk hervorblickte, lauschte er Jenny's Erzählung von der weißen Dame. Vortrefflich von ihm war in mimischer Hinsicht die Auctionsscene im zweiten Acte, wo sich in seinem Gesichte zunächst Neugierde ausprägte, und als ihn Anna zum Mitbieten auffordert, mit welcher ängstlichen, schüchternen Miene, die sich durch ferneres Zureden Anna's endlich in den keckſten Uebermuth verwandelte, that er das erste Gebot! Durch ihn wurde das Bild so lebendig und ausdrucksvoll, daß man es mit einem Hogarth'schen vergleichen konnte. Wahrhaft rührend war die Scene im dritten Acte, wo George zum ersten Mal den Ahnensaal betritt und durch ihn und das gehörte Lied Erinnerungen aus früher Kindheit in ihm wach werden. Hier war sein Mienenspiel und der Vortrag des Liedes vollendet schön. Alles war der Natur abgelauscht. Nur die allzu runden Bewegungen seiner Arme und der etwas geschraubte Gang, die von einem Tänzer abzustammen schienen, beeinträchtigten hier und da seine sonst vortreffliche Plastik. Es berührt mich immer unangenehm, wenn

ein Schauspieler erst durch eine cirkelartige Bewegung die Arme emporzubringen weiß, oder mit zu auswärts gedrehten Füßen gleich einem Hahne dahergeschritten kommt; das war nun allerdings bei Roger nicht der Fall. Obgleich er der deutschen Sprache nicht ganz mächtig war, so war doch der fremde Accent keineswegs störend, im Gegentheil trug er gerade in dieser Rolle zu größerem Reiz, namentlich für die Damen bei. Ein ebenso psychologisch richtig entwickeltes Bild war sein Fernando, wo sein Spiel und sein herrlicher Vortrag alles zur Begeisterung hinriß. Da war nichts von französischer Gefühlsübertreibung, alles war Wahrheit, die erschütternd mir in die Brust drang. Hatte ich mich in seiner ersten Darstellung an dem jugendfrischen, naiven Menschen, dem Hans Ohnesorgen, ergötzt, so mußte ich hier den großen Tragöden bewundern. Ich konnte dem Verlangen, diesem seltenen Künstler persönlich meinen Dank auszusprechen, nicht widerstehen, ging auf die Bühne, und mein Chef, Herr von Beaulieu-Marconnay, war so freundlich, mich ihm vorzustellen. Mein Name war ihm nicht unbekannt, da ihm mein Gönner Berlioz, wie er mir sagte, manches Gute über meine Darstellung des Vampyr mitgetheilt hatte. Er fragte mich, da ich doch Baritonist gewesen sei, wie ich mit der Partie des Masaniello fertig geworden wäre, da dieselbe doch enorm

hoch läge. Ich erwiderte ihm, daß Hummel für mich meisterhaft punktirt und die Partie in die Grenzen meiner Stimme gelegt habe. Trotzdem hätte ich mich nur nach langem Zureden der Intendanz und Hummel's entschlossen, die Partie zu übernehmen, die ich wohl nach meiner Ansicht als Schauspieler ausführen konnte, ohne den Anforderungen des Componisten an den Sänger überall gerecht zu werden.

Ich fand Roger im gewöhnlichen Leben ebenso liebenswürdig, heiter und fröhlich, wie ich ihn auf der Bühne als George Brown gefunden hatte. Ein längeres Zusammenleben mit diesem herrlichen Menschen hätte gewiß aus der flüchtigen Bekanntschaft ein Freundschaftsbündniß entstehen lassen, da unsere Ansichten über dramatische Kunst übereinstimmten, und gern hätte ich meinerseits die Worte des Tempelherrn im „Nathan" ihm zugerufen: „Wir müssen Freunde sein!" Er hatte als Künstler und Mensch mein ganzes Herz gewonnen.

Seine Darstellung des Edgar in „Lucia" war nicht minder vollendet. Hier gab er im dritten Acte ein Meisterstück künstlerischer Kraft und naturtreuer Wahrheit, das mich an den Romeo der Schröder-Devrient erinnerte und auch in gleich hohem Grade erschütterte. Die Scene, wo Edgar sich den Dolch in die Brust stößt und, nachdem dies geschehen, sterbend die allbekannte

Schlußarie singt, hat früher bei allen den Sängern, die ich in dieser Rolle gesehen habe, einen komischen Eindruck auf mich hervorgebracht. Es ist auch wahrlich eine vertrackte Idee von Herrn Donizetti! Er hat allerdings in Verdi einen glücklichen Nachahmer gefunden, der noch weiter geht und in seiner Oper „Rigoletto" die durchstochene Primadonna aus einem Sacke heraus wohl noch eine Viertelstunde lang, ehe sie dem Todeskampfe erliegt, sich in den schönsten musikalischen Phrasen ergehen läßt. Man sollte es nicht glauben, daß der größere Theil des deutschen Publikums, namentlich der gebildetere, sich solchen Unsinn gefallen lassen kann und alle Vernunft beiseite wirft, wenn seine Ohren durch die süßen südlichen Melodien gekitzelt werden. Wahrlich, ich schätze und liebe ebenfalls italienische Musik, nur muß sie sich einigermaßen in den Grenzen der Wahrheit und Möglichkeit halten, wie Rossini und Bellini dies ja verstanden haben.

Roger's meisterhaftes Spiel brachte mich über die angeführte Lächerlichkeit einer unnatürlichen und unmöglichen Situation hinweg. Mit hauchender Stimme sang er den zweiten Theil der Arie in abgerissenen Phrasen, ohne die Schönheit und den Rhythmus zu verletzen, nur hier und da den Werth der Note etwas fallen lassend. Sein Auge war halb gebrochen; seine Sehnen erschlafften mehr und mehr und der Athem wurde immer

stockender; sein letzter Seufzer war fast tonlos. So gab er uns das naturtreue Bild eines Sterbenden. Solche Experimente lassen sich in der Oper nur schwer ausführen, und selten wird es einem Sänger, der durch den Rhythmus gebunden ist, möglich, sie in solcher Vollkommenheit, wie hier geschah, zur Anschauung zu bringen.

Noch jetzt schwärmt meine Seele in der Erinnerung an die genußreichen Stunden, die ich durch Roger's Meisterleistungen gewann. Es ist für einen Schauspieler, der sein Leben lang danach gestrebt hat, Natur und Kunst zu vereinigen, die erstere durch die letztere zu idealisiren, wahrhaft erbauend und erhebend, einen Gleichgesinnten kennen zu lernen, der sein Ziel nur auf dem Wege der Wahrheit zu erringen sucht und alle Unnatur vermeidet, der egoistische Zwecke und Effecthascherei zu verleugnen weiß und nur die hohe fleckenlose Kunst vor allem im Auge behält. Zu diesen seltenen Künstlern gehörte zu jener Zeit Roger, und ich bin fest überzeugt, daß er auch jetzt, wo Unnatur, wie im vorigen Jahrhundert, sich auf der Bühne wieder breit macht, wo selbst Künstler, die als Muster der Jugend vorleuchten könnten und sollten, zu Virtuosenstückchen greifen, um den Beifall der urtheilslosen Menge zu erzwingen, auf dem richtigen Wege der Wahrheit und des Maßhaltens geblieben ist. Diese Generaltugend eines mimischen Künst-

lers hat ihm hauptsächlich meine Liebe und vollkommenste Hochachtung erworben. Die Ansicht so Mancher, die da meinen, daß die dramatische Darstellungskunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts untergehen werde, theile ich nicht. Solange solche Talente und solches Streben noch vorhanden sind, wie wir sie an Roger bewundern, wird sie fortbestehen und gedeihlich sich entwickeln.

Wenn ich mich nicht irre, war es in dem eben angeführten Jahre, als Bogumil Dawison das Bad Kösen bei Naumburg durch seine Anwesenheit erfreute. So nahe war mir der Künstler, der bereits in der deutschen Bühnenwelt sich einen so ehrenvollen Namen erworben hatte. Ganz natürlich entstand in mir das Verlangen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich rüstete mich schon, ihn an den Ufern der Saale aufzusuchen, als er meinem Wunsche zuvorkam und mich durch einen Besuch in Weimar überraschte, der gar nicht zu erwarten stand, da unser Theater zu den Sommerferien geschlossen war. Hatte schon des Künstlers großer Ruf mein Interesse an ihm erweckt, so that es nicht minder seine markige Persönlichkeit. Die hohe Stirn, die lebhaften Augen wie seine Unterhaltung bekundeten den geistreichen, scharfdenkenden Mann; letztere bewegte sich hauptsächlich im Gebiete der dramatischen Kunst, über

deren Aufgabe und Ziel er seine Ansichten klar und umfassend aussprach. Auch Dawison hält fest an dem Wege der ideellen Natur und Wahrheit, die nach Goethe's Ansicht allein zum schönen Ziele führen kann. Wir kamen unter anderm auch auf Seydelmann zu sprechen, dessen Carlos in „Clavigo“ ich sehr rühmte, ohne die Schwäche, die er sich darin zu Schulden kommen ließ, zu verschweigen. (Vgl. Bd. II, S. 289 fg.) Er lächelte über dieses Manöver und verwarf alle Effecthascherei. Es war eine genußreiche Stunde, die ich mit ihm verlebte; alle seine Ideen und Ansichten, die er über dramatische Kunst entwickelte, waren mir aus der Seele gesprochen und ich konnte nur bedauern, daß unsere Bühne geschlossen war und darum ein Gastspiel sich unmöglich machte. Unser Intendant hätte gewiß keinen Augenblick gezögert, ihm ein solches anzutragen. Erst im Jahre 1856 gelang es der Intendanz, Dawison für ein Gastspiel an der weimarischen Hofbühne zu gewinnen. Er trat am 9. Januar als Hamlet auf. Der außerordentliche Ruf, der ihm vorangegangen, hatte alle Räume des Theaters gefüllt, und der Beifall des Publikums war enorm. Obgleich ich neben ihm den Polonius zu spielen hatte, verfolgte ich doch, soweit es mir möglich war, sein Spiel. Allerdings traten neue Seiten dieses unerschöpflichen Charakters mir in Dawison's Darstellung

entgegen, mit denen ich mich nicht ganz befreunden konnte. Zunächst, als Horatio ihm die Kunde bringt, daß seines Vaters Geist ihm erschienen sei, war seine Erschütterung so furchtbar mächtig, daß eine Steigerung, als dieses Mirakel Hamlet selbst entgegentritt, nicht mehr möglich war. Ein Gleiches nahm ich in der Scene mit der Mutter wahr. Dagegen war die Scene im zweiten Acte mit Rosenkranz und Güldenstern vollendet schön zu nennen, und so brachte er vieles Vortreffliche zur Anschauung, was gewiß noch tiefern Eingang bei mir gefunden hätte, wären nicht die großartigen Zeichnungen eines Wolf und Emil Devrient meinem Gedächtniß eingeprägt gewesen und hätte ich in den Reihen der Zuschauer sitzen dürfen, anstatt auf der Bühne selbst mit zu agiren.

Die zweite Darstellung Dawison's war der Carlos in „Clavigo". Hier wurde mir nun ein vollkommener Totaleindruck des großen Künstlers. Ich war unbeschäftigt, und da an diesem Abende wegen Andrang des Publikums das Orchester geräumt werden mußte, nahm ich dort meinen Platz, damit mir weder Mienenspiel noch feinere Nüancen entgingen. Seydelmann gab diesen Charakter, wie ihn Goethe sich gedacht hatte; nicht minder that das Dawison, nur daß ersterer nach Effecten haschte, während letzterer sich davon fern hielt. Darum gab ich ihm den Vorrang. Sonst waren sie beide in

ihrer Auffassung geistige Zwillingsbrüder. Der genußreiche Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Nach dieser Meisterleistung gab Dawison uns noch ein kleines Genrebild: „Die Wiener in Paris“, worin er den Benjour spielte, zum großen Ergötzen des Publikums. Es war ein komisches Charakterbild, aus dem Leben gegriffen; dazu kam noch sein herrlicher Liedervortrag, der mit Jubel aufgenommen wurde. Das war Natur, wie die Kunst sie erlaubt, das war idealisirte Wirklichkeit, aus der eine Charakterfigur geschaffen war, so leibhaft und individuell, daß jeder Zuschauer glauben mußte, ihr schon im Leben begegnet zu sein. Ein bezeichnendes Urtheil hörte ich von einem Landmanne, als ich aus dem Theater ging: „Na, das ist ein Mordkerl! Erst möchte man den Racker vor Wuth zerreißen und dann möchte man ihn vor Liebe auffressen.“

Dawison's dritte Gastrolle war der Mephistopheles im „Faust“, mit dem er ebenfalls vielen Beifall beim Publikum fand. Ich für meinen Theil konnte mich mit seiner Auffassung nicht einverstanden erklären; ich hatte ein anderes Bild dieses Charakters empfangen, als sich Goethe einst seinen Schülern gegenüber über diesen Charakter aussprach. Laroche, der Goethe's Intentionen von Riemer sich berichten ließ, hat sie, meiner Ansicht nach, am besten auf der Bühne verkörpert. Dawison kehrte

mehr den lustigen, humoristischen Teufel heraus, der unsere Lachmuskeln in Bewegung setzt, statt uns das böse Princip vorzuführen, bei dessen Humor uns zugleich ein unheimlicher Schauder durchdringt. Davon abgesehen, bleibt diese Rolle immer eine schätzenswerthe Leistung Dawison's.

Seine letzte Darstellung war der Shylock im „Kaufmann von Venedig". Die Frage, ob der Darsteller des Shylock sich des jüdischen Dialekts bedienen dürfe, da Shakspeare es nicht vorschreibt, ist unter den Aesthetikern schon vor langer Zeit debattirt worden. Tieck war durchaus dagegen und hat deshalb Ludwig Devrient, der es that, hart angegriffen. Aber Iffland und alle andern Darsteller, die ich in dieser Rolle gesehen habe, thaten es auch. Wollte ein Schauspieler sich bei Lessing's „Nathan" des jüdischen Accents bedienen, und wenn er auch nur einen leichten Anklang gebrauchte, so würde er ein Verbrechen begehen, aber in einem Lustspiele, wenn es auch einen tragischen Schluß in Aussicht stellt, ist es der Aesthetik nicht zuwider und erhöht nur den Reiz. Wie viel würde das Charakterbild des Shylock in der Darstellung verlieren, unterließe ein Schauspieler den Beigeschmack des Jüdelns. Im Shylock ist nicht etwa blos eine von der Leidenschaft schmuziger Hab- und Rachlust erfüllte Persönlichkeit hingestellt, er ist nicht

blos zufällig und nebenbei ein Jude, sondern es ist gerade der Jude als solcher, der in seinem Gebahren den Christen gegenüber gezeichnet wird, und er kann und darf daher seinen Dialekt nicht verleugnen. Darum bin ich nicht Tieck's Ansicht und schließe mich der Devrient'schen an. Sie ist die gebräuchliche und gewiß auch die richtige. In gleicher Weise führte uns Dawison den Shylock vor und fand mit Recht allgemeinen Beifall. Unverantwortlich aber war es von der Direction, daß sie seinem Wunsche bereitwilligst nachkam und das Stück mit dem vierten Acte schloß und damit heillos verstümmelte, gewiß ein Fall, der in den Theaterannalen noch nicht vorgekommen sein mag. Es war eine Beleidigung gegen das Publikum und die andern mitwirkenden Schauspieler und vor allem ein nicht zu entschuldigendes Attentat auf den großen Dichter.

Dawison hatte so allgemein gefallen, daß er nach Jahr und Tag der abermaligen Einladung der Intendanz nachkam und ein zweites Gastspiel eröffnete, in welchem er auch als König Richard III. auftrat. Leider hielt mich Krankheit ab, diesen Vorstellungen beizuwohnen, aber aus sicherer Quelle wurde mir berichtet, daß die Darstellung seines Richard ein vollendetes Meisterbild gewesen sei.

Von jeher ließ ich mir es angelegen sein, das Seelen-

leben der Charaktere, die ich in classischen Werken, Oper oder Schauspiel, darzustellen hatte, zu studiren, um durch richtige klare Auffassung die Reproducirung zu ermöglichen. In spätern Jahren, wo mein Urtheil reifer wurde, genügte mir es nicht, mit meiner Aufgabe allein vertraut zu sein, ich wollte auch die meiner Mitspieler genauer kennen lernen. So kam es, daß sich meine Forschungen und Studien selbst auf weibliche Charaktere erstreckten. Die interessantesten davon waren mir in der Oper Donna Anna, Julie in der „Vestalin", Armida, Medea, Eglantine in „Euryanthe" u. a.; im Schauspiel fast alle Goethe'schen, Schiller'schen und Shakspeare'schen auf der deutschen Bühne heimischen Dramen. Die Bilder, die ich mir davon entworfen hatte, wurden von einer Schröder-Devrient, ihrer Mutter, der Wolf, Stich-Crelinger und einigen Andern größtentheils übertroffen, aber immer nur wenige Priesterinnen der dramatischen Kunst erreichten meine Ideale. Um so erfreulicher, ich möchte sagen erhebender, war es für mich, noch in meinem vorgerückten Alter zwei hochbegabte Künstlerinnen kennen zu lernen, welche die in meiner Seele ruhenden Charakterbilder lebend verkörperten.

Johanna Wagner trat in dem obengenannten Jahre im Mai als Orpheus, Romeo in „Montecchi und Capu-

leti", Lucrezia Borgia und Klytemnästra in „Iphigenia auf Aulis" auf unserer Bühne als Gast auf. Diese ausgezeichnete Künstlerin war zu dieser Zeit unbedingt die würdigste Nachfolgerin der Schröder-Devrient, denn sie stand in plastischer und mimischer Hinsicht mit jener Unvergeßlichen auf einer Stufe, wovon sie mich namentlich in ihrer Darstellung des Orpheus und der Klytemnästra überzeugte. Diese Eigenschaften im Verein mit einem trefflichen, seelenvollen Vortrag und einer herrlichen, wohltönenden Altstimme erzielten ein so vollendetes Kunstgebilde, wie ich es in meinem Leben nur selten empfangen habe. Wohl konnte man zu dem Glauben gelangen, daß dieser Orpheus mit der Macht seines Gesangs selbst den allgewaltigen Tod besiegen würde.

Den Glanzpunkt ihres Mienenspiels entwickelte die Künstlerin in dem Moment, wo der Orkus seine Beute entläßt und die Götter Eurydice dem Orpheus zurückgeben mit dem Gebot, sie nicht anzusehen. Mit abgewandtem Gesichte lauschte Orpheus nach der Seite hin, woher er die Heißersehnte erwarten durfte. Seine Züge nahmen eine freudig-ängstliche Erwartung an; mit bebendem Körper, den Arm ausstreckend, stand er da. Plötzlich, als er die Hand der Geliebten fühlte, zeigte sein Antlitz das seligste Entzücken; wer aber kann das mit Worten beschreiben, was seine Augen in diesem Moment

aussprachen! Diese mimisch-plastische Handlung war von so ergreifender Wirkung, daß mir die Thränen in die Augen traten; sie allein schon bewährte ihren hohen Künstlerberuf. Wie viel Vortreffliches wäre von ihrer Darstellung noch anzuführen, wenn der Raum dieser Blätter, die sich nur auf Andeutungen beschränken müssen, es gestattete.

Nicht minder meisterhaft war ihre Darstellung der Klytemnästra. Ihre Erscheinung war wahrhaft königlich. Würde und Hoheit lagerten auf ihrer edlen Stirn; ihre junonische Gestalt war in ein weißes, faltenreiches Gewand gekleidet, ohne die schönen Formen zu verhüllen. Ihre ganze Haltung, ihr Gang und alle ihre Bewegungen gehörten der classischen Zeit der Antike an, und es ist nur zu bedauern, daß diese herrlichen Bilder, die sie uns zur Anschauung brachte, so flüchtig vorübergingen, daß nicht Maler oder Bildner im Flug dieses Ebenmaß der Schönheit aufnehmen konnten, um es der Nachwelt zu überliefern. Der Nachwuchs in der dramatischen Darstellungskunst würde aus solchen Vorbildern mehr Vortheil ziehen, als alle Theaterschulen der Welt ihm bieten können.

In den beiden Rollen des Romeo und der Lucrezia Borgia leistete sie ebenfalls Vortreffliches. Alle ihre Darstellungen wurden von seiten des Publikums mit

außerordentlichem Beifall aufgenommen und man bedauerte allgemein, daß sie ihr Gastspiel auf nur vier Rollen beschränkt hatte.

Marie Seebach, dieses urwüchsige Talent der deutschen Bühne, trat am 2. Januar 1857 als Gretchen im „Faust“ auf. Ihre Darstellung war einfach und natürlich, und doch strahlte daraus das mächtige Licht der Poesie, aber so gemildert und wohlthuend und bezaubernd wie der Glanz des Mondes. Eine Analyse ihrer größtentheils vollendeten Darstellung mit all den überraschenden Nüancirungen zu geben, würde fast ins Reich der Unmöglichkeit gehören. Darum beschränke ich mich nur auf die Momente, wo sich der Charakter Gretchen's ganz entfaltet, und dazu gehören vor allen die Gartenscenen, in denen sie das Erwachen der Liebe in Ton und Miene mit solcher Natur, solch herzlich-schüchterner Innigkeit zur Anschauung brachte, wie ich es bisher bei keiner Darstellerin gefunden. Neu und überraschend war für mich, wie sie die Worte sprach: „Er liebt mich!“ Gewöhnlich begleiten die Darstellerinen diesen Orakelspruch mit einem lauten Jubelruf. Die Seebach hingegen flüsterte diese Worte, wobei ein freudiges Beben ihren Körper erfaßte, schüchtern, als wolle sie die innere Seligkeit sich selbst nicht verrathen. Solche Stellen, dem Leben und der Natur solch unschuldigen Wesens entnom-

men, die das Herz so mächtig ergreifen, wären noch viele anzuführen. Sie war und wird es bleiben für mich, das Urbild von Goethe's Schöpfung, die verkörperte Poesie in das schlichte bürgerliche Gewand gekleidet. Nur mit ihrer Auffassung der letzten Scene konnte ich mich nicht befreunden. Da trat sie aus dem Seelenleben heraus und wurde fast zur Heroine, ihrem mächtigen Organ freien Lauf lassend. Dadurch wurde für mich das sonst so harmonische Ganze beinahe zerstört. Mögen Schmerz und Verzweiflung auch in dem Busen der Gefallenen, der Kindesmörderin wühlen, kein Zeitabschnitt kann im Stande sein, den ursprünglichen Charakter Gretchen's so zu verwandeln, daß ihr Thun und Handeln nicht mit dem frühern in Einklang zu bringen wäre.

Die von mir so hoch verehrte Künstlerin mag mir verzeihen, daß ich hier so unverhohlen einen Tadel ausgesprochen; sie mag daraus entnehmen, daß das Vorhergesagte ebenfalls meine Ueberzeugung und nicht blos Phrase ist.

Ich nahm Gelegenheit, ihr gegenüber mich über den dramatisirten Faust auszusprechen, der meiner Ansicht nach nun und nimmer in ein folgerechtes Theaterstück verwandelt werden könnte, da so Vieles darin der Bühnenform widerstrebte, und führte als Beispiel zunächst die Stimme des bösen Geistes an. „Was kann die ganze

Scene", sagte ich, „anders sein als ein Zwiegespräch Gretchen's zwischen ihrem sonst so reinen Herzen und dem nun erwachten bösen Gewissen? Ist es nicht höchst störend, wenn eine fremde Stimme uns Gretchen's Gedanken kund gibt, oder gar, wie es anfänglich in Weimar der Fall war, die Anklagen des bösen Geistes von Mephistopheles gesprochen werden? Wie kommt der Teufel in die Kirche? Es ist nur eine Möglichkeit, den Uebelstand zu vermeiden und Goethe's Intentionen bei einer dramatischen Anführung nachzukommen, wenn der böse Geist von Gretchen selbst gesprochen würde." Sie war erfreut, von mir das aussprechen zu hören, was sie selbst längst bei sich bedacht hatte; wie aber ausführen, das sei die Frage. Ich erlaubte mir, ihr meine Ansicht darüber mitzutheilen. „Das Betpult", sagte ich, „woran Gretchen kniet, muß nicht an der Seite, sondern dem Publikum gerade gegenüber stehen, damit das Mienenspiel der Darstellerin, das eine Hauptsache bei diesem Vorgange ist, nicht verloren geht. Der Ton, worin das böse Gewissen spricht, muß geisterhaft flüsternd wie aus Grabestiefe hervortönen, das Auge glanzlos nach innen gekehrt, das Antlitz starr und von Grauen und Schrecken paralysirt sein, und nur so oft Gretchen selbst spricht, muß Leben in ihre Gestalt kommen. Ich fühle wohl, daß Manchem der Gedanke barock erscheinen mag, und

daß es eine riesige Aufgabe ist, die sich eine Schauspielerin stellen würde, doch solch eine Künstlerin wie Sie, die ihr Auge wie ihr Organ in so seltener Vollendung zu beherrschen weiß, kann den Versuch schon wagen, und wenn er glückt, woran ich nicht zweifle, muß die Wirkung eine außerordentliche sein.“ Später sah ich sie zu Wiesbaden in dieser Rolle wieder, wo sie die Scene in der besprochenen Weise vortrefflich ausführte; nur die Färbung des Geistertons war etwas zu kräftig.

Ihre zweite Rolle war die Julia in „Romeo und Julia“, und obgleich ich selbst in dieser Vorstellung den Lorenzo darzustellen hatte, so war ich doch so viel wie möglich bemüht, ihrem Spiel zu folgen, denn dieses große Talent interessirte mich mächtig. Auch hier leistete sie Vortreffliches. Der Monolog im dritten Act: „Hinab, du flammenhufiges Gespann“ und die Balkonscene erinnerten mich lebhaft an die mir unvergeßliche Darstellung der Stich-Crelinger. Um so mehr bedauerte ich, bei einigen Stellen sie den Weg der Wahrheit verlassen zu sehen. Zunächst gehören dahin die Worte Julia’s Act I, Scene 5:

> O Wunderwerk! Ich fühle mich getrieben,
> Den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben.

Sie sprach dieselben mit dem höchsten Pathos und setzte dann auf die Frage der Amme in schüchtern-naivem

Conversationstone hinzu: „Es ist ein Reim, den ich von einem Tänzer so eben lernte.“ Mit solchen Sprüngen der Rhetorik, wenn sie nicht durch die Situation bedingt werden, habe ich mich nie befreunden können; sie kommen mir vor wie zwei widerstrebende Farben, die man ohne alle Vermittelung neben einander stellt. So sprach sie auch das Amen, nachdem die Amme ihr gerathen, den Grafen Paris zu heirathen, mit einer wahren Donnerstimme, während hier ein hoffnungsloser, gebrochener Laut gewiß besser am Platze wäre. Es sind nur Kleinigkeiten, die ich hier anführe, aber sie thun bei einer solchen Künstlerin dem, der stets nur die Wahrheit vor Augen hat, weh.

Dagegen war ihre Marie Stuart eine fleckenlose Darstellung ohne allen Beigeschmack von theatralischer Effecthascherei, wie sie jetzt so üblich auf der Bühne wird. Der rhetorische wie der plastisch-mimische Theil waren ausgezeichnet und die charakteristische Auffassung schloß sich würdig an. Ich gestehe, daß ich in der Neuzeit keine bessere Repräsentantin in dieser Rolle gesehen habe.

Ihrer letzten Rolle, Adrienne Lecouvreur, konnte ich, durch Unwohlsein verhindert, nicht beiwohnen, doch hörte ich von Freunden, daß sie auch hier ihre Meisterschaft bewährt und besonders die letzte Scene mit erschütternder Wahrheit gegeben habe. Alle ihre Darstellungen waren

von dem außerordentlichsten Beifall begleitet, und alle Freunde der wahren Kunst sahen sie mit Bedauern scheiden.

Diese beiden Künstlerinnen gaben mir gleich Roger ein Zeugniß, daß, solange solche Kräfte der Bühne zuwachsen, die deutsche dramatische Kunst nicht untergehen wird, wie Ludwig Tieck in seinen „Dramaturgischen Blättern" im Jahre 1826 prophezeite. Noch hat mich mein Rücktritt von der Bühne gegen meine Kunst, an der ich von Jugend auf hänge, nicht gleichgültig gemacht und jedes aufkeimende wahre Talent begrüße ich mit Freude und betrachte es als neue Anpflanzung, um die alten abgestorbenen Bäume zu ersetzen.

Neuntes Kapitel.

Die Festtage Weimars.
Karl August, Goethe, Schiller, Wieland.

Das Jahr 1857 bildete abermals eine Epoche in Weimars Kunstannalen. Die Statue Wieland's und die Goethe- und Schillergruppe, zu deren Ausführung die ganze deutsche Nation beigetragen hatte, wurden am 4. September enthüllt und der Oeffentlichkeit übergeben.

Schon am 2. September durchwogte eine große Zahl Fremder die Straßen der Stadt, und man hätte mit Schiller sagen dürfen: „Es war, als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre." Professor Biedermann begrüßte die Gekommenen in der Weimarischen Zeitung an demselben Tage mit folgenden Worten:

„Kommt zu den Festen, die keiner von Euch gesehen hat und keiner wieder sehen wird.

Diesen Spruch, womit im alten Rom zu den hundertjährigen Festen der Stadt eingeladen ward, könnten

wir mit noch besserem Rechte den Theilnehmern unserer Septemberfeier zurufen. Denn nicht blos ein Jubelfest gilt es, dessen Wiederkehr keiner der Jetztlebenden schauen wird, und eine Verherrlichung der Kunst durch die Kunst, wie sie nicht so leicht anderwärts und zu anderer Zeit sich erneuern dürfte, noch in viel höherem Sinne steht dieses Fest seiner Veranlassung und seiner Bedeutung nach einzig da und wird seinesgleichen schwerlich sobald finden. Schon das ist eine der seltensten Segnungen für eine Nation, zwei Dichter ersten Ranges zu besitzen zur gleichen Zeit, vereint wirkend, einer den andern ergänzend, anfeuernd und fördernd, und neben ihnen noch andere von einer Begabung, daß sie, wären jene nicht, selbst des ersten Ranges werth sein würden. Ein noch selteneres Glück ist es für eine Stadt, ein solches Viergestirn glänzender Geister von sich aus die Welt erleuchten und erwärmen zu sehen. Aber wo in der ganzen Geschichte hat es eine Zeit und einen Ort gegeben, da sich ein solcher Kreis fürstlicher Geister um einen solchen so geistbegabten Fürsten schaarte? Wo hat je ein Freundschaftsbund bestanden, wie hier, zwischen der weltlichen Hoheit und der geistigen Größe, gegründet auf das gleich feurige Streben nach dem Höchsten und Edelsten? Wo ist je mit so aufrichtigem und zugleich so anspruchslosem Eifer die befruchtende Macht des Genius gehegt, geehrt und gefördert worden,

wie von Karl August, und wo hat je solche Förderung reichere Frucht getragen für das enge wie für das weitere Vaterland, ja für die ganze Menschheit? Darum wohl uns, daß wir ein Gedächtnißfest begehen können, wie es ein zweites wohl kaum gegeben hat und nicht leicht wieder geben wird! Heil dem Vaterlande, das ein solches Fest in seinen Geschichtsannalen verzeichnen darf; ein Volk, das auf eine solche Vergangenheit zurückblicken kann, wird auch in der scheinbar verarmten und trüben Gegenwart die Hoffnung nicht aufgeben dürfen auf eine große und reiche Zukunft! Dank aber auch, aufrichtigen Dank dem edlen Fürsten, der, ein Erbe der Gesinnungen eines großen Ahnherrn, dessen erhabenes Angedenken nicht blos durch dieses Fest verherrlicht, das er ihm und den ihm wahlverwandten großen Geistern veranstaltet, nicht blos durch die Denkmäler in Erz, die seinem fördernden Willen und seiner freigebigen Hand vor allem ihr Entstehen verdanken, sondern in der würdigsten Weise dadurch, daß er gleich jenen den Geist ehrt, das Schöne sucht und fördert, das Recht schützt und mit festem Willen das Glück und die Größe wie des eigenen Landes, so des ganzen deutschen Vaterlandes erstrebt!"

Als Vorfeier wurde Abends im Theater Goethe's „Iphigenia auf Tauris" gegeben.

Der Tag des 3. September, an dem Karl August vor

hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, brach an; die Glocken verkündeten die Stunde seiner Geburt.

Ein Zug alter Männer, Zeitgenossen des Verewigten, nebst einer Anzahl Jungfrauen bewegte sich nach der Fürstengruft und bekränzte, nach einer erhebenden Weihrede des Oberhofpredigers Dittenberger den Sarkophag, der die sterblichen Reste des unsterblichen Fürsten birgt, mit einer Lorbeerkrone. Auch die Särge der Großherzogin Louise, die in der schlimmsten Zeit Weimars (1806) ihre Bürger in böser Noth nicht verlassen und standhaft alle Trübsal mit ihnen getheilt hatte, sowie derjenige Karl Friedrich's wurden mit Blumenkränzen geschmückt. Viele Fremde hatten sich dem Zuge angeschlossen und wohnten dieser erhebenden Feier bei. Nachdem dieser Act der Ehrfurcht und Liebe beendet war, verließ in andächtiger Stille die Versammlung die Gruft. Eine Dame in tiefer Trauer, die ich schon früher am Eingange stehend bemerkt hatte, weil sie keinen Platz mehr hatte gewinnen können, trat nun herein. Ihr Aeußeres wie ihr ganzes Benehmen bekundeten, daß sie den höhern Ständen angehörte. Die edlen bleichen Züge mochten einer Dreißigerin angehören. Sie fragte mich nach den Särgen von Goethe und Schiller, die bisher die Menschenmasse ihrem Auge entzogen hatte. Nachdem ich sie ihr bezeichnet hatte, sagte sie mit einem freundlichen Kopfneigen: „Ich danke!"

in einem Tone, der mir anzudeuten schien, daß sie gern allein zu sein wünsche. Die wachthabenden Diener schienen sie nicht zu stören. Ich verließ ebenfalls die Gruft, Neugierde aber drängte mich an das Gitter, durch welches die fürstlichen Leichen versenkt werden, von wo aus ich, da die Gruft erleuchtet war, das Thun der Dame beobachten konnte. Als ich hinabblickte, kam sie aus dem Fonds des Gewölbes, wo der Sarkophag Karl August's steht, und trat zwischen die Särge Schiller's und Goethe's, jeden mit einem Lorbeerkranze schmückend. Dann kniete sie mit gesenktem Haupte nieder, faltete die Hände und blieb einige Minuten in dieser Stellung. Daß sie gebetet hatte, bezeugte mir das Kreuz, das sie am Schlusse nach katholischem Gebrauche über Stirn und Brust schlug. Um nicht als Lauscher von ihr bemerkt zu werden, verließ ich, noch ehe sie sich erhoben, rasch die Kapelle. Die geheimnißvolle Dame interessirte mich in dem Maße, daß ich mich in den ersten Gasthöfen nach ihr erkundigte, aber keine Dame in Trauer war dort eingekehrt. Erst später erfuhr ich von einem Bahnhofsbeamten, daß die Dame mit dem Frühzuge um fünf Uhr angekommen und mit dem nächsten Zuge wieder abgefahren sei. Genug, meine Neugierde blieb unbefriedigt.

Um elf Uhr riefen die Glocken abermals zu einer Feier, zur Feier der Grundsteinlegung zum Denkmal Karl Au-

gust's. Der Platz ist gut gewählt; man erblickt von hier aus den alten Thurm, dessen Unterbau aus dem elften Jahrhundert stammt, das Schloß und einen Theil des Parks. Er ist von den stattlichen Gebäuden der Bibliothek, des Fürstenhauses und der Kaufhalle umgeben. Die Ceremonie wurde nach üblicher Weise im Beisein des Großherzogs, der den ersten Hammerschlag that, der Fürsten des Hauses und sämmtlicher Behörden vollzogen. Die Weiherede sprach der Superintendent Stier und feierte darin in warmer, eingehender Schilderung das Ehrengedächtniß des unvergeßlichen Fürsten, dem heute das Land eine lange verfallene Schuld abtrage. Der allgemein verehrte und geliebte Minister von Watzdorf erwiderte hierauf nachstehende Worte:

„Das Gefühl innigster Verehrung und Dankbarkeit, welches inmitten des Volks das allgemeine Bedürfniß erzeugt hat, dem erhabenen Fürsten, dessen Feier uns heute hier vereinigt, ein Denkmal zu errichten, hat seit Jahren schon in dem Herzen unseres durchlauchtigsten Fürsten und Herrn und der Angehörigen seines hohen Hauses den gleichen Gedanken hervorgerufen. Aber es ist nicht dieses Gefühl allein, es ist noch eine weitere, höhere Rücksicht, welche unser hohes Fürstenhaus dazu drängte, das Andenken des großen Ahnherrn auch durch ein äußeres Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Was Karl August als der Centralpunkt des Lichtmeers, welches von Weimar aus über die ganze gebildete Welt geleuchtet hat, bedeutet, was er, sich selbst immer treu, in schweren und den schwersten Zeiten für Deutschland gethan und erstrebt, das danken ihm heute und werden ihm immer danken Millionen weit über die engen Grenzen dieses Platzes hinaus. Was er im Laufe einer mehr als fünfzigjährigen, schwer geprüften, aber auch reich gesegneten Regierung im Innern seines Landes gewirkt, was er in der leicht verständlichen und leicht zugänglichen Liebenswürdigkeit seines Wesens dem Einzelnen war, das wird bestehen, solange menschliches Wirken besteht, das mag im Volksmunde den Nachkommen überliefert werden. Schon dies alles wäre des schönsten Denkmals werth, aber ein Denkmal Karl August's soll in seinem Lande noch eine ernstere, höhere Bedeutung haben.

Unvergänglichen Ruhm und ein für alle Zeiten gesegnetes Andenken sichert ihm, dem großen Manne, die klare, unbefangene Erkenntniß dessen, was unsere irdische Aufgabe ist, die reine, ungetrübte Anschauung der Dinge, die ausdauernde Verfolgung des Ziels, welches er als das rechte erkannte, der wohlwollende, landesväterliche Sinn, der zwischen ihm und seinem Volke bis auf den geringsten seiner Unterthanen herab ein unauflösliches Band knüpfte.

Das war der Geist, der sein ganzes Wirken durchdrang, der ihn, den einsichtsvollen, vielerfahrenen Fürsten, zum Regieren berufen wie Wenige, doch den rechten Zeitpunkt finden ließ, wo er sich selbst Grenzen setzen, seinem Volke eine Verfassung verleihen sollte; das ist der Geist, den er als ein großes, unschätzbares Vermächtniß seinem hohen Hause und seinem Volke hinterlassen hat.

Und wie der vortreffliche Fürst, der heute aus lichten Räumen auf unser Fest herabsieht, dieses Vermächtniß getreulich bewahrt, wie im Sinne desselben der hohe Fürst, dem es beschieden, den Ehrentag seines großen Vaters durch seine Gegenwart auszuzeichnen, den Ruhm seines Hauses in weite Fernen getragen hat, so sieht heute unser gnädigst regierender Fürst und Herr, in lebendiger Erinnerung an dieses Vermächtniß, durchdrungen von den großen Eigenschaften seines erhabenen Ahnherrn, uns mit freudigem Gefühl an den Stufen seines Throns erscheinen und nimmt freudig an, was ihm aus vollem Herzen dargebracht wird. Er wird das Denkmal gemeinschaftlich mit seinem Volke fördern, als ein neues Band zwischen ihm und dem Volke, als ein Symbol, welches seinem Hause die Unterthanentreue verbürgt, als ein Wahrzeichen, welches noch den spätesten Geschlechtern leuchten soll und seinem hohen Hause und seinem Volke den Geist Karl August's für alle Zeiten bewahren möge."

Abends wurde im Theater der „Erntekranz", Festspiel in einem Act von Franz Dingelstedt, gegeben; diesem folgte „Paläophron und Neoterpe" und den Schluß der Vorstellung bildete der dritte Act von „Don Carlos", worin Emil Devrient den Posa und Dawison den König Philipp spielte.

Nicht leicht wird man ein zweites Festspiel außer Schiller's „Huldigung der Künste" finden, das, so sinnig erfunden und so poetisch ausgeführt, dem Zwecke des Tages so vollkommen entspräche, wie diese geistige Schöpfung Dingelstedt's.

Die Handlung beginnt im Kyffhäuser mit dem schlafenden Kaiser Rothbart. Zu dem ihn bewachenden Zwerg tritt Frau Holle (Venus) aus dem Hörselberge, die ihm verkündet, daß heute der Tag sei, an dem Karl August vor hundert Jahren geboren worden, und daß man ein Freudenfest in der güldenen Au bereite, bei dem der Rothbart nicht fehlen dürfe. Jubelnd ruft der Zwerg:

Mein Kaiser und mein Herr, erwacht!
Geruht die Augen aufzuschlagen!
In Eures Schlummers langer Nacht
Will eine Freudenfeier tagen.

Frau Holle: Thüringer Land, steh' auf auch du!
Der Morgen graut, es schlägt die Stunde!
Laut jauchze deinem Helden zu
Und deiner Sänger selt'nem Bunde!

Bist du des alten Reiches Herz,
So klopfe in bewegtem Schlage
Und klinge wie des Memnon Erz
Entgegen Deinem Ehrentage!"

Darauf erhebt sich der Kaiser und die Scene verwandelt sich in einen Dorfplatz, in dessen Mitte eine mächtige Linde steht, die vor hundert Jahren gepflanzt worden ist. Viele Hände sind beschäftigt, den Platz und die Häuser mit Blumengewinden zu schmücken. Ein verhülltes Bild wird an den Stamm der Linde befestigt. Das Gespräch der Anwesenden dreht sich hauptsächlich um den Unvergeßlichen. Ein alter Invalide erzählt, wie er 1813 todmüde in einem Chausseegraben gelegen. Da wäre Karl August daher gesprengt, vom Pferde gestiegen und hätte ihm eigenhändig seine Feldflasche gereicht mit den Worten: „Bist marode, armer Junge? Da, trink' einmal. Bist noch zu jung zum Felddienst. Setz' Dich auf meinen Bagagewagen und mach, daß Du nach Hause kommst. Kannst Deine Mutter und mein Weimar grüßen."

Ein ländlicher Marsch kündigte den Zug an, in welchem alle Zweige landwirthschaftlicher Cultur, die unter Karl August eine so hohe Stufe der Entwickelung erreicht hatte, vertreten waren, Schnitter, Gärtner, Holzhauer, Köhler, Eisenarbeiter, Jäger, Fischer, Hirten 2c., worauf jeder, nachdem sich ein Halbkreis um die Linde gebildet, unter passenden Worten die Attribute seines Standes am

Altar niederlegte oder damit den Stamm der Linde schmückte, in dessen Mitte nun das entschleierte Bild Karl August's zu sehen war. Alles, was sich auf sein Wirken und Schaffen wie auf das seiner Nachkommen bezog, wurde mit ungeheurem Jubel aufgenommen, der insbesondere bei folgenden Reden nicht enden wollte.

Vater Märten

(mit der weimarischen Fahne):

Du warst in kampfbewegter Zeit
Von Deutschlands Fürsten weit und breit
Der erste, der vom Thron herab
Sein Recht dem Volk freiwillig gab.
Du schlossest nicht blos mit dem Mund,
Nein, auch mit Hand und Herz den Bund,
Auf dessen feuerfestem Grund
Dein Staat, Dein Haus gesichert stund.
Drum wehet, als um ihren Schild,
Die Fahne Weimars um Dein Bild.

Student (die deutsche Fahne hoch schwingend):

Auch dieser heilige Akkord,
Der Ost und West und Süd und Nord
Des alten Reichs allein noch eint,
Wie tief er auch verschollen scheint,
Er fand in Deiner deutschen Brust
Ein Echo, edler Karl August!
Hätt' Jedermann gethan gleich Dir,
So wehte dieses Siegspanier
Vor einem ein'gen Volk und Heer
Vom Apennin zum dän'schen Meer."

Ehre dem deutschen Fürsten, der diesen Ausspruch gerecht fand, aber auch Ehre dem Dichter, der ihn rückhaltlos aussprach!

Nachdem das ländliche Fest sein Ende erreicht hatte und das Freudenmahl beginnen sollte, trat Frau Holle in den Kreis. Ihr folgte der Zwerg als Mercur und dann Gestalten aus den Werken von Goethe, Schiller, Wieland, Herder: die drei Horen mit Rosengewinden verbunden, die Muse Wieland's mit einem goldenen Spiegel, Götz von Berlichingen, Karl Moor, Werther, Hand in Hand, Iphigenie und Isabelle sich umschlingend, Egmont zwischen Tell und Posa, Faust, Wallenstein und Mephistopheles, dann Prometheus. Den meisten dieser Figuren hatte der Dichter entsprechende Worte in den Mund gelegt. Als Prometheus die Flamme auf dem Altar entzündet hatte, erschien Friedrich der Rothbart im kaiserlichen Ornat mit dem Reichsschwert. Zum Altar tretend sprach er:

Meine kaiserliche Rechte breit' ich ob der Flamme aus,
Daß sie nähre, nicht verzehre Stadt und Land und Hof und Haus.
Heil dir, Pantheon der Deutschen! Heil dir, Weimar, Ilm-Athen!
Ewig möge deiner Fürsten, deiner Dichter Ruhm bestehn!
Mag der deutsche Geist als Phönix mit gewalt'gem Flügelschwung
Steigen aus der Asche deiner heiligen Erinnerung,
Jener Geist, vor dem in Demuth sich Europa beugt und neigt,
Wo er einig und entfesselt sich in voller Größe zeigt!

Und wenn nach des alten Schicksals unerbittlichem Beschluß
Deine Stimm' im Rath der Völker, deutsches Volk, auch schweigen muß,
Wenn die Macht, die du besessen, als mein Scepter dich geführt,
Dir versagt bleibt, zwar dein Erbe, das mit Recht dir nur gebührt
So erob're, so bewahre dir in Kunst und Wissenschaft
Deines Geistes inn're Einheit, deine freie Wissenschaft.
Kommen wird im Lauf der Tage der Tag auch nach langer Nacht,
Welcher dich und deine Fürsten einsetzt in die alte Macht;
Und zu diesem Erntetage, diesem Jubelfest voll Lust
Kehrt dein Kaiser Friedrich wieder, mit ihm auch dein Karl August!

Das Ganze war scenisch vortrefflich geordnet, und Franz Dingelstedt, der kurze Zeit darauf unter dem Titel eines Generalintendanten die Leitung des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle übernahm, hätte wahrlich kein besseres Debüt wählen können, um sich dem Publikum als sinnigen Dichter und tüchtigen Regisseur vorzustellen. So war der erste Festtag durch die Kunst auf würdige Weise geschlossen. Aber auch für diejenigen, die keinen Platz im Theater hatten gewinnen können, war gesorgt, denn während noch die Lampen in diesem brannten, hatte sich die Stadt in ein Lichtmeer verwandelt und die Statuen der vier Dichter wurden mit bengalischem Feuer beleuchtet. Aber dabei hatten es die Festordner nicht bewenden lassen. Auch der breite Weg des Parks mit seinen nächsten Umgebungen, der nach dem römischen Haus, dem gewöhnlichen Sommersitz Karl August's,

führt, war mit unzähligen Flammen erleuchtet. Das Haus selbst prangte in solcher Sternenpracht, als ob das Firmament seinen ganzen Reichthum hergegeben; aber der schönste Stern, zu dem jeder Unterthan mit Liebe emporgeblickt und sein Herz an dem milden Glanze erwärmt hatte, war erloschen. An dieses Haus knüpfen sich die liebsten Erinnerungen der alten Weimaraner. Wer den geliebten Herrn sehen wollte oder ein Anliegen an ihn hatte, brauchte nur mit Tagesanbruch in den Park zu gehen, da wandelte der Fürst gewiß schon in den Gängen herum und revidirte selbst die neuen Anpflanzungen. Für jeden Vorübergehenden hatte er einen freundlichen „Guten Morgen!" Seine Bürger wußte er alle bei Namen zu nennen und kannte ihr Gewerbe. Kam nun ein solcher und blieb stehen, dann fragte er: „Hast Du etwas anzubringen?" oder er stellte ihn und sagte: „Hast Du von der neuen Erfindung in Deinem Geschäfte gelesen? Was hältst Du davon? Ist sie praktisch?" Entweder der Gefragte war nicht damit einverstanden, oder er erwiderte: „Gewiß ist sie praktisch, gnädigster Herr! Ich machte gleich den Versuch, wenn meine Mittel es mir erlaubten." — „Na, dann komm morgen früh zu mir und setze mir die Sache auseinander. Leuchtet sie mir ein, dann will ich die Summe, die Du brauchst, vorstrecken. Glückt es, dann ist's ja gut, wenn nicht, dann wollen wir

schon mit einander fertig werden.“ So war der Fürst, der jede neue Erfindung förderte, wenn sie einigermaßen stichhaltig war und seinen Unterthanen Vortheil bringen konnte. Er war es auch, der die veredelte Schafzucht mit schweren Kosten in Thüringen einführte und, als der erste Wollmarkt in Weimar abgehalten wurde, wobei sich nur fünf Wagen einfanden, zu seinen Oekonomen sagte: „Na, Kinder, trösten wir uns, es ist doch wenigstens ein Anfang! Gott wird weiter helfen!“ Wenn er noch lebte, welche Freude würde er empfinden, sein Werk in solcher großartigen Weise fortgeschritten zu sehen! Denn Weimars Wollmarkt zählt wohl jetzt zu den ersten des Thüringerlandes. Wie glücklich ist ein Land zu preisen, wo ein würdiger Enkel den Bahnen folgt, die sein großer Ahn ihm eröffnet hat!

Doch kehren wir wieder zu dem einfachen römischen Haus zurück. Hier war es auch, wo am 3. September 1825 sich Tausende von Bürgern und Landleuten früh um fünf Uhr versammelt hatten, um die ersten zu sein, dem geliebten Landesvater zum Feste seiner fünfzigjährigen Regierung entgegen zu jubeln. Das war ein Freudentag für das ganze Land. Lautlose Stille herrschte unter der unübersehbaren Menge und aller Augen waren voll Erwartung auf die Thür gerichtet, vor welcher ein achtzigjähriger Greis im Silber-

baar in der Uniform eines weimarischen Soldaten aus dem Jahre 1757 Schildwache stand; den gleichen Dienst hatte er im Schloß bei der Geburt Karl August's versehen. Endlich erschien der Allgeliebte; der Soldat machte nach damaliger Weise die militärischen Honneurs, die von endlosen Freudenrufen des Volks begleitet wurden. Mit sichtlicher Rührung betrachtete Karl August den greisen Kriegsmann, legte dann die Hände auf die Schultern des Alten und nöthigte ihn, auf der nebenstehenden Bank Platz zu nehmen, was aber der alte Soldat durchaus nicht thun wollte, bis ihn der liebevolle Fürst mit freundlicher Gewalt dazu zwang. Dann trat er bis an die vorderste Stufe vor und dankte, sich nach allen Seiten wendend, seinem Volke für seine Liebe und Treue. Hier schalte ich eine Episode ein, die zu der Charakteristik des unvergeßlichen Fürsten beiträgt und die mir der Major von Germar, Karl August's Flügeladjutant, ein tüchtiger Soldat und ein offener, biederer Mann, mitgetheilt hat, da ich zu jener Zeit in Leipzig engagirt war und diesem vaterländischen Feste nicht beiwohnen konnte. Wie Karl August so im Kreise herumblickt, sagt er: „Germar! Da drüben steht ein Mann mit einer grünen Mütze und Pikesche, der meinem alten Freunde Bloß in Leipzig (Compagnon von Frege) ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Gehen Sie doch hin und fragen Sie

nach seinem Namen.“ Er war es wirklich! Der Fürst eilt die Stufen hinab, und in wenig Augenblicken liegen sie sich wie Brüder in den Armen. Der siebzigjährige Greis war in der Nacht von Leipzig herübergefahren, um am frühen Morgen seinem fürstlichen Freund unter dem versammelten Volke mit entgegen zu jauchzen. Dieser Act der Humanität gab dem Volke das beste Zeugniß, daß Karl August den verdienstvollen, wackern Mann zu schätzen wußte, gleichviel, welchem Stande er angehörte.

Noch eine treffende Aeußerung von ihm füge ich hier bei.

Zufällig hatte Karl August erfahren, daß ein alter Lieblingsdiener von ihm, der nachherige Wildmeister S., ein echt deutscher Mann, aus einer der ältesten Adelsfamilien der Schweiz stamme. Der Großherzog fragte ihn, ob es ihm Freude machen würde, in seiner jetzigen Stellung seine Rechte geltend zu machen und den Adel wieder anzunehmen. „Nein, Königliche Hoheit! Ich danke unterthänigst für die hohe Gnade. Meine Kinder haben was Tüchtiges gelernt, aber ich kann ihnen kein großes Vermögen hinterlassen, und Königliche Hoheit wissen wohl, ein pauverer Adliger —“ — „Hast Recht, Alter! Die Sorte ist am schlimmsten dran, die gern etwas gelten möchte und doch öfters nicht weiß, was sie vor Hunger anfangen soll.“

Der Tag des 4. September war angebrochen und sollte zugleich für mich ein Tag der Auszeichnung werden. Schon am frühen Morgen sandte mir der Großherzog huldvoll die goldene Civil-Verdienst-Medaille zu. Nicht minder erfreute mich die große silberne Denkmünze, die der geniale Loos in Berlin auf Goethe's Tod entworfen hat. Die Vorderseite zeigt Goethe's wohlgetroffenes Bildniß; auf der Rückseite befindet sich ein nach den Sternen emporschwebender Schwan, worauf Goethe in ganzer Gestalt, die Lyra im Arme, ruht, mit der Umschrift: Ad astra rediit. Dieses mir so theure Andenken empfing ich von der Familie Goethe nebst einem meinen seligen Vater und mich ehrenden Handschreiben.

Nach zehn Uhr ordnete sich auf dem großen Markte ein unabsehbarer Festzug, der aus den Vertretern der Wissenschaft und Kunst, aus den Deputationen deutscher Städte und aus den bürgerlichen Gewerken bestand. Er bewegte sich unter dem Geläute der Glocken über den Fürstenplatz, die Ackerwand dem Frauenplatz zu, wo früher Wieland's Haus stand und nicht weit davon nun sein Denkmal enthüllt werden sollte. Hofrath Schöll, der uns schon bei der Enthüllung der Herder-Statue durch seinen geistreichen Vortrag erhoben hatte, hielt die Weihrede. Er begann:

„Hier stehen wir neben dem Hause, in dem Wieland

im ersten Jahrzehnt seiner Ansiedelung in Weimar gewohnt hat; unfern hier drüben lag der Garten, in dem er damals seinen »Oberon« gedichtet hat. Da der Park; wie oft hat der Freund harmlosen Naturgenusses ihn bewandelt, die Frau am Arm, die Kinder umher! Da der Weg nach Belvedere; wie unzählige Male hat er ihn gemacht, sei es, um in den Waldschatten des dortigen Parks ein einfaches Familienfest zu feiern, sei es, um der Fürstin, die seinen Umgang so hoch schätzte, ein neues Erzeugniß seines immer thätigen Geistes darzubringen! Ueberall hier stehen wir recht auf dem Boden der Erinnerung an sein Leben. Denn vierzig Jahre war Wieland hier heimisch: Amalia hat regierend ihn gerufen, Karl August war sein Schüler, ehe er sein wohlwollender Herr durch die langen Jahre war, drei Generationen unseres Fürstenhauses haben ihn als Freund geliebt und die Huldigung seiner Muße und seines Herzens empfangen. Er gehört Weimar an. Denn er hat mit den Bewohnern bei all seinem häuslich-emsigen Schriftstellerfleiße theilnehmend gesellig gelebt, hat hier eine zahlreiche Familie aufgezogen, und durch ihre Kinder und Enkel wallt sein Blut unter uns fort. Er gehört uns hier an, wo man seiner beweglichen Gestalt und redenden Züge, seiner Geisteslebhaftigkeit und Herzensgüte noch wohl gedenkt. Er gehört Weimar an, aber nicht

Weimar allein, sondern dem deutschen Namen, soweit er reicht.

Schon als er in Weimar eintrat, war er ein gekannter und geehrter Mann in allen Landen rings umher. Wieland war unter Wenigen ein Vortreter unserer classischen Bildungsepoche. In seiner Jugend blickten die deutschen Schriftsteller mit zaghafter Bewunderung hinauf zu den französischen und die französischen mit erlaubtem Mitleid herunter auf die deutschen. Damals war es eine Kühnheit Klopstock's, als künftige Hoffnung einen Wettlauf der deutschen Muse mit der britischen vorzustellen. Wieland, in jungen Jahren philologisch durchgebildet und unglaublich belesen, eignete Vortheile dieser Nachbarliteraturen sich mit Leichtigkeit an, und indem er sie mit seiner deutschen Schulgründlichkeit, deutschen Ehrlichkeit und Gemüthsweichheit verband, entwickelte er eine Darstellungslebendigkeit, eine Mannichfaltigkeit von Reizen des dichterischen und rednerischen Ausdrucks, die der deutschen Sprache Niemand zugetraut hatte. Er war einer der Ersten, dessen Dichtungen die Nachbarn übersetzten und bewunderten und durch welchen unsere Sprache wieder eingeführt wurde in den Rang der europäischen Literatur. Zugleich gab sein Vorbild den jungen schöpferischen Geistern der Heimat Mittel und Wege, Lust und Muth. Der Jüngling Goethe hat ihn

ausdrücklich seinen Lehrer genannt, Schiller in der Zeit, als er überging aus der Gährung seiner Kräfte zur Klarheit harmonischen Stils, Wieland's Umgang gesucht und geistigen Austausch genossen, und allen denen, die in derselben Geisterbewegung die Cultur erweiterten und reinigten durch neue Belebung der altclassischen Literaturschätze, war Wieland, der Uebersetzer griechischer und römischer Dichter und Redner, ein lehrreicher Meister. Als nun der große Frühling deutscher Humanität und Poesie hier in Weimar emporblühte, da freute sich Wieland der Genossen, die ihm, wie er sich ausdrückte, so schön über den Kopf wuchsen. Wieland sah Goethe's Werke für ihre erste Sammlung mit durch, wie Goethe hinwieder ihm bei den neuen Ausgaben seiner Dichtungen beistand. Mit Herder ward Wieland's Freundschaft von Jahr zu Jahr wärmer, verehrend inniger. Und während von Goethe und Schiller das Höchste geleistet wurde, was Dichtkunst der Modernen erreicht hat, fuhr Vater Wieland, der auf eine lange Reihe gerühmter Werke zurückblicken konnte, unermüdet fort, das Feld der Literatur zu bauen. Wie er diesem Blütentage ewigschöner Wirkungen ein vorangehender Morgenbote gewesen war, so stand er noch mitten drin in seinem treibenden Sommer, und wie sein Leben, so ist sein Name, sein Gedächtniß, sein Bild untrennbar von jenen herr-

lichen Gestalten, die Karl August's gepriesene Paladine waren und sind und sein werden.

Darum, als König Ludwig von Baiern zu weimarischen Ehrenbildsäulen das Erz anbot, geschah es mit der Bedingung, daß der Plan das ganze Viergestirn unseres Ruhms, Wieland wie Herder, Goethe und Schiller, umfassen müsse, um mit ihres Beschützers, des preiswürdigen Karl August Gestalt sich zu krönen. Und als das beginnende Hundertjahr des gesegneten fürstlichen Geburtstags das Volk zur Begründung eines Karl-August-Denkmals begeisterte, beschloß sein Enkel, unser jetzt regierender Großherzog, daß an die Grundsteinlegung zu solchem Denkmale die festliche Enthüllung vom Ehrenbilde Wieland's wie der zwei andern großen Dichter und Freunde sich anreihen müsse; und Badens hochsinniger Großherzog bot die granitnen Fußgestelle für Wieland's Bildnißgestalt und für die Gruppe. Dankbare Erinnerung, in tausend Seelen lebend, hat zusammengewirkt, uns diesen erhebenden Augenblick zu bereiten. Der Künstler Begeisterung, des Gußmeisters unausgesetzte Anstrengung, das Aufgebot aller Kräfte unserer kleinen Bevölkerung und des großen Vaterlandes Darbringungen von Fürsten, von edlen Privatleuten aus allen Grenzen Deutschlands und über sie hinaus haben sich vereinigt zu einem Pulsschlag des Herzens der Nation. Dieser Puls des edelsten

Blutes hat uns hier gesammelt, auf daß erhöht in gediegener, bleibender Gestalt er uns erscheine, dessen Leben hingeflossen ist wie eine Quelle zur Befruchtung und Erheiterung des Geistes der Nation, daß die Verehrung der spätesten Enkel ihn grüße, wie die unserige jetzt — den unsterblichen Wieland!"

Wie wurde ich enttäuscht, als das Erzbild nun vor meinen Augen stand. Das war nicht der Wieland, wie er so unauslöschlich in meiner Erinnerung lebt! Weder Gestalt noch Haupt rief eine Aehnlichkeit in mir wach, und so erging es allen alten Weimaranern. Wie oft hatte ich ihn gesehen, als ich in den Jahren 1811 und 1812 noch wohlbestallter Lehrbursche in der Hofconditorei war und an den sonntäglichen Courtagen als Ganymed die hohen Herrschaften mit Punsch, Bischof, Limonade u. s. w. erquickte. Zu diesen Soiréen wurde, außer Wieland und der hohen Geistlichkeit, nur Adel eingeladen, da unsere allverehrte und geliebte Großherzogin Louise, eine so treffliche Mutter sie auch für ihr Land war, die althergebrachte Etikette, in der sie erzogen worden war, gewahrt wissen wollte.*) Selten versäumte Wieland diese Abende, ver-

*) Ein Ereigniß machte dieser strengen Etikette ein Ende. Im Anfang der zwanziger Jahre besuchte König Maximilian von Baiern seinen langjährigen Freund Karl August. Bei der sonntäglichen Mittagstafel lernt der König den Justizminister Schweitzer kennen.

weilte aber nur so lange, bis er die fürstlichen Personen begrüßt und gesprochen hatte; dann verließ er die Gesellschaft und trat zuweilen im Vorzimmer an meinen Schenktisch, um ein Glas Punsch oder Bischof zu trinken. Da stand er nun, wie er jetzt noch mir vor Augen steht, in seinem schwarzen Hofkleide, mit dem schwarzen seidenen Mäntelchen und dem Sammtkäppchen auf seinem ehrwürdigen Haupte, das er auch in Gegenwart der höchsten Herrschaften und selbst vor Napoleon nicht ablegte. Hatte er sein Gläschen langsam ausgetrunken, so sah er sich nach seinem Diener um. Einstmals war dieser nicht da; sogleich bot ich ihm meinen Arm und lächelnd sagte er: „Komm, mein Söhnchen! Du hast junge Beine und wirst

---

Die freisinnige Majestät findet an der geistreichen bürgerlichen Excellenz großes Gefallen. Nach Tische eröffnen beide ein Gespräch, das den König sehr interessirt, aber durch den Aufbruch der Großherzogin nach kurzer Zeit unterbrochen wird. „Heute Abend ein Weiteres", sagt der König. Abends bei der Cour bleibt der Minister aus; vergebens fragt der König den Hofmarschall und die dienstthuenden Kammerherrn nach dem Grunde; sie haben nur ausweichende Antworten. Endlich kommt Karl August und klärt ihn auf. „Thu mir die Liebe und laß Deinen trefflichen Schweitzer holen; ich will diesen Schritt bei Deiner Gemahlin schon vertreten", sagt die Majestät. Schweitzer kommt. Der König führt ihn zur Großherzogin und sagt: „Liebe Muhme, Schweitzer bittet um die Gnade, Ihnen guten Abend sagen zu dürfen." Diese erwidert: „Sie sind mir stets willkommen, Herr Minister!" Von da ab wurden auch die bürgerlichen Präsidenten und die, welche im gleichen Range standen, zur Cour gezogen.

mich sicher hinabführen.“ Vorsichtig geleitete ich ihn und wich nicht eher von seiner Seite, als bis er in seiner Porte-chaise Platz genommen, aus der er mir noch zurief: „Ich danke Dir! Grüße mir Deinen Vater, den ich lange nicht gesehen habe.“ Ueberglücklich sprang ich mit Riesenschritten wieder die Treppe hinauf an meinen Platz.

War nun dieses Standbild der Mann, der so lebensfrisch vor meinem Gedächtniß stand? O nein! Ein Fremder war er mir. Doch mache ich dem Schöpfer dieses Denkmals keinen Vorwurf, sondern denen, die Meister Gaßner dazu bestimmten, sein Modell nach einem Bilde zu nehmen, das sich unmittelbar über seiner wohlgetroffenen Büste auf der großherzoglichen Bibliothek befindet und auf welchem Wieland in ganzer Figur im Kreise seiner Familie den Mittelpunkt bildet.

Von dem Denkmal aus nahm der Zug seinen Weg über den Goetheplatz, durch die Schillerstraße nach dem Theater, vor welchem die Doppelstatue von Goethe und Schiller aufgestellt war und ihrer Enthüllung harrte. Dem Standbilde gegenüber war eine mächtige Tribüne, mit Teppichen und Blumen geschmückt, errichtet, zu der acht Stufen führten und auf welcher die verwittwete Großherzogin Maria Paulowna, der regierende Großherzog und seine Gemahlin, Herzog Bernhard mit seinen Söhnen, die Prinzeß Heinrich der Niederlande und die Nach-

kommen Goethe's, Schiller's und Wieland's Platz nahmen. Gymnasialdirector Heyland bestieg die Rednerbühne und begann, wie folgt:

„Gestern standen wir an dem Grundsteine zu dem Ehrengedächtniß unseres großen und volksthümlichen Fürsten. Heute steht die deutsche Nation an den Stufen eines Denkmals, das unsere Festtage in einem Glanze leuchten läßt, der seine Strahlen über das gesammte Vaterland, ja über die ganze gebildete Menschheit ausströmt. Weimars Großherzog, der würdige Haushalter einer ruhmreichen Erbschaft, wußte es wohl, daß dem Gedenktage Karl August's nur der Genius die Weihe geben könnte, den dieser Fürst und dieser Hof einst so gastlich bewirthet hatte. Und was er gedacht und gewünscht, fand einen Widerhall im ganzen großen Vaterlande, und tausend Herzen wurden warm, und tausend fleißige Hände regten sich, um dem Ehrentage Karl August's die Erzgestalten seiner Dichter zu weihen. Heil uns, daß wir in dem Einen so einig sind und durch das Eine so stark, daß der Gottesodem der Begeisterung alle Bäche zu einem großen Strome zusammenführt, wenn es gilt, das Palladium, welches unsere Denker und unsere Dichter uns als das Heilspfand unserer Größe überliefert haben, zu pflegen und zu erhalten. In der Huldigung der Geistesheroen, die uns mit unvergänglichen Gütern gesegnet haben, wirkte

der Hochsinn deutscher Fürsten, die Verehrung deutscher Männer und Frauen in allen Gauen des Vaterlandes wie jenseits seiner Grenzen, der Wetteifer deutscher Künstler und die Begeisterung der deutschen Jugend zusammen, und die dankbare Liebe der ganzen Nation schmückt heute mit Standbildern von Männern, die der ganzen Menschheit angehören, neidlos diese Stadt, die einst der Welt das seltene Schauspiel zeigte, daß Fürst und Dichter mit einander gingen und beide auf den Höhen der Menschheit wandelten. Karl August verstand das Wehen des Geistes, der sich im Sturme aufmachte und an den Pforten des Jahrhunderts rüttelte. Wenn er auch brauste und tobte wie ein Festzug des Dionysos, er wußte es, daß der Gott nicht kommt, ohne die Spuren der Bildung und Sittigung zurückzulassen. Der zukunftsvollen Jugend verwandt, die in Sturm und Drang von einer Verjüngung des deutschen Geisteslebens schwärmte, fürchtete er nicht die Kraft des Feuerweins, der die alten Schläuche sprengen mußte, und leitete kühn den Strom der neuen Bildung in diese Stadt und in dieses Land. Lege, Deutscher, heute zuvor einen Kranz auf das Haupt deines Herder, der in einem erstarrten Geschlechte wieder die Flamme der Begeisterung entzündete, der die Blicke wieder weit machte, der in der Poesie eine Weltgabe und die Muttersprache der Völker erkannte, der mit dem Spruche eines Offenbarers die Stätte be-

zeichnete, wo der seit Jahrhunderten abhanden gekommene Geisteshort zu heben sei; bring' ihm den Kranz und kehre hierher zurück und huldige dem Genius, der, den Stab in der Hand, aus dem Felsen Ströme hervorzauberte, die in die verknöcherten Herzen neues Leben gossen. Aber du kannst gerade an dieser Stätte Goethe's Bild nicht schauen wollen ohne das Bild dessen, der seine Seele in dieselben Sturmfluten tauchte und mit ihm dieselben Sonnenhöhen erreichte, von denen aus es wieder Licht wurde auf allen Bergen und in allen Thälern und ein Strahl der Wärme ausging, die einen neuen Frühling verkündete und mit ihm eine Wiedergeburt des deutschen Volkes in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Leben. Frankfurt hat sich seinen Goethe errichtet, Schwabenland seinen Schiller sich aufgestellt. Deutschland wollte seine Dichter verbunden sehen in der Stadt, wo sie ihr Vaterland fanden und den Kreis, in dem ihre Seele gern verweilte.

Hier sprach, wie an jenem Dichterhofe von Ferrara, Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack. Eine liebenswürdige, hochbegabte Fürstin hatte hier den deutschen Musen schon die Stätte bereitet, als der geniale Karl August, ein Fürstenjüngling von seltenem Geiste, mit dem Dichterjünglinge den Bund des poetischen Lebens schloß, der bald alles Geistesverwandte in seinen Kreis zog und durch

sinnige Lebensverschönerung und durch Pflege der edelsten geistigen Interessen die Blicke der Welt auf den kleinen Hof von Weimar richtete. Als das Vaterland immer mehr die befruchtende Kraft erfuhr, die der Musenquell ausströmte, mit dem wetteifernd die Priester ernster Wissenschaft an der nachbarlichen Hochschule das Licht des Geistes hell entzündeten, da war es nicht zweifelhaft, daß, wie einst das Perikleische Athen sich die Bildungsstätte von Hellas nannte, so auch hier die geistige Hauptstadt Deutschlands war. Doch Karl August hat bereits seine Lobredner gefunden, auch das Bild des Musenhofs vollende ich nicht; Wieland hat heute seine Ehre empfangen, Herder's hochpriesterliche Gestalt vor unserer Sadtkirche bekundet seit Jahren die dankbare Anerkennung der Nachwelt. Der gegenwärtige Augenblick sammelt uns um das Gedächtniß der beiden Großen, die, wie sie die ersten Zierden des weimarischen Musenhofs waren, die Ehre und der Stolz des deutschen Namens sind. Fragen wir nicht, was beide so lange von einander fern hielt. Freuen wir uns dankbar dessen, was sie Großes schufen, als sie sich suchend getrennt. Mag es Scheu des Jüngern vor dem Ueberlegenen gewesen sein, der durch unvergleichliche Schöpfungen bereits die Meisterschaft errungen hatte, wahrer noch ist es, daß die Werkzeuge, mit denen sie die Welt anfaßten, von Grund aus verschieden waren. Aber

in demselbigen Ziele traf doch endlich die echte Dichternatur zusammen und stiftete jenen einzigen Seelenbund, in dem ihnen die Wahrheit und die Schönheit in vollem Lichte aufging.

Der Tempel der Horen war es, an dessen Eingang der Bund geschlossen wurde, und der Gott, der sie dort zusammenführte, gemeinsam zu wachsen in allem Schönen war kein anderer als jener platonische Eros, der als Zeugungstrieb des Guten und Schönen nach einem tiefsinnigen Mythus seinen Ursprung in dem Streben nach Ergänzung seines mangelhaften Einzelwesens hat. Wenn der eine ein Königthum regierte, dem der andere nur eine Familie von Begriffen entgegenzubringen versprach, so erkannten sich doch beide bald an gegenseitigen königlichen Gaben, und die Gastgeschenke, die sie austauschten, wie jene Homerischen Helden, denen der Streit, welcher der größere sei, unentschieden blieb, zeigten allem Volke, daß ein neuer Frühling anbrach, in dem Alles froh neben einander keimte. Da war, begleitet von dem liebevollen Antheil des ebenbürtigen Fürsten, ein Geben und Nehmen von Anschauungen und Gedanken, das den einen zu neuem Schaffen anregte und in zweiter Jugend verjüngte, den andern durch immer tiefere Klärung und Läuterung zum wahren Dichter machte. Und wenn der eine es selbst gestand, daß er seitdem den neuen Menschen angezogen

habe, so klagte der andere beim frühen Hinscheiden des großen Freundes, daß er die Hälfte seines Daseins verloren habe.

Frei von Mißgunst und Neid, ebnete der ältere Freund dem jüngern, der früh das ganze Herz seines Volkes gewonnen hatte, neue Bahnen des Ruhms, ja, den Kranz dieses Ruhms flocht er ihm selbst, und seine Leonore mußte ihn auf derselben Bühne, auf der er erstritten war, um sein Haupt winden. Wer noch zweifelt an der freien Liebe dieses Bundes, der einzig dasteht in dem Geistesleben unseres Volkes, der lausche noch einmal den Klängen, mit denen der Ueberlebende die Glocke des Heimgegangenen begleitete, in die er den ganzen Schmerz und den ganzen Trost seiner Liebe einschloß.

Fort mit der müßigen Frage, welcher von beiden der Größere war! Der Seelenbund beider vollendet das Bild der menschlich schönen Persönlichkeit, nach der das Jahrhundert rang, ein Bild, aufgestellt zur Ehre und Freude des deutschen Volkes, noch heute ernst mahnend zu der Liebe, die, nimmer sich selber genug, den Zug der Sehnsucht nach Vollkommenheit wach hält.

Es war Ehrfurcht vor dem Vortrefflichen, dem gegenüber es keine andere Freiheit gibt als die Liebe, die unsern Schiller so mächtig hinzog zu jener wunderbaren Persönlichkeit, die er immer mehr kennen lernen und

immer tiefer verstehen wollte. Und er verstand sie. Genährt an dem Mark der Geschichte und der Philosophie, warf er um die Ideen, durch die er die Menschheit erhob, den zartesten Schleier der Dichtung. Die sittlichen Mächte, die das Menschenleben regieren und heiligen, nahmen Gestalt an und schritten sittigend und erhebend durch sein Volk. Erfüllt von dem Gedanken, daß durch die Schaubühne das Erhabene und Schöne in die Menschheit geleitet werden müsse, zeigte er auf dem breternen Gerüste in nie gesehener Pracht der Sprache die Gestalten der Liebe und des Hasses, der Falschheit und der Treue, die unterdrückte Unschuld und die gläubige Begeisterung, den Heldenmuth der Vaterlandsliebe und der Freiheit und offenbarte an glücklichst gewählten Stoffen das Weltgericht der Geschichte. Die Auserwählte, die zuerst mit dieser Schnur von Perlen sich schmücken durfte, war Weimars Bühne, durch talentvolle Künstler, die der Meister in die Schule nahm, einzig befähigt, dem Genius eine würdige Stätte zu bereiten. Der Ruhm Schiller's flog durch ganz Deutschland. Tausende wurden durch ihn mit Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit erfüllt. Noch heute ist hauptsächlich die Bühne die Stätte, wo er der deutschen Jugend und den deutschen Frauen das Herz raubt, wo er die Brust der Männer hebt und die Thatkraft entflammt. War es ja

dieses Bild des Lebens, an das er das Leben selber wendete, ein Leben, das, früh der Sorge und der Noth vertraut, gerade dadurch, im Druck der einengendsten Verhältnisse, die sittliche Kraft festigte und jene Hoheit des Charakters in ihm erzeugte, bei der er im keuschen Dienste seiner Muse von keinem niedern Triebe versucht ward und nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln. Er war ein herrlicher, prächtiger Mensch, wie ihn sein großer Freund nannte. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat sich an ihm erhoben. Durch seine fleckenlose Lauterkeit und Wahrheit, durch die Größe seiner Gesinnung, durch den Ernst, den keine Mühe bleicht, ist er noch heute ein Führer und Erzieher des Menschengeschlechts zu den höchsten sittlichen Zielen. Wer so wie dieser Geist ringt, das starre Gesetz in den freien Willen aufzunehmen und zur sittlichen Neigung zu machen, der ist vorgedrungen bis zu der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist. Wahrlich, als der Mann sich nach den Göttern Griechenlands sehnte, war es ihm unbewußt, daß er selber ein Priester des Unsichtbaren war.

Und wer wollte dieses Priesterthum dem andern Unvergleichlichen bestreiten, in dem die deutsche Nation ihren größten Genius verehrt, den man schon an der Fülle der Gaben als einen himmlischen Segen erkennen mußte? Schöpferisch anhauchend, machte er hier das Ir-

dische und Vergängliche in Natur und Leben zu einem Gleichnisse des Unvergänglichen und Ewigen, dort sang er den Abglanz des Göttlichen im Menschlichen, als ob er jenes selber geschaut. Die gewaltige Kraft des Menschengeistes und die Nichtigkeit der Erdgeschlechter, wie sie Aeschylos und Sophokles besungen hatten, rauschten noch einmal vorüber in Liedern im höhern Chor, und die Sonne Homer's schien von neuem auch uns. Hier griff er hinein in das mittelalterliche Volksleben, dort verstand er es, als ob die Geister alle ihm unterthänig wären, noch als Greis auch den Orient uns nahe zu bringen. Altes und Neues, Nahes und Fernes verbanden sich seinem weit umfassenden Geiste. Und das Alles war ein so inneres Herzenseigenthum, daß es mit der ganzen Macht unmittelbarer Eingebung wirkte. Hier offenbarte er den schöpferischen Genius in Gestalten, die leicht und schlank, wie aus dem Nichts entsprungen, vor die entzückten Blicke traten, dort bekundete er durch die versöhnende Kraft, mit der seine Poesie, die ihm selber am heißen Tage die Stirn gekühlt, wie ein weltlich Evangelium sittlich läuternd und reinigend noch heute durch die Menschheit geht, daß sie der Ausfluß eines höhern Geistes ist. Haben nicht die geheimnißvollen Seelenbewegungen, die er vorführt in Bildern der Liebe und Entsagung, der Duldung und der Beschränkung, ihren

Ursprung in dem tiefsten Innern der Religion? Da säuselt Friedensluft der heiligen Schrift, die ihn in früher Jugend angeweht, und wirkt versöhnend selbst da, wo er das innerste Weh des Menschenherzens aufdeckt, wenn er, der immer Glückliche, das Nahen der himmlischen Mächte in kummervollen Nächten feiert und in der Pein der Schuld die ewig waltende Gerechtigkeit singt. Die selige Ruhe des Dichters, sein tief innerer Seelenfrieden, die majestätische Hoheit, mit der er die empörten Gewässer bändigt und den Sturm der Leidenschaft beschwört, die in sich abgerundete Selbstständigkeit, bei der er unter den wechselnden Fahnen der Zeitbildung immer sich selber gleich blieb, bekunden sie nicht lauter als Alles, daß er gewurzelt war auf ewigem Grunde?

Frage nicht, wer von beiden deutscher war. Deutsch von ganzer Seele, war der eine schon früh der Liebling der Nation, an deren Herz er seine Jugend geworfen hatte, und ward immer höher erhoben auf dem Schilde des Volkes, dessen Sänger er ward. Die begeisterte Jugend rief ihn als den Dichter Deutschlands aus, Väter zeigten ihn ihren Kindern. Noch leben die Zeugen, die es selbst erfahren haben, wie der Odem der Freiheit und der Vaterlandsliebe, mit deren begeistertstem Hymnus er in seinem »Tell« das Leben aushauchte, nachhaltig mitwirkte, jene Flamme der Begeisterung anzufachen,

mit der Deutschland in seinem heiligen Kriege das Joch der Fremdherrschaft abwarf. Aber wie sehr er auch im Vaterlande die starken Wurzeln seiner Kraft trieb, so war doch auch ihm das Vaterland des dichterischen Schaffens das ewige des Wahren, Guten, Schönen, das der ganzen Menschheit angehört und durch ihn immermehr ihr Gemeingut ward. Weit entfernt, seine Muse zur Freiheitsamazone zu machen, war es auch da, wo er die in Staat und Leben erniedrigte Menschheit erheben wollte, nur ein Ruf nach dem ewigen Rechte, das er vom Himmel herabholte. Aber ist das nicht deutsch, wenn beide das Streben ihres Volkes auf die höchsten geistigen und sittlichen Ziele lenkten, wenn sie das Fremde über die Grenzen wiesen und das Vaterland geistig befreiten? Denn das wird uns nicht Wunder nehmen, daß die weltgeschichtliche Bestimmung des deutschen Volkes, die Urbilder in Kunst und Wissenschaft im classischen Alterthume zu suchen, sich auch an unsern großen Dichtern erfüllte. Mußte nicht die wahre Dichternatur ihre Blicke nach jenem Volke richten, das auf der Stirn seines Uraniden den vermählten Strahl von Sinnenglück und Seelenfrieden anschaute und das einst die Weisheit und Schönheit im Bunde wie eine Frucht seines Bodens gepflückt hatte? War es ein Zufall, daß Winckelmann jenes Wunderland dem Jahrhundert neu entdeckte? In Italien betrat

Goethe das Land seiner Sehnsucht, aus seinem mütterlichen Boden sog er täglich neues Leben, den antiken Kunstschöpfungen lauschte er Gestalt und Maß, Klang und Rhythmus ab und brachte uns die goldenen Aepfel in silbernen Schalen heim. Von dort führte er jene Herrin heran, die, mit welchem Namen er sie auch nennt — Iphigenie, Eleonore, Dorothea — immer nur die eine Schönheit ist, in der er das Ideal der Weiblichkeit zum Ideal der Menschlichkeit erhob. Aber war es nicht sein und unser Fühlen und Empfinden, das er den classischen Gestalten anhauchte mit aller Wärme und Tiefe deutscher Innigkeit? War es nicht unserm Volke zugedacht, als Schiller bei gleicher Verwandtschaft mit der griechischen Welt, der er in jugendlicher Begeisterung wiederzukehren gebot, ganz der sittlichen Richtung seines Geistes gemäß durch Erweckung des Sinnes für das Schöne, an dem einst jenes herrliche Volk erzogen war, die Menschheit zur Sittigung rief? War der nicht deutsch, der in jenem ewigen Weltgedicht, das die Tragödie des ganzen Menschenlebens aufrollt und das nur aus den Tiefen des deutschen Geistes geboren werden konnte, einen ewig frischen Quell der Begeisterung erschloß, der die ganze deutsche Wissenschaft verjüngte? War der nicht deutsch, der ein Menschenalter hindurch als der Großmeister des deutschen Geisterordens angesehen wurde, auf dessen

Sprüche man wie auf Orakel lauschte, dessen Anschauungen und Gedanken in unzähligen Kreisen des Bildungslebens der Nation maßgebend und bestimmend wurden? Mag er immerhin mehr als der gleichstrebende Freund den großen Bewegungen der Zeit, an die er die Harmonie und das Gleichgewicht seines Lebens nicht preisgab, fern gestanden haben, in entscheidenden Augenblicken wußte auch er, seinem Vaterlande und seinem Herzoge treu, zu sprechen: Das ist unser; so laßt uns sagen und so es behaupten! Und als er aus den Stürmen des Vaterlandes in das Jugendalter der Menschheit flüchtete und die alttestamentarischen Jugenderinnerungen wieder wach wurden, da erfüllte ihn sein Glaube an die dereinstige Wiedergeburt des deutschen Volkes mit Vertrauen auf den, der uns zerrissen hat und wieder heilen wird, der uns geschlagen hat und wieder verbinden wird, wenn er hervorbricht wie die schöne Morgenröthe und zu uns kommt wie ein Regen, wie ein Spätregen, der das Land feuchtet.

So gehören beide mit ihrem ganzen Herzblute, mit ihrem Glauben, Lieben und Hoffen dem deutschen Volke an. Das deutsche Volk rühmt sich heute seiner Ehre und bringt seinen Dichtern von neuem sein ganzes volles Herz entgegen. Und wenn auch der idealste aller Dichter der volksthümlichere ist — ein Beweis mehr für jenen tief

innerlichen Zug unseres Volkes zum Idealen, der es an allen Wendepunkten seiner Geschichte befähigt hat, ein lauteres Gefäß höchster göttlicher Offenbarung zu sein — Deutschland will den einen nicht ohne den andern. Die Zukunft wird es dankbarer noch als die Gegenwart anerkennen, daß das deutsche Geistesleben durch beide Männer Anregungen auf Jahrhunderte empfangen hat. Wenn längst kein Bild aus Erz mehr von ihnen zeugen wird, dann wird man sie noch nennen neben Homer, Sophokles und Shakspeare und eine Welt ewiger Bildungen auf ihre Namen zurückführen.

Alle wahre Poesie ist prophetisch und weist weit über die Gegenwart hinaus. Hier ist das innere Heiligthum auch unserer Dichter. Nachdem sie einmal das Morgenthor des Schönen geöffnet hatten, drangen sie ein in das Land der Erkenntniß mit einem Adlerfluge, der sie auf Höhen führte, die nur Gottbegnadigten zu schauen vergönnt ist. Wie das, was nach Jahrtausenden die Vernunft geboren, im Symbol des Schönen voraus geoffenbart war, so wird Vieles, was wir an ihren Dichtungen jetzt nur als Schönheit empfinden, dereinst der Welt als Wahrheit entgegentreten, geboren aus den Tiefen des Geistes, der sie zu Trägern von Geheimnissen der Ewigkeit machte und ihrer Poesie den Stempel der Gottesoffenbarung aufdrückte.

Mehr Licht! rief der eine, einen Blick in die Sonne begehrte der andere, als sie heimkehrten zu dem Urquelle des ewigen Lichts. Von dort leuchten sie, ein heilbringend Dioskurenpaar, neben den Sternen, mit denen Deutschlands Himmel so reich besäet ist.

Ihre irdische Erscheinung festzuhalten und sie in unvergleichlichen Gestalten, verbunden durch den Kranz des Ruhms, auf die Nachwelt zu bringen, das ward dem geistvollen Künstler beschieden, dem Deutschland bereits seinen Lessing verdankt. Ihm gelang es, dort jenes majestätische Haupt zu bilden,

> Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
> Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,

bei dessen Anblick die Seele des Beschauers voll ward, wie der Thautropfen von der Morgensonne, hier dieses edle, im Abglanz einer idealen Welt verklärte Antlitz, voll von jenem Muthe, der den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

> Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Der Kranz aber, der sie verbunden hält, ist zugleich dein Kranz, mein deutsches Volk, der Kranz, mit dem sie dich königlich geschmückt haben vor allen Völkern der

Erde. Schau es selbst und kränze deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe!“

Ich habe diese in ihrer Art einzige Rede, die oft von dem enthusiastischsten Beifall der Tausende von Zuhörern unterbrochen wurde, unverkürzt beigefügt, weil sie ein bedeutendes Blatt in die Annalen der Kunstgeschichte Weimars bringt und gleichsam den Schlußstein dieser erhebenden Festtage bildet.

Bei den Worten: „Schau es selbst und kränze deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe“ enthüllte sich das Meisterwerk von Rietschel und Miller. Die Todtenstille wurde zunächst durch ein staunendes, leises „Ah!“ unterbrochen, dann aber brach ein endloser Jubel aus, womit man den Redner und die Meister ehrte. Gleich darauf rief der Großherzog von der Tribüne herab: „Rietschel! Rietschel! Kommen Sie zu mir!“ Rietschel, der bisher ziemlich verborgen in seiner angeborenen Bescheidenheit unter den Künstlern, Dichtern und Literaten gestanden hatte, bestieg die Stufen der Tribüne, auf denen ihm Karl Alexander mit ausgebreiteten Armen entgegenkam und ihn begeistert an das Herz drückte. Diese wahrhaft rührende Scene wurde von unbeschreiblichem Jubel begleitet, der sowohl dem hochherzigen Fürsten wie dem großen Künstler galt. Sofort wandte der Großherzog Rietschel, der mit der Kehrseite dem

Publikum gegenüber stand, demselben zu, und sein freudiges Antlitz schien die Worte: „Da! Seht ihn Euch recht an! Das ist der Mann, der mich und meine gute Stadt Weimar mit diesem Meisterwerke beglückt hat!“ auszusprechen. Aehnliche Ehre wurde dem Director der münchener Erzgießerei, von Miller, der den Guß geleitet hatte, zu Theil.

Sämmtliche Künstler, welche die Stadt Weimar auf ewige Zeiten mit diesen Dichterdenkmalen geschmückt hatten, wurden bei dieser Gelegenheit vom weimarischen Magistrat zu Ehrenbürgern ernannt und von dem Großherzog mit dem Orden des weißen Falken decorirt. Rietschel erhielt das Commandeurkreuz, auch außerdem das Doctordiplom von der Universität Jena. Den würdigen Schluß dieses Tages bildete eine wohlgelungene Vorstellung im Theater, die aus folgenden Werken Goethe's und Schiller's zusammengesetzt war:

„Tasso“, Act II (Leonore von Este — Fräulein Fuhr; Tasso — Emil Devrient; Antonio — Dawison);

„Götz von Berlichingen“, Act I (weimarisches Personal);

„Egmont“, Act III (Egmont — Emil Devrient; Klärchen — Marie Seebach);

„Wallenstein“, Schlußscene des vierten Actes (Thekla — Frl. Fuhr);

„Faust“, Act IV (Gretchen — Marie Seebach;
Mephistopheles — Dawison);
„Die Glocke“ und „Epilog“ (weimarisches Personal).

Es wäre wohl wünschenswerth gewesen, wenn man an diesem Tage die Goethe'sche Einrichtung der „Glocke“ gewählt hätte, wie sie der Altmeister im Jahre 1806 zu Schiller's Todtenfeier selbst in Scene gesetzt hatte. Dieser Tand von Musik und lebenden Bildern, die man in der Neuzeit diesem unsterblichen Liede Schiller's hinzugefügt hat, ist mehr störend als erhebend und bewies an diesem Tage, der dem Dichterpaar gewidmet war, wenig Pietät.

Diese Feier wird gewiß jedem Theilnehmer unvergeßlich sein. Nicht nur aus allen deutschen Gauen waren Fremde herbeigeströmt, auch England, Frankreich, ja selbst Amerika war vertreten.

Zehntes Kapitel.

Mein fünfzigjähriges Jubiläum.

Das Jahr 1860 brachte einen unheilbaren Riß in mein Leben und meine Häuslichkeit; mein geliebtes Weib, das vierzig Jahre das Glück meines Lebens gefördert hatte, starb am 15. April. In ihr verlor ich eine sorgsame, treue Gattin, meine Kinder eine zärtlich liebende Mutter, die Stadt eine hochgeachtete edle Mitbürgerin. Die Theilnahme an meinem Verluste war allgemein; die Armen weinten viele Thränen auf das Grab der Entschlafenen. Wie Bedeutendes sie im Bereiche ihrer Kunst erstrebt und erreicht hat, werden diejenigen bezeugen, die ihre Leistungen kennen lernten. Ihr Dahinscheiden raubte mir alle Kraft und allen Muth. Leidend an Körper und Seele, fühlte ich mich unfähig, meinem Berufe ferner anzugehören; mit einem wahren Schauder dachte ich daran, die Bühne wieder zu betreten, auf der ich über dreißig Jahre mit ihr zusammen gewirkt hatte. Darum kam ich

um meine Pensionirung ein, die mir auch unter der Bedingung, mit dem Titel eines Ehrenmitglieds des weimarischen Hoftheaters zuweilen noch aufzutreten, huldvoll bewilligt wurde.

Meine Nerven waren so zerrüttet und mein Körper so geschwächt, daß ich auf Anordnung des Arztes Weimar, wo mich Alles an meinen unersetzlichen Verlust erinnerte, auf einige Zeit verlassen mußte. Er bestimmte zu meinem Aufenthalte den Chrysopras, ein einsam gelegenes Wirthshaus am Eingang des Schwarzathals, nahe bei Blankenburg im Fürstenthum Rudolstadt. Das Haus wie das Thal war mir von früherher bekannt, aber die nahegelegenen Nebenthäler und die bewaldeten Höhen, sowie der bergige Park, worin Schwarz- und Rothwild gehegt wird und in großer Zahl sich vorfindet, waren mir noch unbekannt. In diese reizende Gegend mit ihrer balsamischen Fichtennadelluft wandte ich mich mit drei meiner Töchter, die ihrer trefflichen Mutter bis zum letzten Athemzuge mit kindlicher Liebe treu beigestanden hatten und wie ich Stärkung des Gemüths und des Körpers bedurften. Wohl ist es ein Ort, den Gott geschaffen hat, kranke Herzen wieder aufzurichten. So machte auch bei mir der wilde Schmerz, der mein Inneres durchwühlte, einer mildern Schwermuth Platz. Anfänglich erlaubten meine Kräfte mir freilich nur, mich im Thale zu bewegen,

das eine trefflich erbaute Chaussee in Schlangenwindungen an dem linken Ufer der schäumenden, forellenreichen Schwarza durchschneidet. Fast jede halbe Stunde gewinnt man eine andere Ansicht und besonders von malerischer Schönheit ist die vom Fürsten neu erbaute Ruine, der Eberstein, und das Jägerhaus. Als meine Kräfte so weit zunahmen, daß ich auch die Höhen des enggeschlossenen Thals besteigen konnte, da entwickelte sich erst der ganze Reichthum dieses reizenden Fleckchens deutscher Erde. Welche Panoramen vom fernen Hochgebirge des Thüringer Waldes und in nächster Nähe entfalten sich hier vor unsern entzückten Blicken! Die schönsten Punkte sind die Dittersdorfer Höhe, das Birkenhaus und der Trippstein.

Die herrliche Natur bringt die Badegäste über die sonstige mangelhafte Einrichtung hinweg. Die Räume des Chrysopras bestehen aus siebzehn Stuben, einer Schenkstube für Fuhrleute und einem großen Saale, der im Winter von der tanzlustigen Jugend der Umgegend, in der Badesaison aber von dem Wirth, der zugleich Bierbrauer ist, zur Aufspeicherung von Malz und Getreide benutzt wird. Bei schönem Wetter nahm man Frühstück, Mittag- und Abendessen auf der Terrasse ein, die theilweise mit Lauben und Bäumen bepflanzt ist. Außerdem fand sich noch eine Art Heuschuppen, der mit Tischen und Bänken versehen war und den der Wirth mit stolzem Bewußtsein

seinen Sommersalon nannte. Da kroch man bei schlimmem Wetter unter, um seine Leibesnahrung nicht in den dumpfen Stuben einzunehmen. Wer das Unglück hatte, während der Mahlzeit unter eine schadhafte Stelle des alten Dachs zu kommen, mußte freilich von seinem Regenschirme Gebrauch machen. Das Essen war gut und billig. Die Wirthin war die Seele des Ganzen, aber das arme Weib mußte sich fast todt arbeiten. Jedem einzelnen Badegast, deren Zahl in ihrem Hause aus achtzehn bestand, schnitt sie seine Portion auf, woher es kam, daß das Diner sich auf Stunden ausdehnte. Diese Wirthschaft, mit der besonders die Damen sehr unzufrieden waren, konnte nicht länger geduldet werden, noch dazu, da sich in diesem Sommer die Schleußen des Himmels sehr häufig öffneten. Darum machte ich dem Wirthe im Namen aller den Vorschlag, den Saal räumen zu lassen, damit man bei schlechtem Wetter einen Vereinigungspunkt hätte, und statt des Portionsessens eine Table d'hôte einzurichten; er würde dadurch seiner armen Frau viel Arbeit ersparen und besser dabei wegkommen. Die Frau war hoch erfreut darüber, aber der gelehrte Thebaner wollte nicht darauf eingehen, sein Dünnbier lag ihm am Herzen. Ich aber machte kurzen Proceß und benutzte einen Tag seiner Abwesenheit, den Saal durch das Dienstpersonal räumen und in Ordnung

bringen zu lassen, was mir Wirthin und Gäste Dank wußten; auch der Wirth mußte bei seiner Rückkunft gute Miene zum bösen Spiele machen, da alle damit einverstanden waren. Dieses Haus mit seiner reizenden Umgebung würde für Jeden, der seinen Vortheil richtig versteht, zu einer Goldgrube werden. In der Neuzeit sollen, wie ich höre, Verbesserungen eingetreten sein.

Liszt überraschte mich in meiner Einsamkeit durch einen Besuch und verweilte einige Tage. Seine Gegenwart brachte Leben und Bewegung unter die stillen Bewohner des Chrysopras. Da das Wetter günstig war, so wurde eine gemeinschaftliche Partie nach Schwarzburg, dem Juwel des Thals, gemacht, wo man in Hübner's Hotel vortrefflich bewirthet und aufgehoben ist. Nachdem wir den Trippstein und alle Schönheiten der Natur in Augenschein genommen, begab sich unsere Gesellschaft in den eleganten Speisesal, wo noch einige Fremde anwesend waren; der größere Theil befand sich auf der Terrasse, von wo aus man den herrlichen Wiesengrund überblickt, auf dem das Wild in großer Zahl des Morgens und Abends aus den prachtvollen Buchenwäldern erscheint, um hier zu äsen. Im Speisesaal befand sich auch ein leidliches Piano. Als Liszt es sah, rief er: „Da ist ja auch ein Klavier! — Kommen Sie,

Fräulein Emilie!" sagte er zu meiner Tochter; „nachdem wir die Natur bewundert, wollen wir auch der Kunst huldigen. Ich accompagnire Ihnen einige Schubert'sche Lieder und will mich dann revangiren." Kaum hatte die Musik begonnen, so füllten sich die geöffneten Fenster und Thüren, die nach der Straße und Terrasse gingen, mit Zuhörern. Liszt bemerkte, als er die aufmerksam zuhörenden Menschen gewahrte: „Was wollen Sie mehr! Wir haben ja auch ein Publikum. Wie wär's, wenn wir nachher als Bänkelsänger mit dem Teller herumgingen? Wir können dann eine Forelle mehr essen." Er war an diesem Tage in der liebenswürdigsten Laune und Fröhlichkeit, und nicht nur der große Künstler, auch der heitere, geistreiche Mann entzückte alle Anwesenden.

Der Wirth des Chrysopras hatte uns Badegästen versprochen, fürs nächste Jahr, wenn wir wiederkommen würden, bessere Einrichtungen zu treffen. Auf dies Versprechen bauend, kam ich auch wieder, fand aber Alles beim Alten, und so mächtig mich auch diese Gegend mit ihren reizenden Thälern und Höhen, mit ihren Denkmalen der Vorzeit — denn wo gibt es eine Klosterruine in ganz Deutschland, die mit Paulinzelle zu vergleichen wäre? — anzog, so unterließ ich doch einen dritten Besuch. Statt dessen wählte ich im Jahre 1862 das Bad Ilmenau, das ich in frühern Jahren nur flüch-

tig hatte kennen lernen. Ueber die zweckmäßigen Einrichtungen, welche die dortige Behörde zur Annehmlichkeit der Gäste getroffen hat, habe ich mich schon im dritten Bande meines Tagebuchs ausgesprochen. So pittoresk wie das Schwarzathal ist die Gegend nicht, aber reicher an schönen Punkten, zu denen bequeme Wege bis auf die Spitzen des Gebirgs führen. In diesem idyllischen Thal der Quellen und Fichten verweilte ich mit meinen Töchtern über einen Monat. Unter den Badegästen befanden sich mehrere, die meine Sympathien erweckten. Besonders anziehend für mich waren die Familien F. aus Potsdam und R. aus Halle. Die älteste Tochter der erstern besaß eine schöne Mezzosopranstimme, die trefflich geschult war. Ihr seelenvoller künstlerischer Vortrag gehörte nicht dem Dilettantismus an. Die Tochter der Familie R. war ebenfalls mit einer klangvollen Stimme begabt, und da sich noch einige Gesangs- und Klaviertalente in der Badegesellschaft vorfanden, so entstanden sehr bald musikalische Abende, die uns allen genußreich wurden. Gern hätte ich meinen Aufenthalt daselbst noch weiter ausgedehnt, aber die Sehnsucht zog mich zu meinen Töchtern, Dorothea Raff und Emilie, die ich zwei Jahre nicht gesehen hatte, nach Wiesbaden und Karlsruhe. Die letztere war in der Zeit von der Concert- zur dramatischen Sängerin übergetreten und hatte unter Eduard Devrient's

Leitung den ersten theatralischen Versuch in Karlsruhe gemacht.

Wie hatte sich die Stadt Wiesbaden mit ihren reizenden Umgebungen in den fünf Jahren, seit ich sie nicht gesehen, zu ihrem Vortheil verändert! Paläste bildeten nach allen Richtungen neue Vorstädte. Der faule Graben neben der Wilhelmsallee und die Gemüsegärten waren in herrliche Anlagen verwandelt.

Auch beim Theater waren vortheilhafte Veränderungen eingetreten. Durch die Engagements von Fritz Devrient, der seinem berühmten Namen alle Ehre macht und zu den besten Schauspielern der Jetztzeit gehört, Rathmann und Andern hat das Schauspiel viel gewonnen und bildet ein höchst schätzenswerthes Ensemble. Wenn es auch nicht die Kunsthöhe erreicht, die ich beim karlsruher Hoftheater vorfand, so erfreute ich mich doch an mehreren höchst gelungenen Darstellungen. Obgleich mein kurzer Aufenthalt mir auch hier nur der Aufführung der „Lustigen Weiber von Windsor" und des „Goldbauers" von Frau Birch-Pfeiffer beizuwohnen gestattete, so gab mir doch das harmonische Ganze ein Zeugniß, mit welcher künstlerischen Umsicht Eduard Devrient das Institut leitet und welche praktische Einrichtung er in der Aufbewahrung der Garderobe und der Decorationen getroffen, wodurch viel Geld erspart wird. In Frau Lange

lernte ich eine Künstlerin kennen, ebenbürtig den großen Talenten, die in den zwanziger Jahren auf der deutschen Bühne glänzten. Ich sah sie leider nur als Veronika in dem genannten Schauspiele, hörte aber von Kennern, daß sie die Iphigenie von Goethe in gleicher Vollendung geben soll. Ihr Gatte, den ich nur in geselliger Hinsicht kennen lernte, soll gleichen künstlerischen Werth besitzen. Ich hatte auch Gelegenheit, in der genannten Oper meine Emilie auf den für jeden Anfänger so heißen Bretern zu sehen. Sie löste ihre Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikums. Durch sie lernte ich die Künstlerfamilien Lessing und Schrötter kennen, was mir höchst schätzenswerth war; in ihrem Kreise fühlte ich mich behaglich und erhoben. Leider war Meister Lessing abwesend, aber ich hatte das Glück, seine großartige Schöpfung „Der Kreuzzug" bewundern zu dürfen, die noch auf der Staffelei stand. Gleichzeitig sah ich eine zweite Schöpfung von ihm, das Portrait seiner durch Schönheit und Anmuth ausgezeichneten Tochter.

Da das Hoftheaterpersonal in den Sommermonaten wöchentlich eine Vorstellung in Baden-Baden gibt, so wohnte ich dieser ebenfalls bei. Der Zuschauerraum des dortigen Theaters ist mit einer widerlichen Gold- und Lichtpracht überladen und bewirkt nur, die Aufmerksamkeit des Publikums von den künstlerischen Bestrebun-

gen abzulenken. Da die regierende Königin von Preußen, wie jedes Jahr, in Baden anwesend war, so nahm ich, da ich mich seit langen Jahren ihrer hohen Protection zu erfreuen hatte, den Zeitpunkt wahr, mich der königlichen Frau melden zu lassen, um ihr mein Tagebuch, das kürzlich im Druck erschienen war, ehrfurchtsvoll zu überreichen. Die gütige Fürstin empfing mich, wie immer, mit hoher Huld, und da ihr der Zweck meines Kommens bereits gemeldet worden, begrüßte sie mich mit den mir unvergeßlichen Worten: „Ich habe zwar die Ankündigung Ihres Werkes gelesen, wußte aber nicht, daß es schon im Druck erschienen sei; um so mehr erfreut es mich, daß Sie mir es selbst bringen, was ich, nebenbei gesagt, auch erwartet habe." Sie fragte mich über den Inhalt; unter anderm, ob ich der großen Zeit Weimars und welcher Persönlichkeiten ich gedacht. Mein Herz drängte mich zu sagen, daß ich mich auch über die Segnungen, die Maria Paulowna über ihr Land verbreitet, ausgesprochen hätte. Mit Thränen im Auge erwiderte die zärtliche Tochter: „Ja! Sie war eine treffliche Mutter ihrer Kinder und ihrer Unterthanen!" — „Mehr, Ew. Majestät!" fügte ich hinzu; „die Unvergeßliche war der Schutzengel des ganzen Landes!" Ferner nannte ich die Dichter, mit denen ich in Berührung gekommen. „Nun", rief sie plötzlich, „und meines und Ihres Freundes Raupach haben

Sie nicht gedacht?" In aller Unterthänigkeit bemerkte ich, daß ich erst nach Goethe's Tod mit Raupach in engern Verkehr getreten sei und mein Zweck nur gewesen wäre, die Erinnerungen meines Vaters und meine eigene Stellung zu Goethe der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Unsern trefflichen Raupach dürfen Sie nicht unerwähnt lassen, darum müssen Sie Ihr Tagebuch weiter fortführen!" So wurde die hohe Frau die Veranlasserin der folgenden Bände meiner Erlebnisse. Nach einigen Monaten empfing ich von ihr folgendes gnädiges Handschreiben:

„Ich wünsche Ihnen durch das beifolgende Andenken einen Beweis meiner vollen Anerkennung für Ihre Bestrebungen und Ihre Thätigkeit zu geben, der wir ein Werk verdanken, welches den Erinnerungen einer großen Vergangenheit gewidmet ist und dem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur sichern wird.

Coblenz, den 21. October 1862.

Augusta."

Dieses mir so theure Andenken besteht aus der goldenen Krönungsmedaille. Auch das Vaterherz wußte die gütige Königin bei jener Unterredung zu beglücken, indem sie sich sehr günstig über das Talent meiner Tochter Emilie aussprach, deren theatralische Laufbahn indeß

nur von kurzer Dauer sein sollte, denn schon das nächste Jahr begrüßte ich sie als junge Frau in Basel.

Ich komme nun auf das Jahr meiner Pensionirung zurück.

Nach einer halbjährigen Pause betrat ich 1860 als engagirtes Mitglied noch einmal die Bühne; von da ab erschien mein Name als Gast unter dem Titel eines Ehrenmitglieds auf dem Theaterzettel. Im Jahre 1861 forderte mich das Comité des leipziger Theaterpensionsfonds, zu dem ich selbst gehöre, auf, in einer Benefizvorstellung für denselben mitzuwirken. Ich kam mit Freuden dieser Einladung nach, wozu ich mich sogar verpflichtet fühlte, da die geehrten Herren mir gütigst erlaubt hatten, auch nach meiner Pensionirung zeitweilig in Weimar aufzutreten. So kam das Jahr 1864 und der Tag heran, an welchem ich vor fünfzig Jahren in Weimar meine Theaterlaufbahn begonnen hatte. Da aber an diesem Tage (23. April) die Feier von Shakspeare's dreihundertjährigem Geburtstage stattfand, so verlegte mein freundlicher Chef die Feier meines Ehrentags auf den 17. April.

Er wurde für mich ein Tag der Freude, aber er rief auch meinen Schmerz wieder wach, denn mein geliebtes dahingeschiedenes Weib hätte ja alle die Ehren getheilt, die sich auf mich häuften, da auch sie im Jahre 1814 am

2. Mai in Frankfurt a. M. zum ersten Mal die Bühne betreten hatte.

Die Auszeichnungen, die mir von so vielen Seiten wurden, selbst niederzuschreiben, wiederstrebt meinem Gefühle, und da sie doch zu meinen Erlebnissen gehören, füge ich den Aufsatz bei, der in dem „Theater-Almanach" von A. Entsch über mein Jubiläum erschienen ist.

Am 17. April feierte in Weimar Eduard Genast, letzter Schüler Goethe's, sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" berichtet darüber Folgendes: „Gestern wurde das fünfzigjährige Künstlerjubiläum Eduard Genast's, derzeitigen Ehrenmitglieds der Hofbühne in Weimar, gefeiert, dessen dramatische Laufbahn vom 23. April 1814 datirt, wo der angehende Sänger und Schauspieler zum ersten Male hier, noch unter Goethe's Direction, die Bühne betrat. Dann in mehrfach wechselnden Engagements an größern Bühnen, namentlich in Hannover, Leipzig, Dresden, begründete er seinen Ruf als ausgezeichneter Künstler und kehrte als solcher später hierher zurück, um uns nicht wieder zu verlassen. In seinem vor zwei Jahren erschienenen Buche »Aus dem Tagebuche eines alten Schau-

spielers« hat Herr Genast neben den so interessanten Mittheilungen aus dem Leben seines Vaters, des Regisseurs der Schiller- und Goethe-Periode, auch die wichtigsten Momente seiner eigenen Künlerlaufbahn aufgezeichnet.

Um einer Concurrenz dieser Jubiläumsfeier mit dem ebenfalls auf den 23. April fallenden Shakspeare-Jubiläum zu begegnen, war dieselbe sehr zweckmäßig auf den letzten Spieltag vor Beginn des Shakspeare-Cyklus verlegt worden. Demnach empfing der Jubilar im Laufe des Vormittags durch den Generalintendanten des großherzoglichen Hoftheaters, Dr. Dingelstedt, den Glückwunsch des hohen großherzoglichen Paares und als ein ehrendes Zeichen fürstlicher Huld und Gewogenheit einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz, da sein gnädiger Fürst ihn schon früher mit der goldenen Verdienstmedaille und dem Falkenorden decorirt hatte. Der persönliche Glückwunsch des Generalintendanten war von zwei silbernen Fruchtschalen begleitet. Demnächst überbrachte eine aus den drei Regisseuren des Hoftheaters gebildete Deputation die Glückwünsche der Collegen und als Erinnerungsgabe einen geschmackvollen silbernen Pokal. Fernere Beglückwünschungen erfolgten von seiten des großherzoglichen Staatsministers von Watzdorf nebst Gemahlin, des großherzoglichen Hausmarschalls von Zedlitz, des russischen wirklichen Staatsraths Freiherrn

von Maltitz, des frühern Hoftheaterintendanten Herrn von Beaulieu-Marconnay, von Deputirten der hiesigen Freimaurerloge und Andern. Ganz besonders ehrend durfte dem Jubilar die Abordnung einer Deputation seitens der städtischen Behörden erscheinen, welche aus dem Oberbürgermeister Bock und den beiden Vorsitzenden des Gemeinderaths, Dr. Fries und Landtagssyndikus Gabler, bestand.

Abends, in der Festvorstellung »Emilia Galotti«, empfing den Gefeierten, als er in der Rolle des alten Odoardo Galotti auftrat, von seiten des in allen Räumen überfüllten und durch die Gegenwart des großherzoglichen Paares geschmückten Hauses ein minutenlanger stürmischer Applaus, der sich in und nach allen Scenen des trefflichen Künstlers wiederholte, namentlich aber bei dem Zusammenspiel mit seiner Tochter, Frau Doris Raff-Genast, Mitglied des herzoglichen Hoftheaters zu Wiesbaden, welche, von der zartsinnigen Aufmerksamkeit unserer Bühnenleitung eigens zu des Vaters Jubiläum als Gast berufen, die Gräfin Orsina spielte und in einer ungemein scharfen Auffassung dieses schwierigen Charakters, sowie in einem stark pointirten und reich nüancirten Spiel durch und durch die Schule des Vaters bekundete. Nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen war, wurde der Jubilar stürmisch hervorgerufen

und bei seinem Erscheinen, während der ganze Kreis seiner Kunstcollegen, Herren und Damen, unvermerkt sich um ihn reihte, mit prächtigen Blumenbouquets und einem grünen Lorbeerkranze empfangen. Von sichtlicher Rührung bewegt, sprach der greise Künstler warme und sinnige Worte des Dankes, die, an die alte goldene Zeit Weimars anknüpfend, mit dem Wunsche schlossen, daß Weimars Ruhm noch lange erhalten bleibe."

Seine nächsten Freunde feierten den 23. April, an welchem Tage er vor fünfzig Jahren seinen ersten theatralischen Versuch gemacht. Auch von ihnen empfing er werthvolle Andenken.

Unter anderm überreichte ihm sein langjähriger Freund Gutzkow seine dramatischen Werke mit folgendem Gedicht:

An Eduard Genast

zu seinem fünfzigjährigen Jubelfeste.

Du sagst in Deinem Tagebuch,
Daß einst Dein Vater den Namen trug
Kynast statt Genast. So will es mich mahnen,
Zu denken heut' an Deine Ahnen,
An jene stolze Kynastbraut,
Die nur dem Ritter sich angetraut,
Dem nur gegeben die weiße Hand,
Der auf der Mauer schmalem Rand
Umritten ihres Vaters Schloß,
Turniergerüstet, hoch zu Roß.

Wohl mancher Freier sank hinab
Und fand in der Tiefe ein grausiges Grab,
Doch einem gelang es! Auf Schritt und Tritt
Hat er vollendet den schwindelnden Ritt.
Nicht schreckt ihn der Abgrund, der Felsen Gestein,
Nicht starrt er in Rübezahl's Wälder hinein,
Nicht blickt er, statt auf der Mauer Rand,
Nur dorthin, wo die Jungfrau stand;
Im Sattel leicht und vorbedacht
Hat er den Ritt zu Ende gebracht.

Nach fünfzig Jahren hältst Du jetzt,
Wo Du Dich einst in den Sattel gesetzt.
Das übermüth'ge, das trotzige Ding,
Das Dich gelockt auf den Mauerring,
Jetzt steht sie, der Blick nicht mehr der Meduse,
Nein, lieblich und hold — die Bühnenmuse,
Die böse und so zaubrische Range,
Sie reicht Dir den Kranz und reicht Dir die Wange.

Und wie sie Dir gibt den bräutlichen Kuß,
Da schmettern die Hörner Willkommen und Gruß,
Die Mannen, sie jubeln dem Ritter und Helden;
Von dem noch künftige Zeiten melden.

Der aber, erschöpft nach so muthigem Wagen,
Hat zärtlich um sie den Arm geschlagen
Und haucht jetzt versöhnend und liebend und traut:
„Es lebe die Kynast-, die Genastbraut!"

Von der regierenden Königin von Preußen erhielt er eine Tuchnadel, bestehend aus einem kostbaren Opal, in Brillanten gefaßt, mit nachstehendem gnädigen Handschreiben:

„An das Ehrenmitglied der großherzoglich sächsischen Hofbühne, Herrn Genast zu Weimar.

Ich drücke Ihnen meine besten Glückwünsche zu Ihrem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum aus, welches Sie, wie ich zu meinem Bedauern erst nachträglich erfahren, bereits in diesen Tagen gefeiert haben, und bitte Sie, als ein Zeichen meiner Anerkennung für Ihre Verdienste und meiner Theilnahme an diesem Ehrentage eines würdigen Repräsentanten der classischen Zeit das beifolgende Andenken anzusehen.

Berlin, den 20. April 1864.

Augusta."

Die Erholung, eine aus Adel und Beamten bestehende Gesellschaft, ließ ihm durch ihren Vorstand, Herrn Geheimrath Schomburg, folgendes Glückwunschschreiben überreichen.

„Hochverehrtester Herr!

Wie auch die einzelnen Glieder unserer Erholungsgesellschaft, jedes für sich und mit seinem eigensten Selbst, eintreten mögen in die heutige Jubelfeier, um dem Mitbürger verdiente Huldigung, dem Freunde innigen Gruß in der Sprache des Herzens, dem Genossen künstlerischen Strebens und Wirkens den Zoll begeisterter Verehrung und dem hochgefeierten Veteranen im Reich edelster Kunst

auf heimisch classischem Boden den reichgeflochtenen Lorbeer darzubringen, sie alle fühlen sich doch in dem schönen gemeinsamen Bande, welches den verehrten Jubilar seit einer langen Reihe von Jahren unserer Gesellschaft verknüpft, ihm doppelt zugethan und verbunden. Sie fühlen sich eins in der Gesinnung wärmster Theilnahme und aufrichtigster Hochachtung, erhoben zugleich in dem Mitgenusse der Freude, der Ehre und des Ruhms, deren Glanz an diesem Feste der Ihrigen einen hell umstrahlt; sie fühlen sich eins in den Segenswünschen für das Wohl und Glück des Mannes, der jetzt im Triumphzuge zwischen Ehrenpforten den Zielen einer Laufbahn entgegenschreitet, welche vor fünfzig Jahren zu glücklicher Stunde der Genius der Kunst ihm eröffnete.

Jener Empfindung und diesen Wünschen namens unserer Gesellschaft Ausdruck zu geben, ist deren unterzeichnetem Organe der ehrenvolle Auftrag geworden. Mögen Sie, hochverehrtester Herr, unter den glänzenden Ehrenbezeigungen des Tages dieses einfache Zeichen treuer Anhänglichkeit und hoher Verehrung nach der Innigkeit der Gesinnung würdigen, der es entspringt; möchte es unserer Gesellschaft vergönnt sein, den wackern Jubilar bis zu fernen Tagen, die ihm der Höchste in reicher Fülle des Glücks, in rüstiger, frischer Kraft und in ungetrübter Freude verleihe, in den Reihen der Ihri-

gen zu zählen und Stunden ungemessener Zahl, aus dem unerschöpflichen Reichthum seines Geistes beschenkt und von Frohsinn gewürzt, im traulichen Zusammensein mit ihm zu feiern.

In ausgezeichneter Hochachtung

das Vorsteheramt der Erholungsgesellschaft.

Dr. Schomburg.

Die Armbrust-Schützen-Gesellschaft richtete folgendes Beglückwünschungsschreiben an den Jubilar:

„Hochgeehrter Herr!

Der seltene Ehrentag, welcher Ihnen, hochverehrter Herr Jubilar, heute durch Gottes Gnade beschert worden ist und der Sie auf ein fünfzigjähriges reiches und großes Künstlerleben zurückblicken läßt, ist auch von der Armbrust-Schützen-Gesellschaft mit um so größerer Freude begrüßt worden, als dieselbe stolz darauf ist, seit vielen Jahren in Ihnen zugleich ein durch vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnetes Mitglied zu besitzen.

Die gedachte Gesellschaft hat daher im Hinblick auf den heutigen Tag beschlossen, Sie, hochgeehrter Herr Jubilar, in dankbarer Anerkennung Ihrer vielfachen Verdienste zum Ehrenmitglied zu ernennen, und ist dem ergebenst unterzeichneten Vorstande der ehrenvolle Auf-

trag ertheilt werden, Ihnen diesen Gesellschaftsbeschluß als ein kleines Zeichen besonderer Hochachtung Ihrer Person und herzlicher Theilnahme an Ihrem heutigen Ehrentage zu überreichen.

Wollen Sie, hochverehrter Herr Jubilar, diese kleine Huldigung mit derselben Liebe aufnehmen, mit der sie Ihnen von uns im Namen der Armbrust-Schützen-Gesellschaft dargebracht wird.

Der Himmel aber möge Ihnen seinen Segen verleihen und Sie noch lange Jahre dem Kreise Ihrer Kinder und Enkel erhalten.

Das Vorsteheramt
der Stahl- und Armbrust-Schützen-Gesellschaft.
G. Lämmerhirt.
R. Reinhart. Karl Koch.

Ferner brachte der Sängerkranz, zur Zeit der beste Gesangverein, aus sechzig Männern bestehend, ein Ständchen und überreichte dem Jubilar das Ehrendiplom als Mitglied.

Schließlich möge das Gedicht hier folgen, welches dem Jubilar im Namen seiner Kinder von Wilhelm Genast (mit der Zeichnung von Hermann Wislicenus: Götz von Berlichingen, sein Leben schreibend) gewidmet wurde.

In seiner Väter grauem Haus,
Das mauertrußig, thurmbewacht,
Mit Erkern, Giebeln hochbedacht,
Keck in die freie Luft hinaus
Auf steilem Neckarberge liegt,
Um dessen Fuß der Strom sich schmiegt:
Da rastet nun bei hohen Jahren
Von Lust und Leid, ihm widerfahren
Im bunten, wechselvollen Leben,
Abenteuernd kecklichem Streben,
Jähem Umschlag nach hohem Gelingen,
Der biedere Götz von Berlichingen.

Die Fehden, so er einst geschlagen,
Sind längst verglichen und vertragen,
Die seiner Streiche Wucht erprobt,
Ihr heißes Blut hat ausgetobt,
Der furchtbaren Empörung Wogen,
In deren Wirrsal er gezogen,
Der Feinde arge Tück' und Macht,
Die ihn verstrickt in Thurm und Acht,
Des Volkes ungerechter Wahn,
Der Läst'rung gift'ger Schlangenzahn —
Ob sie anstürmten mit Gewalt,
Er war gestählt mit bester Wehre,
Ihr ganzer Sturm ist abgeprallt
An seiner makellosen Ehre.
Wieder lebt auf im Volkesmunde
Von seinem Heldenruhm die Kunde,
Sie heben wieder an zu singen:
Um Recht und Freiheit hat gestritten,
Um Recht und Freiheit hat gelitten
Der edle Götz von Berlichingen!
Er hört's, wenn von dem grünen Plan
Zu seinem Söller hell hinan

Des Maienfestes Reigen schallen,
Wenn die Bergwände widerhallen
Von Heerdenglocken, Schalmei und Lied,
Damit der Hirt zur Alme zieht;
Von jauchzenden jubelfrischen Klängen
Aus herbstbelasteten Rebengängen,
Vom Sang, in dessen Takt geleitet
Der Kahn den Fluß hinuntergleitet.
Und ob er öfter mit dem Stab
Gemach den steilen Berg hinab
Durch's Dörflein nach dem Vorwerk geht,
Zu schaun, wie's auf den Aeckern steht,
Da Jeder traulich grüßt und gern
Zwiesprach gewinnt vom alten Herrn;
Und ob er gar sein Roß beschreitet
Als noch einmal zum Waidwerk reitet,
Daß seiner Wälder Buchenhallen
Von lust'gen Hörnerklängen schallen;
Und ob manch bunter, froher Troß
Aufreitet zu dem Neckarschloß,
Stattliche Ritter, holde Frau'n,
Sippen aus Schwabens und Frankens Gau'n,
Manch' Gast von hochberühmter Art
Vorspricht auf seiner Reise Fahrt,
Zu grüßen den, der weltbekannt,
Den Helden mit der Eisenhand;
Und dann der Alte beim wackeren Zechen
Aushält wie sonst beim Lanzenstechen
Und wohlgelaunet würzt den Trank
Durch Abenteuer und Jugendschwank,
Die er, zu seiner Gäste Behagen,
Gar meisterlich weiß vorzutragen:
An Allem kann er noch Freude haben,
Das Haar erblich, das Herz blieb frisch.

Doch mehr noch thät' es ihn erlaben,
Im Erkerstüblein am Eichentisch
Vor einem Blatt Papier zu sitzen,
Zu sinnen, etwas drauf zu kritzen,
Wobei den leichten Gänsekiel
Nach Schnur und Regel zu regieren
Der Eisenfaust wohl schwerer fiel,
Als in der Schlacht das Schwert zu führen.
Da duldet er kein müßig Stören,
Mag selbst der Enkel Gelärm nicht hören;
Wenn Alles still um das Gemach
Und nur die Sonne scheint herein,
Dann bleibt er bald nicht mehr allein,
Vergangenheit wird in ihm wach.
Da steigt lebendig vor ihm auf
Der Jugend Spiel, der Mannheit Streben,
So launisch wechselvoll sein Leben
Als wie des Stroms verschlung'ner Lauf.
Und wie das klar und sprudelnd quillt,
So schreibt er treulich Bild um Bild,
Mit wem, um was er sich gestritten,
Was er vollbracht, verfehlt, gelitten,
Der Abenteuer bunte Menge
Offen und ehrlich, ohn' Gepränge,
Ohn' Haß und Groll, männlich bescheiden,
Auf seines schlichten Büchleins Seiten.
Es wird ihm über der Schilderei
Sein redlich Herz noch eins so frei,
Als wüßt' er die noch hinter sich,
Die alle Zeit still emsiglich
Nicht ruhen ließ die fleiß'ge Hand,
Nach der wie oft den Kopf er wandt',
Und die ihm liebreich zugenickt,
So oft er nach ihr hingeblickt,

Die auch verklärt noch um ihn webt,
Nach der sein Herze sehnlich strebt,
Zu deren Lob und höchstem Preis
Er dankbar nur zu sagen weiß,
Daß dem, den unser Herrgott liebt,
Er solch ein Weib zur Seite gibt.
Wie nun die Blätter nach und nach
Unter des Schreibers Hand sich häufen,
Läßt öfter er vom Thurmgemach
Den Blick in weite Ferne schweifen,
Wo, von der Klamm nicht mehr beengt,
Der Strom hinaus ins Freie drängt,
Sich friedlich dann gen Abend windet,
Bis er, ein Spiegel der Himmelsglut,
Mild glänzend zwischen den Fluren ruht
Und allgemach dem Blick entschwindet.
Da schweben aus des Himmels Pforten
Und an des Stromes grünen Borden
Von Licht umwobene Gestalten
Und winken lächelnd nach dem Alten.
Es strahlt ein freudiges Genügen
Aus unsers greisen Helden Zügen,
Und eine Stimme hört er sagen:
„Sie werden noch in späten Tagen
Dein echtes Wesen treu erkennen,
Mit Ehren Deinen Namen nennen.
Der Jüngling dorten, hehr und schön,
Wird ein Gedächtniß Dir bereiten,
In Jugendglanz Dein Bild erhöhn
Vor allem Volk, für alle Zeiten.
Und jene werden regsam streben
Durch edle Kunst es zu beleben,
Und Manchem wird es so gelingen,
Daß allen auferstehet aufs neue,

An dem sie hangen mit Lieb' und Treue,
Der Volksheld Götz von Berlichingen!"

Dem Wort geschah nun zur Genüge.
Geliebter Vater, schaue hin,
Wo edlen Künstlers Hand und Sinn
Dem Helden lieh die theuren Züge.
Fürwahr, es durfte wohl geschehn,
Du ließest ja ihn auferstehn;
Dir lohnt gerecht so reiche Gunst
Für die Gebilde hoher Kunst.
Da hast so wacker Du gestritten,
Redlichen Herzens auch gelitten,
Doch stets gestrebt nach höchstem Gelingen,
Wie einstens Götz von Berlichingen.
Gleich ihm nach buntem Lebenslauf
Hingst Du die alten Waffen auf,
Geschmückt mit manchem Siegeszeichen.
Und darin thätst Du auch ihm gleichen,
Daß nimmer träge Ruhe liebst,
Und als Dein Leben Du beschriebst,
Auch der nur dachtest, der zum Preis
Ich Bess'res nicht zu sagen weiß,
Als einst der Ritter fromm und werth,
Dem gleiche Gnade ward beschert.
So hat der Künstler es gedacht,
So Deine Kinder es dargebracht;
Sie bitten Gott, daß aller Wegen
Er Dir verleihe Fried' und Segen!

Elftes Kapitel.

Das jetzige weimarische Hoftheater.

Unter den deutschen Theatern nahm im Anfang dieses Jahrhunderts das weimarische unter Goethe's und Schiller's Leitung einen ehrenvollen Platz ein, ja Männer wie Schlegel, Tieck, Mahlmann u. A. erhoben das Ensemble zu den ersten der deutschen Bühnen, obgleich man über solche Kräfte, wie sie damals Hamburg, Berlin und Wien besaßen, nicht gebieten konnte. Goethe war schon Mitte der neunziger Jahre bemüht, junge Talente heranzubilden, um sie dann den ältern würdigen Mitgliedern beizugesellen. Nach welchen Principien er sein Ziel, ein vollkommenes Ganzes in der dramatischen Kunst aufzustellen, erreichte, darüber habe ich mich im ersten Bande dieses Tagebuchs verbreitet.

Weimar kann sich nicht rühmen, die ersten Größen

der deutschen Bühnenwelt besessen zu haben, aber aus der Goethe'schen Schule sind Künstler hervorgegangen, die später die ersten Zierden anderer Bühnen wurden; ich nenne hier nur das Wolff'sche Ehepaar und Karl Unzelmann. Und das Verdienst eines vortrefflichen Ensemble hat es sich stets zu erhalten gewußt. Wohl die schwerste Probe darin hat es bei der vorjährigen Shakspeare-Feier bestanden, als Dingelstedt sein kühnes Unternehmen ins Werk setzte und an sieben Abenden hintereinander, nur mit einem Ruhetage dazwischen, die historischen Stücke von „Richard II.“ bis zu „Richard III.“ zur Aufführung brachte. Wie rühmlich diese Probe bestanden worden ist, haben die berufensten Stimmen einstimmig anerkannt.

Ich gehe nun zu dem Personal über, welches jetzt das Ensemble des weimarischen Hoftheaters bildet.

Zunächst nenne ich den Veteranen Heinrich Franke, den ich schon im zweiten Bande meines Tagebuchs erwähnte und der unserer Bühne seit dem Jahre 1819 angehört. Vor seiner definitiven Anstellung wirkte er schon — fast noch Knabe — als gewandter Tänzer unter der trefflichen Leitung seines Vaters im Ballet mit. Franke gehört zu den Schauspielern, welche schon durch ihre ausgezeichneten Masken, die stets dem Charakter angemessen sind, das Publikum zu fesseln wissen. Seine

Darstellungen sind naturgetreu im besten künstlerischen Sinne. Nebenbei besitzt er das seltene Verdienst eines Komikers, sich niemals, selbst nicht durch den lautesten Beifall, zur Uebertreibung hinreißen zu lassen; wie er ursprünglich den Charakter angelegt, so führt er ihn aus. Wie ehemals Laroche, so danke ich noch heute Franke manche genußreiche Stunde.

Ein ebenfalls höchst schätzenswerthes langjähriges Mitglied unserer Bühne ist Frau Stör, die seit mehreren Jahren von dem Fach der ersten Liebhaberinnen mit Glück in das der edlen Mütter übergetreten ist.

Die Verdienste jedes einzelnen Mitglieds hervorzuheben, würde zu weit führen, ich muß mich deshalb auf die hervorragenden Talente beschränken, die seit einer Reihe von Jahren die Hauptstützen des Instituts sind Zu diesen gehört zunächst in der Oper Frau von Milde, unsere erste Sängerin, die, wie ich bereits erwähnt, am 26. Juni 1845 auf unserer Bühne ihren ersten theatralischen Versuch mit großem Glück ausführte. Die Hoffnungen, die man damals von dem talentvollen schönen Mädchen hegte, haben sich vollkommen erfüllt. Unermüdlicher Fleiß und ernstes Studium haben sie nun zu dem Range einer ersten deutschen Sängerin erhoben. Alles Schöne, was eine Lind, Garcia, Wagner brachte, suchte sie sich anzueignen, und so war es für den Beobachter

von großem Interesse zu sehen, wie sie nach solchen Anschauungen in ihrer Kunst immer höher stieg, ihr Vortrag immer wärmer, ihr Tonanschlag und ihre Coloratur immer sicherer wurden. Noch steht sie im Zenith ihrer Kunst, denn die Zeit ist fast spurlos an ihrer klangvollen Stimme und ihrem Aeußern vorübergegangen. Zu ihren vortrefflichsten Leistungen gehören vor allem die Partien der Elsa, Elisabeth und Senta in den Wagner'schen Opern, wo sie nicht nur als vollkommene declamatorische Sängerin, sondern auch als höchst schätzenswerthe Schauspielerin glänzt. Ich glaube nicht, daß irgend eine deutsche Sängerin sie in diesen Rollen erreicht, viel weniger übertreffen wird. Von vielen vorzüglichen Leistungen will ich nur noch ihr Gretchen im Gounod'schen „Faust" anführen. Hier bewährte sich mein obiger Ausspruch, daß sie alles vollkommen Schöne zu erfassen weiß. Denn unverkennbar war es, mit welchem Vortheil sie Marie Niemann-Seebach diesen Charakter hatte darstellen sehen. Auch bei ihr muß ich die Gartenscene als den höchsten Glanzpunkt ihrer durchgehends gelungenen Darstellung bezeichnen. Der poetische Hauch, der über dem Ganzen schwebt, ist von unaussprechlichem Reiz.

Auf gleicher Kunsthöhe steht ihr trefflicher Gatte, der wohl als Baritonist zu den ersten Sängern der Gegenwart gehört. Wie die Kunst niemals einen Still-

stand erlaubt, so ist auch er in stetem Fortschritt begriffen und gehört zu den seltenen Erscheinungen, die der Ueberzeugung leben, daß stets der Sänger mit dem Darsteller Hand in Hand gehen muß, soll ein Ganzes daraus werden, wovon er uns erst kürzlich als Ruthven in Marschner's „Vampyr" einen Beweis gegeben, denn alle Nüancen dieser schwierigen Aufgabe wußte er in Gesang und Spiel, namentlich in dem großen Recitativ, an dem eigentlich das Schicksal der Oper hängt, zur vollkommensten Geltung zu bringen. Auch sein Wolfram, Telramund und fliegender Holländer sind treffliche Leistungen. Kurz, er ist eine feste Säule im Tempel der dramatischen Kunst, und jede Bühne könnte sich glücklich schätzen, einen so reichbegabten Künstler zu besitzen. Auch im Schauspiel wirkt er seit einigen Jahren mit verdienter Anerkennung und Glück. Daß die Wagner'schen Opern gleich zu Anfang so großen Beifall gefunden und noch finden, hat der Componist zum nicht geringen Theile dem Mitde'schen Ehepaare zu danken.

Ein zweites schätzbares Künstlerpaar besitzt unsere Bühne in Herrn und Frau Hettstedt. Letztere ist ein Proteus in der dramatischen Kunst; stimmte ihre zierlich-graziöse Gestalt zu Aufgaben wie die einer Elisabeth, Thusnelda, Isabella u. s. w., so würden solche vermöge ihres sonoren Organs und ihrer geistvollen Auffassung

ebenso treffliche Leistungen von ihr sein wie der ungezogene Junge Louis im „Pariser Taugenichts“. Den glänzendsten Beweis für diesen Ausspruch lieferte sie in den Shakspeare'schen Stücken, wo sie in „Heinrich V.“ Fallstaff's Pagen mit urwüchsigem Humor, der ihr überhaupt eigen ist, gab und Tags darauf in „Heinrich VI.“ die Margarethe mit erschütternder Wahrheit darstellte. Eine ihrer vortrefflichsten Leistungen ist der Puck im „Sommernachtstraum“, wo sie als loser, liebenswürdiger Schalk wirklich gleich einem Elfen dahinzuschweben scheint. Genau kennt sie die Grenzen des Schönen, die sie selbst als wildester Junge nie überschreitet.

Ihr Gatte gehört zu jenen willkommenen Erscheinungen auf der Bühne, die durch drastische Komik und kernigen Humor stets das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern wissen. Nicht nur daß er sich in der berliner und wiener Lokalposse mit großem Glück zu bewegen weiß, er schafft auch typische Charaktere, unter denen sein Mengler in „Endlich hat er es doch gut gemacht“, Schelle in den „Schleichhändlern“, Wilhelm in dem „Verwunschenen Prinzen“ als ganz treffliche Leistungen hervorzuheben sind.

Im Jahre 1851 wurde Herr Knopp als lyrischer Tenor bei unserer Bühne engagirt. Begabt mit einer klangvollen, durchgebildeten Stimme und als Darsteller

höchst talentvoll, wurde er bald ein geachtetes Mitglied. Welchen Schatz aber in ihm die Direction gewonnen, stellte sich erst später durch enorme Vielseitigkeit seines Talents heraus. Noch heute singt er mit Anerkennung, obgleich der Klang seiner Stimme nicht mehr der frühere ist, den Octavio im „Don Juan", den Tebaldo in „Montechi und Capuleti" ꝛc., daneben den Valentin im „Verschwender", der eine ganz ausgezeichnete Leistung von ihm ist. Heute spielt er den Marokko im „Kaufmann von Venedig" mit Würde und Anstand und morgen den Hanswurst in den „Deutschen Komödianten" so reizend lustig und zugleich so tief gemüthvoll, daß er Gelächter und Rührung des Zuschauers beherrscht und fast zu verschmelzen vermag.

Frau Podolsky (früher Fräulein Wolf) habe ich schon in den ersten Kapiteln dieses Bandes erwähnt und als ein von der Natur begünstigtes Talent bezeichnet. Sie ist in ihrer Kunst nicht stehen geblieben und eine Stütze der Oper geworden. In Rollen wie Alice in „Robert der Teufel", Marie in der „Regimentstochter", Rosine im „Barbier von Sevilla", Susanne in „Figaro's Hochzeit" leistet sie ganz Vorzügliches. In kleinen Genrebildern wie „'s letzte Fensterln", „Drei Jahre nachher" und ähnlichen ist sie von liebenswürdiger Natürlichkeit. Ihr Gatte wurde als Bonvivant und Liebhaber engagirt, wozu er ein schätzenswerthes Talent mit-

brachte. Man beschäftigt ihn jetzt hauptsächlich in chargirten Rollen. Ganz charakteristische Leistungen von ihm sind Hofmarschall Kalb und Gibbon in „Englisch". Sein Fleiß und seine Sicherheit erwerben ihm den Beifall und die Achtung des Publikums.

Heinrich Grans gehört unserer Bühne seit dem Jahre 1852 an. Er ist einer der intelligentesten Schauspieler, die ich kenne. Seine Gebilde, die er uns sowohl im Lustspiel wie in der Tragödie vorführt, sind psychologisch entwickelt, seine Rhetorik und Plastik edel, sein Mienenspiel stets den Empfindungen seiner Seele entsprechend. Höchst schätzenswerth und bedeutend sind sein Egmont, Tasso, Tellheim, Tempelherr in „Nathan" u. s. w. Eine wahre Meisterleistung von ihm ist König Heinrich VI., den Franz Dingelstedt so glücklich bearbeitet bei der Shakspeare-Feier zum ersten Mal auf unsere Bühne brachte. Ich glaube nicht, daß irgend ein deutscher Schauspieler in dieser Rolle Grans übertreffen wird. Dieses Bild eines charakterlosen und doch so zarten, edlen und unseres Mitleids würdigen Königs, gewiß eine der schwierigsten Aufgaben, brachte Grans in allen einzelnen Zügen, die doch ein vollkommenes Ganzes bildeten, uns vor die Augen. Diese eine Darstellung würde schon hinreichen, ihn zu den wackersten Künstlern der deutschen Bühne zu zählen, und mit Recht kann

man Grans eine Hauptstütze des weimarischen Theaters nennen.

Fräulein Minna Schmidt ist durch ihre Vielseitigkeit ein höchst schätzenswerthes Mitglied und ein bedeutender Gewinn für einen Theaterdirector, der über kein großes Personal zu verfügen hat. Durch eine angenehme Sopranstimme unterstützt, wirkt sie auch in kleinern Partien in der großen Oper mit; ihr eigentliches Fach, wozu sie besonderes Talent mitbringt, ist die Soubrette in der berliner und wiener Posse; doch wirkt sie auch mit Anerkennung im Lust- und Schauspiel.

Dies sind die Kräfte, die seit einer Reihe von Jahren unserer Bühne angehören. Ich wende mich nun zu jenen Mitgliedern der Bühne, die nach meinem Rücktritt von derselben engagirt worden sind. Ich nenne zunächst Otto Lehfeld, einen Künstler von seltenen Gaben. Er hatte sich in der Theaterwelt bereits einen geachteten Namen erworben und betrat im Januar 1861 als König Lear unsere Bühne. Von einer hohen, kräftigen Heldengestalt, lebhaften Augen und einem mächtigen, klangvollen Organ, dem er jede Färbung der Empfindung zu geben weiß, unterstützt, leistete er in dieser Rolle Ausgezeichnetes, und ich möchte ihn in dieser Leistung mit dem herrlichen Anschütz vergleichen, ja in einzelnen Zügen erinnerte er mich sogar an den unvergeßlichen Ludwig

Devrient. Von der größten Wirkung war die Scene im vierten Act mit Cordelia:

> Lacht nicht über mich,
> Denn so gewiß ich lebe,
> Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia.

Hier gebrauchte Lehfeld so kindlich rührende Töne, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Kurz, es war eine treffliche Darstellung dieses wackern Künstlers. Aber nicht nur der Lear, sondern auch Rollen wie der Hagen in den „Nibelungen“ von Hebbel, Franz Moor, Shylock, Präsident von Walther in „Kabale und Liebe“, Carlos im „Clavigo“, Marinelli rc., sind treffliche Charakterbilder von ihm. Besonders die letztgenannte, die doch seiner Persönlichkeit wie seinem eigentlichen Fach widerstrebt, ist eine ganz ausgezeichnete Darstellung; ich habe diese Rolle nie vollkommener ausführen sehen. Mit höfischer Geschmeidigkeit, gleich einer Schlange, windet er sich durch die gefährlichsten Situationen, ohne sich hervorzudrängen. Auch die Darstellung seines Wallenstein ist höchst lobenswerth, nur kehrt er den Astrologen etwas zu sehr heraus. Schiller bezeichnet die Stellen, wo dieser besonders in den Vordergrund treten soll. Daß Lehfeld auch das Feld des Lustspiels mit Glück bebauen würde, hat er erst kürzlich in der Rolle des Hans Lange in Paul Heyse's Lustspiel gleichen Namens bewiesen.

Seine Mimik ist stets den Worten wie der Situation entsprechend, nur muß er sich befleißigen, seine Plastik, namentlich in dem antiken Drama, auf gleiche Höhe zu bringen. Er steht in dem kräftigsten Mannesalter, wo kleine Mängel noch leicht zu beseitigen sind, und wird sich gewiß einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte erwerben.

Ein höchst schätzenswerthes Mitglied besitzen wir in Herrn Schmidt, dessen Talent so vielseitig ist, daß es mit lebhafter Anerkennung in Oper und Schauspiel verwendet wird. Sein eigentliches Fach ist das Komische in Oper und Lustspiel, und Rollen wie Doctor Bartolo im „Barbier", Robert in „Robert und Bertram", Wallheim in „Leonore" u. s. w. gelingen ihm ganz vortrefflich. Ein Bild aus dem Leben gegriffen ist der Director Mehlmann in „Monsieur Herkules", den er in der ergötzlichsten Weise darstellt.

In Herrn Meffert besitzen wir einen wackern Heldentenor und in Herrn Lipp einen tüchtigen Bassisten, die mit Anerkennung besonders in den Wagner'schen Opern wirken.

Seit ein paar Jahren hat unsere Bühne in Fräulein Katharine Bußler ein junges Talent von großem Werth gewonnen. Alle Charaktere, die sich auf dem Felde der Naivetät, Munterkeit und auch Sentimentalität bewegen,

gelingen ihr vollkommen. Da ist nichts Gesuchtes oder Gemachtes, stets bleibt sie in den Grenzen der Wahrheit. Das ist es hauptsächlich, nicht ihre schöne Persönlichkeit allein, was sie in kurzer Zeit zum Liebling des Publikums erhoben. Die Grazie, mit der sie sich bewegt, das geistige Eingehen in den Charakter und streng sich in seinen Grenzen Bewegen erinnern mich lebhaft an die unvergeßliche Louise Neumann. Aber nicht nur ihre Minna von Barnhelm, ihr Käthchen von Heilbronn &c. kann man zu ihren Meisterleistungen zählen, auch in der Tragödie bewegt sie sich mit Glück, und vor allem muß ich hier die Desdemona im „Othello" nennen, in welcher Rolle sie einen kindlichen Liebreiz entwickelt, der unbeschreiblich ist. Geistige Bildung und Fleiß verleihen ihr schon jetzt den Namen einer Künstlerin, und bei so fortgesetztem Streben nach Vervollkommnung, wie sie es zeigt, wird sie bald einen ersten Platz in der deutschen Bühnenwelt einnehmen.

Neben diesem frischen schönen Talent hat Dingelstedt noch ein höchst beachtenswerthes zweites in Fräulein Marie Knauff gewonnen, die für das Fach der jugendlichen Heldinnen und Anstandsdamen engagirt ist. Sie gehört zu den schönsten Erscheinungen, die ich je auf der Bühne gesehen habe, und besitzt Talent genug, eine Zierde derselben zu werden und bei fortschreitender Ver-

vollkommnung und Beherrschung ihres schönen, klangvollen Organs in Rollen wie Donna Diana, Orsina, Lady Milford und Johanna d'Arc Vorzügliches zu leisten.

An diese beiden Damen schließen sich noch zwei talentvolle junge Mädchen, von der Natur aufs günstigste ausgestattet, an. Fräulein Melanie Baum gehört mehr der Oper als dem Schauspiele an und ist in Rollen wie Page in den „Hugenotten", Cherubim in „Figaro's Hochzeit", Zerline in „Don Juan" von großem Liebreiz. Dabei ist ihre klangvolle, wenn auch nicht starke Stimme in bester Schule gebildet. Fräulein Marie Schultz wirkt besonders vortheilhaft in naiven Rollen im Schauspiel.

Dieses Personal, unter der trefflichen Leitung eines Dingelstedt, bildet ein Ensemble, das mit zu den besten der deutschen Bühne gezählt werden darf.

Hiermit schließe ich mein Tagebuch und füge nur noch den Wunsch bei, daß der Leser den beiden letzten Theilen gleiche Nachsicht mit den ersten schenken möge.

Rollenverzeichniß

von

Eduard Genast

vom Jahre 1814—60.*)

Opern-Repertoire.

Gluck.

Iphigenia auf Tauris	Orest.
Iphigenia in Aulis	Agamemnon.
Armida	Rinald.
Alceste	Herakles.

Mozart.

Entführung aus dem Serail	Osmin.
Zauberflöte	Sprecher. Sarastro.
Don Juan	Masetto. Don Juan.

---

*) Mehrfach ist gegen mich der Wunsch ausgesprochen worden, ein Verzeichniß der Opern und Schauspiele aufzustellen, in denen ich gewirkt. Ich komme diesem Wunsche am Schluß dieser Blätter nach, doch führe ich nur die Werke an, die größtentheils noch auf der deutschen Bühne heimisch sind. Danach kann der geehrte Leser meine Thätigkeit hinreichend beurtheilen. Die vorübergehenden Erscheinungen mit einzureihen, würde zu weit führen.

Figaro's Hochzeit	Figaro. Almaviva. Bartolo.
Cosi fan tutti	Guglielmi.

Weigl.

Schweizerfamilie	Graf Wallstein. Jakob. Richard Boll.
Hadrian	Augur.
Waisenhaus	Baron.

Weber.

Freischütz	Caspar.
Euryanthe	Lysiart.
Oberon	Oberon.
Silvana	Adelhardt.

Spohr.

Faust	Faust.
Jessonda	Tristan.
Zemire und Azor	Sandor.

Marschner.

Vampyr	Lord Ruthven.
Templer und Jüdin	Bois Guilbert.
Hans Heiling	Hans.

Chelard.

Macbeth	Macbeth.
Hermannsschlacht	Hermann.

Lortzing.

Wildschütz . . . . Bacularius.

Cherubini.

Lodoiska . . . . Altamor. Durlinsky.
Faniska . . . . Zamosky.
Medea . . . . Kreon.
Wasserträger . . . . Micheli.

Spontini.

Vestalin . . . . Cinna. Licinius.
Ferdinand Cortez . . . . Telasco.
Milton . . . . Milton.

Méhul.

Jakob und seine Söhne . . . . Utobal. Jakob.
Je toller, je besser . . . . Johann. Cerberti.

Boyeldieu.

Johann von Paris . . . . Oberseneschall.
Weiße Dame . . . . Gaveston.
Khalif von Bagdad . . . . Elbondokani.
Neue Gutsherr . . . . Johann.

Grétry.

Raoul, der Blaubart . . . . Raoul.
Richard Löwenherz . . . . Gouverneur.

Auber.

Stumme von Portici . . . . Masaniello.
Fra Diavolo. . . . . Fra Diavolo. / Lord.
Gustav oder der Maskenball . . . . . Anckarström.

Nicolo Isouard.

Aschenbrödel . . . . Alidor.
Joconde . . . . Graf.

Herold.

Zampa . . . . Zampa.
Zweikampf . . . . Marquis.

Adam.

Postillon von Lonjumeau . . . . . . Bijou.
Brauer von Preston . . . . Toby.

Rossini.

Tancred . . . . Tancred.
Othello . . . . Othello.
Barbier von Sevilla . . . . Figaro.
Belagerung von Korinth . . . . . . Soliman.
Tell . . . . Tell.

Bellini.

Montecchi und Capuleti . . . . . . Capellio.
Puritaner . . . . Richard.
Norma . . . . Orovist.
Pirat . . . . Herzog.

Donizetti.

Lucia di Lammermoor . . . . Lord Asthon.
Liebestrank . . . . Dulcamara.

Schauspiel-Repertoire.

Goethe.

Stück	Rollen
Götz von Berlichingen	Götz.
Egmont	Richard. Oranien. Alba.
Torquato Tasso	Antonio.

Schiller.

Stück	Rollen
Wilhelm Tell	Werni. Parricida. Rudenz. Stauffacher. Tell.
Maria Stuart	Okelly. Aubespine. Mortimer. Cecil. Dudley. Talbot.
Jungfrau von Orleans	Du Chatel. Schwarzer Ritter. Karl VII. La Hire. Burgund. Dunois. Thibaut d'Arc.
Don Carlos	Feria. Alba. Philipp.
Räuber	Schweizer. Maximilian v. Moor.

Fiesco	Bourgognino. Verrina. Andreas Doria.
Kabale und Liebe	Miller.
Macbeth	Banquo. Macbeth.
Turandot	Barak.
Braut von Messina	Bohemund. Cajetan.
Wallenstein's Lager	Zweiter Holk'scher Jäger. Erster Kürassier.
Piccolomini	Neumann. Wallenstein.
Wallenstein's Tod	Neumann. Illo. Wallenstein.
Phädra	Theramen. Theseus.

Lessing.

Minna von Barnhelm.	Feldjäger. Werner.
Emilia Galotti	Conti. Odoardo.
Nathan der Weise	Derwisch. Nathan.

Raupach.

Royalisten	Oliver Cromwell.
Cromwell Protector	Desgl.
Cromwell's Ende	Desgl.
Kaiser Friedrich II. und sein Sohn . .	Vineis. Friedrich.
Kaiser Friedrich's II. Tod	Vineis. Friedrich.

Frauen von Elbing	Bürgermeister.
Cardinal und Jesuit	Richelieu.
Manfred	Karl von Anjou.
Konradin	Desgl.
Tasso's Tod	Antonio.
Vor hundert Jahren	Leopold.
Die feindlichen Brüder	Zacharias Styx.
Zeitgeist	Caspar von Alp.
Schleichhändler	Zollinspector.

Iffland.

Jäger	Oberförster.
Dienstpflicht	Kriegsrath Dallner.
Erinnerung	Wardam.
Spieler	General. Lieutenant Stern.
Elise Walberg	Amtshauptmann.

Müllner.

Schuld	Holm. Valeros.
Albaneserin	Camastro.
Yngurd	König Olaf.

Gutzkow.

Uriel Acosta	Silva.
Zopf und Schwert	Friedrich Wilhelm I.

Laube.

Karlsschüler	Herzog Karl.
Gottsched und Gellert	Gottsched.
Prinz Friedrich	Friedrich Wilhelm I.

Halm.

Griseldis	Percival.

Immermann.

Ghismonda	Tancred.
Andreas Hofer	Andreas.

Holtey.

Leonore	Wallheim.
Erinnerung	Dorn.
Shakspeare in der Heimat	John Shakspeare.

Birch-Pfeiffer.

Marquise von Villette	Orleans.
Hinko	Wenzel.
Pfefferrösel	Rollingen. Bandini.
Nacht und Morgen	Gabtry.
Rubens in Madrid	König.

Töpfer.

Hermann und Dorothea	Feldern.
Gebrüder Foster	Thomas.
Tagesbefehl	Graf von Bannwitz.
Des Herzogs Befehl	Wendel.
Empfehlungsbrief	Balthasar.
Beste Ton	Landjägermeister von Strehlen.

Freytag.

Kunz von der Rose	Kunz.
Journalisten.	Piepenbrink.

Shakspeare.

König Heinrich der Vierte	Percy. Heinrich IV.
Julius Cäsar	Cäsar.
Sturm	Prospero.

Romeo und Julia	Paris. Tybald. Mercutio. Lorenzo. Capulet.
Sommernachtstraum	Theseus.
Hamlet	Laertes. Geist. Polonius.
Kaufmann von Venedig	Marocco. Antonio. Shylock.
Lear	Kent. Edmund. Lear.
Othello	Cassio.
Zähmung der Widerspenstigen	Baptista.
Viel Lärmen um nichts	Leonato.
Komödie der Irrungen	Solinus.
Coriolanus	Coriolanus.
Wintermärchen	Antigonus.

Calderon.

Leben ein Traum	Clotald. Basil.

Außer in den angeführten musikalischen Werken habe ich in den Opern von Lobe, Eberwein, Kreuzer, Lindpaintner rc. und in den Schau- und Lustspielen von Benedix, Bauernfeld rc. mitgewirkt. Der Umfang meines Rollenverzeichnisses bestand aus vierhundertachtundachtzig verschiedenen Aufgaben, und in fünfzig Jahren meiner theatralischen Laufbahn mag ich wohl nahe an viertausendmal aufgetreten sein.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.



